Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Siebenter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Hundertvierunddreißigstes Kapitel.

In Barcelona.

Spanien. — Sitten und Charakter. — Staatsmänner und Soldaten. — Eine Lobrede auf die Unwissenheit.

Abermals bestieg ich in Marseille das Schiff, um mich den verrätherischen Wellen anzuvertrauen, jedoch ohne Gefährde erreichte ich Catalonien, die erste und bedeutendste spanische Provinz. Als ich dieses herrliche Land erreichte, welchem die Natur Alles zugestanden hat, um es zu einem der glücklichsten Europas zu machen, und welches dennoch so elend, so unglücklich ist, mußte ich unwillkührlich seufzen, — denn dieses schöne, unglückliche Land war ja mein Vaterland. — Ich mußte seufzen als ich an seine Geschichte gedachte, an seine ehemalige Größe und an seinen jetzigen Verfall.

Von der zweiten Hälfte des funfzehnten bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts war Spanien fünf Menschenalter hindurch unbedingt die wichtigste, die erste Nation Europas. In dieser Zeit bereicherte es die Erde mit einer neuen Welt, erzeugte Helden, welche sich den Ruhm der größten Feldherren erwarben, diktirte den Höfen der Könige und Fürsten die Gesetze der Mode und Etikette, beherrschte die Niederlande

durch Heirathsbande, Italien und Portugal durch Eroberung, Deutschland durch die freie Wahl der Nation, Frankreich durch dessen Schwäche und innere Zwistigkeiten, und wurde England einen Augenblick gefährlich und drohte seine Seemacht zu vernichten. Spanien warf Frankreichs Könige in seine Gefängnisse, seine Krieger zogen in Paris ein, seine Sprache und sein Genie übten nicht unbedeutenden Einfluß auf die europäische Literatur aus. Da aber kam die Stunde des Falles, von dem sich das Land nie wieder erholen sollte.

Unter der Herrschaft der Bourbonen begrub sich Spanien bis zum Anfange der französischen Revolution in seine Halbinsel. Der spanische Gesandte versuchte es, den König von Frankreich zu retten, aber Gott hatte den Märtyrertod über ihn verhängt. Man vermag die Pläne der Vorsehung nicht umzuändern, wenn die Stunde der Umwandlung für die Völker geschlagen hat. Karl IV. wurde 1778 auf den spanischen Thron berufen, an seiner Seite stand der Emporkömmling Godoy, welcher in Paris 40 Jahre lang Melonen pflanzte, nachdem er ein Königreich auf die Straße geworfen hat. Napoleon bemächtigte sich der Halbinsel und spielte mit Godoy eine Komödie, welche an das italienische Mittelalter erinnert und von dem Geiste Machiavells eingegeben zu sein schien. Dieser schändlichen Komödie folgen die Metzeleien vom 2. Mai in Madrid, die ganze Nation erhebt sich, heldenkühn widerstrebt sie dem großen Imperator, vor dessen Schlachtenblick die ganze Welt erbebte, die größten Heere auseinander stoben, und Spanien zeigt zuerst, daß auch ein Napoleon nicht unüberwindlich sei, wenn sich eine Nation in wahrhafter Begeisterung für ihre Unabhängigbeit gegen ihn erhebt.

So oft man über Spanien spricht, verfällt man in einen großen Irrthum, weil man gewöhnlich von der Idee ausgeht,

den rechten Maßstab gefunden zu haben, indem man seine Bewohner nach den Begriffen, die man von anderen kultivirten Nationen hat, beurtheilt. Selbst Napoleon theilte diese so allgemeine Täuschung, er glaubte die Iberier besiegen zu können, wie die Germanen, durch Gewalt und Verführung, aber er verrechnete sich. Die Spanier sind christliche Araber, sie haben etwas Wildes und Ueberraschendes, das Mischlingsblut des Kantabrers, des Karthagers, Römers, Vandalen und Mauren, das in ihren Adern fließt, pulsirt nicht wie anderes Blut. Sie sind thatkräftig, träg und gravitätisch, und dies Alles zugleich. Aber jede träge Nation ist gravitätisch, denn diejenigen, welche nicht arbeiten, betrachten sich als Oberherren derer, welche arbeiten, sagt der Verfasser des **Esprit des lois.**

Die Spanier, die eine sehr hohe Meinung von sich selbst haben, bilden sich über Recht und Unrecht nicht dieselben Begriffe, wie andere Völker. Ein Hirt jenseits der Pyrenäen, an der Spitze seiner Heerde, genießt der unbeschränktesten persönlichen Freiheit. Und diese Ungebundenheit ist es, welche in diesem Lande der Freiheit schadet. Was nützen die politischen Rechte einem Menschen, der sich um sie nicht kümmert, der zur Richtschnur seines Lebens das Sprüchwort macht: „**Aneja de casta, pasto de gracia, hijo de casa**“*), einem Menschen, der, wie der Beduine, mit seiner Stutzbüchse bewaffnet und von seinen Schaafheerden begleitet, zu seiner Existenz nur einer Eichel, einer Feige oder Olive bedarf? Der Majo an den Ufern des Guadalquivir unterscheidet niemals die Sache von der Person und bringt jede Meinungssonderung auf die Alternative zurück: „Tödte oder stirb“.

Dieser Typus ist dem Iberischen Charakter so tief eingeprägt,

*) Ein Schaf, eine Mahlzeit umsonst, ein Kind des Hauses.

daß der modernisirte Theil der Bevölkerung, ungeachtet er die neueren Ideen aufgenommen hat, mit der Hinneigung zu diesen, dennoch seinem eigenthümlichen Charakter treu bleibt. Wer hätte es z. B. jemals geglaubt, daß die Spanier Priester ermorden könnten? Und dennoch haben dieses ohne Gewissensscrupeln und mit Verleugnung aller Pietät die Liberalen gethan. Und wie bedeutend ist nicht das Ansehen der Geistlichkeit von jeher in Spanien gewesen? In dieser Beziehung kommt kein Volk dem spanischen gleich. Und dennoch wagte man die Geistlichkeit zu tödten? Aber in Spanien ist einmal, man liebe oder hasse, tödten das Natürlichste, durch den Tod schmeichelt man sich, Alles zu erreichen. Die Abenteurer, welche mit dem Schwerte in der Hand bis an den Gurt im Wasser standen, um den Ocean zu erobern, schienen Amerika seinen ursprünglichen Einöden wieder überliefern zu wollen; der Spanier begehrte die Herrschaft der Welt, aber eine entvölkerte.

Zu diesem unbändigen Despotismus des Charakters gesellt sich durch einen merkwürdigen Contrast der Natur eine Beimischung von Apathischem und Komischem, von Trägheit und Aufschneiderei. Wenn z. B. in den Bürgerkriegen die eine Partei einen Erfolg erkämpft hat, glaubt Ihr, daß sie ihn verfolgen wird? Keinesweges, sie hält inne, berechnet ihren errungenen Vortheil und beginnt, ihn vor den Augen der Welt prahlerisch zu übertreiben, ihre Siege zu besingen, Guitarre zu spielen und sich an der Sonne zu wärmen. Der Geschlagene zieht sich indessen bedächtig zurück und benimmt sich wie Einer, der gesiegt hat. So verläuft eine Kette von Begebenheiten ohne Resultat. Wenn die Angreifenden eine Stadt nicht heute nehmen, so werden sie dieselbe morgen, übermorgen, nach zehn Jahren — oder auch sie werden sie gar nicht

einnehmen. Was liegt daran? Die Hidalgos sagen, daß sie 600 Jahre gebraucht haben, um die Mauren zu vertreiben.

Die Spanier wundern sich selbst über ihre grenzenlose Geduld. Diese Geduld, sich von Generation auf Generation übertragend, ist zuletzt ein Familienschild geworden, der nicht mehr schützt und als alterthümlicher Schmuck der erblichen Uebel des Landes paradirt. Das abgelebte Spanien glaubt sich noch immer unverwundbar, wie der alte Einsiedler des Klosters St. Martin zwischen Sagunt und Carthagena. Nach dem Berichte eines alten Schriftstellers nämlich, fanden die Soldaten des Königs Löwegild das Kloster verlassen, den Abt ausgenommen, der zwar vom Alter gebeugt, aber nichts desto weniger sehr frisch an Tugend und Gesundheit war. Ein Soldat wollte ihm den Kopf abschneiden, fiel aber rücklings zu Boden und gab seinen Geist auf.

Die Staatsmänner dieser Nation theilen die Fehler der Soldaten. In den dringendsten Umständen beschäftigen sie sich mit nichtssagenden Maßregeln, halten schülerhafte Reden, hauen mit dem Munde Alles in Stücke, nur daß die Thaten, welche man darauf erwartet, ausbleiben. Wie geht das zu? Sind sie beschränkt oder feige? — Keins von beidem: sie sind Spanier. Sie legen einen anderen Maßstab den Ereignissen an, sie überlassen es der Zeit, die Verhältnisse zu entwirren, deren Ausgang ihnen keine Unruhe macht. Der Vater läßt ohne Furcht oder Bedauern sein Leben auf seinen Sohn übergehen, und der Sohn lebt seinerseits wie der Vater gelebt hat. So wird sich in einigen Jahrhunderten zur Zufriedenheit der Lebenden das Ereigniß lösen, das die Längstverstorbenen ihnen als Vermächtniß hinterlassen haben, und das bei einem anderen Volke in acht Tagen entschieden wäre.

Hinter allen Ereignissen, selbst den bedeutsamsten, steckt

die Gleichgültigkeit der Menge, nur von weitem machen sie viel Geräusch. Wenn eine Revolution ausbricht oder eine feindliche Partei naht, verschließt man seine Thore und läßt sie wie einen Schwarm Heuschrecken vorüberziehen. Man ist für Niemand. Don Carlos konnte keine Stadt einnehmen, Marie Christine nicht die Landbewohner zur Erhebung bringen. Uebrigens haben die Spanier zu allen Zeiten die Waffen für Gegenkönige, welche um die Krone buhlten, ergriffen. Ist der Krieg aus, so kehrt Jeder, ohne daß sich etwas geändert hat, zum Gehorsam oder vielmehr zu seinem gewöhnlichen Leben zurück, was in Spanien das Einzige ist, was niemals seine Verfassung ändert, schon deshalb weniger als in anderen Ländern, weil die Dörfer sehr vereinzelt liegen, und der Handel nur sporadisch von Karavanen über kahle Ebenen und unbewohnte Berge getrieben wird.

Welche Zukunft Spanien noch bevorsteht, wer könnte davon etwas ahnen? — Aber so trostlos die gegenwärtige Lage meines Vaterlandes auch ist, das ist gewiß, daß auch für dieses die Zeit nicht mehr fern sein wird, wo die Erkenntniß die Nation durchdrungen hat, daß der Staat, welcher gedeihen will, nur auf zwei Elementen beruhen kann: auf Arbeit und Ruhe.

Nie habe ich eine so interessante Reise gemacht wie die von Toulouse nach Barcelona. Zu meiner Reisegesellschaft gehörten ein Engländer und ein Franzose, beide Herren waren nicht mehr jung, aber sehr geistreich und hatten die sonderbarsten Einfälle und Ideen. Im Anfange unserer Bekanntschaft sprachen diese Herren, so ziemlich wie alle Männer in Gegenwart von Damen sprechen, — galante Phrasen, welche darauf berechnet waren, mich eitel und dankbar gegen die Lobesspenden zu machen, und wenn ein weibliches Herz sich zur Dankbarkeit

verpflichtet fühlt, dann ist es bald verliebt. So rechneten diese Herren, sie gewahrten aber bald ihren Irrthum, und es zeugte mir von ihrem Geist, daß sie es so bald inne wurden, welchen Ton sie anstimmen mußten, um mir zu gefallen. So lenkte sich denn das Gespräch auf die verschiedensten und ernsthaftesten Gegenstände, und wir wurden durch diesen Austausch unserer Ideen bessere Freunde, als wir wohl sonst je geworden wären.

Als ich einige Worte von der Unwissenheit meiner Landsleute fallen ließ und Spanien deshalb beklagte, versetzte der Franzose ganz ernst: Seien Sie froh, daß Ihre Landsleute nicht bessere Schulen haben und nicht so viel lernen, als wir Franzosen. Glauben Sie mir, das Lernen und Wissen des Volkes, des Menschen überhaupt führt zu Nichts. Wenn wir überhaupt noch eine Hoffnung haben, daß unsere altersschwache Gesellschaft sich verjüngen könnte, so würde dieses nur auf dem einen Wege der Verdummung geschehen können. Der Mensch stirbt, wenn er am klügsten und am schwächsten ist, der Zustand der Dinge ändert sich bei allen Völkern, wenn sie auf der höchsten Stufe der Bildung und in Folge dieser der Schwäche stehen, — sie gehen unter, sind untauglich für die Regeneration.

Ich will zugeben, wandte ich ein, daß ein dummes Volk glücklicher lebt, als ein aufgeklärtes, gleichwohl aber ist es doch die Pflicht einer jeden Regierung, für die zunehmende Bildung des Volkes durch genügende Bildungsanstalten zu sorgen.

Ich halte dies nicht für die Pflicht der Regierung, versetzte der Franzose, denn ich sehe nicht ein, warum die irdische Regierung gegen den Willen der göttlichen handeln sollte?

Sie glauben also, daß es Gottes Wille und Absicht ist, daß die Menschen in Unwissenheit erhalten werden?

Ganz gewiß. Ich öffne die Bibel und finde, daß unser Urvater aus dem irdischen Paradiese vertrieben wurde, weil er sich durch seinen Gaumen zu dem schwarzen Verbrechen verleiten ließ, Früchte vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen zu essen. Das Wissen wurde demnach ursprünglich von Gott selbst verworfen und bestraft. Ohne diese Begier, Alles zu wissen, welche Adam und Eva auf uns treulichst vererbt haben, würde die Menschheit in ewiger Glückseligkeit gelebt haben, unter der einzigen Bedingung, mit einigen Annehmlichkeiten und mit einer weit größern Anzahl von Leiden unbekannt zu bleiben. Die Natur wollte es anders: indem sie uns Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, Gehirn znm Denken, einen Mund zum Sprechen verlieh, gab sie uns alle Mittel, Belehrung zu empfangen und mitzutheilen. Doch ist es erwiesen, daß unser Glück in gleichem Maße mit unserer Bildung gestiegen ist? Ich halte mich an die alte Ueberlieferung, welche ein goldenes Zeitalter an die Wiege des Menschengeschlechts setzt. Und warum war der M nsch damals glücklicher? Weil er die herrlichen Güter der Natur genoß, ohne ihre Ursachen erforschen zu wollen. Später haben sich die Wissenschaften eingefunden und mit ihnen die Kriege der Gelehrten, und wie oft achtet man heute als Wahrheit, was morgen als Irrthum verworfen wird? Welche widersprechenden Ansichten, ehe man das Feststehen der Sonne und die Bewegung der Erde erkannt hat! Ist man in der Saatswissenschaft über die beste Regierungsform einig geworden? Ein Volk zieht die monarchische vor, welche einen Herrscher, ein anderes die demokratische, welche Tausende bestimmt. Bleibt in der Metaphysik die menschliche Seele nicht ein ewig ungelöstes, ewig unlösbares Räthsel? Sind selbst die Grundsätze der Moral bei allen Völkern begriffen? In Indien verbrennen sich die Weiber auf dem Scheiterhaufen

ihrer Männer, um sich der Möglichkeit zu berauben, ihnen untreu zu werden. In Europa lassen die Frauen ihre Gatten ruhig vorangehen und suchen sich sobald als möglich einen Trost unter den Lebendigen. Während der Gebildete die Achtung vor seinen Aeltern als eine heilige Pflicht ansieht, halten die Wilden es für einen Verdienst, ihre Väter durch Keulenschläge zu tödten, unter dem Vorwande, ihnen die Bürde des Alters abzunehmen. Ueberall Zweifel, Verwirrung, Widersprüche der Ansichten.

Diese Auffassung des zweifelhaften Werthes unserer Bildung hatte vielen Reiz für mich und ich ahnte damals noch nicht, daß ich einige Monate später über fast dasselbe Thema mit einem Könige sprechen würde, ich ließ daher den guten Franzosen, welcher einmal im Flusse war, ohne ihn durch Unterbrechungen zu stören, fortreden. Es hatte sich eine ganze Gesellschaft um uns versammelt, um diese Philippica gegen das Wissen mit anzuhören. —

Selbst die Wissenschaften, so fuhr nun der Franzose fort, selbst die Wissenschaften im engeren Sinne sind dem Irrthume unterworfen und führen mannigfache Nachtheile mit sich. Ich kenne kein erhabeneres Studium, als das der Astronomie; doch bei steter Betrachtung des Firmamentes stumpft man sich die Sehorgane ab, wenn man sich nicht durch das ewige Anstaunen der Pracht des gestirnten Himmels den Verstand verwirrt, oder gar, bei materialistischer Auffassung, zum Atheisten wird. Während man betrachtet, was am Himmel sich ereignet, vergißt man, und oft sehr zu seinem Nachtheil, was auf der Erde vorgeht. Dies beweist der Astrolog der Fabel, welcher den Mond betrachtet und während dessen in einen Graben stürzt.

Hat die Leidenschaft für naturwissenschaftliche Forschungen und Reisen nicht Opfer wie Plinius, La Peyrouse und so viele Andere dahingerafft? Hat Christoph Columbus den Ruhm, eine Welt entdeckt zu haben, die nicht einmal seinen Namen trägt, nicht in Fesseln gebüßt?

Ist die Medizin die heilbringendste oder verderblichste aller Wissenschaften? Noch ist die Frage nicht gelöst, so viel mancher Hippokrates unserer Tage dagegen einwenden wird. Noch steht es nicht fest, ob sie nicht bloß dazu da ist, das menschliche Leben noch zu verkürzen, welches ohne sie so kurz ist; ob nicht das menschliche Leben in der Urzeit nur darum so lang war, weil die Natur sich selbst half, ohne die abenteuerlichen Eingriffe der Kunst. Vielleicht wurde Methusalem nur neunhundert Jahre alt, weil es damals noch keine medizinischen Facultäten gab!

Die Erfindung des Pulvers erhöht den Reiz unserer öffentlichen Feste, indem es dieselben durch prachtvolle Feuerwerke krönt; doch diesem feierlichen Vergnügen stehen die Schlachtfelder gegenüber, auf denen die Völker durch dieselbe Erfindung nur schneller und sicherer sich gegenseitig morden lernen.

Vor Erfindung der Buchdruckerkunst hat der menschliche Geist die Iliade, die Aeneide und so viele andere Gedichte hervorgebracht, welche einen nicht üblen Erfolg gehabt haben, ohne durch Zeitungsinsertionen, die Zeile zu dreißig Sous, und durch Anschläge an den Straßenecken angepriesen zu werden. Die Presse mag allerdings zur Ausbreitung der Wahrheit und des Geistes genützt haben, doch sie hat eben so sehr den Unverstand und die Lüge gefördert, welche früher mit dem Worte verhallten, jetzt aber in den Büchern verewigt werden. —

Die Industrie rühmt sich ihrer hohen Fortschritte. Doch

ehe man den Dampf auf unseren Flüssen und unseren Eisenbahnen in Anwendung gebracht hatte, hätte die Regierung zahlreiche Gesellschaften zur Versicherung gegen die Explosion gründen oder wenigstens das Geheimniß erfinden sollen, auseinandergerissene Arme und Beine, welche sie eine so liebliche Reise durch die Luft machen läßt, ohne Schmerz wieder zusammen zu fügen.

Ueberhaupt ist ein sehr wesentlicher Fehler unseres Jahrhunderts der Hochmuth, welcher meint, die Menschheit sei seit sechs Jahrtausenden im Dunkeln gewandelt, und uns allein sei die Ehre aufbehalten, alle Künste, alle Wissenschaften, alle Wahrheiten zu entdecken. Die gegenwärtige Erziehung vergrößert diesen Fehler: sie behandelt die Kinder wie Erwachsene. Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Englisch, Geschichte, Philosophie, Grammatik, Mathematik, Chemie folgen auf einander, ohne alle Ordnung und Methode; so gleiten sie über die Oberfläche ihres Gedächtnisses hin, anstatt in ihren Geist einzudringen. Auf diese Weise erhalten wir die vielen, ich sage nicht halben Gelehrten, dies wäre doch Etwas, die Viertheile, Zehntheile, die Bruchtheile von Gelehrten, welche sich mit dem leisesten Anfluge der oberflächlichsten Bildung begnügen. Früher lernte die Jugend weniger auf einmal, doch sie lernte mehr.

Die Erziehungsanstalten für Mädchen sind von diesem Vorwurfe nicht weniger frei, als unsere Gymnasien. Die jungen Damen kommen mit so vielfachen Talenten in den Sprachen, der Musik, der Malerei und der Tanzkunst aus denselben zurück, daß ihre Liebhaber sich fast scheuen, sie zu heirathen, aus Furcht, daß sie in vielen Dingen bereits zu viel wissen.

So scheint die Wissenschaftlichkeit unserer Tage für beide Geschlechter gleich gefährlich zu sein, ungeachtet aber der zwei-

fellosen Nachtheile der Bildung bin ich dennoch weit entfernt, die Unwissenheit als Gegengift gegen dieselbe zu empfehlen, ich will nur einige Lichtseiten derselben aufdecken.

Zuerst behaupte ich, daß es eine Naturnothwendigkeit sei, jede menschliche Bestrebung in gewisse Grenzen einzuschließen. Mag auch Virgil in melodischen Versen ausrufen: Glücklich der Weise, der die Gesetze der Natur kennt! Das Evangelium, das die im Geiste Einfältigen glücklich preist und ihnen das Himmelreich verspricht, scheint eine mehr troſtreiche und allgemein-anwendbare Lehre aufzustellen, denn aller Vervollkommnung ungeachtet sind die im Geiste Einfältigen hienieden noch so bei Weitem die Mehrzahl, daß die Schaaren der Auserwählten dort oben sehr groß sein müssen. Und leben sie nicht auf Erden selbst wirklich schon glücklicher, als die Wissenden, die Heiterkeit, Ruhe und die Gesundheit verlieren, um am Ende mit Sokrates einzugestehen: Wir wissen nichts? —

Es fehlte mir nicht an tausend anderen Gründen, die Unwissenheit zu Ehren zu bringen und dem nie rastenden Streben nach Wissen den Stab zu brechen und seine Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit nachzuweisen. Uns zu lieben, uns zu bemitleiden, uns gegenseitig zu unterstützen, das ist die Weisheit, in deren Besitz wir uns so schnell als möglich setzen müssen, uns gegenseitig zu hassen, zu schmähen, zu beleidigen und vor Allem zu langweilen, das sind die Mängel, mit denen es ehrenvoll ist, nicht bekannt zu sein, das ist die wahre Unwissenheit, welche die Menschheit beglücken würde und welche herrschen wird, sobald die Menschheit aufhören wird, eine Welt von Gelehrten und Ueberklugen sein zu wollen.

Ein ungeheurer Applaus folgte dieser Deduction des geistreichen Franzosen. Ein lebhaftes Gespräch, oder vielmehr

ein Streit für und wider erhob sich unter unserer Reisegesellschaft; was mich betrifft, ich konnte nicht umhin, dem Franzosen zu sagen:

Sie haben Recht: — unser Geschlecht glaubt zu klug zu sein, zu viel zu wissen, und es weiß wirklich und lernt zu viel, — um auf diese Weise fort bestehen zu können. Ich glaube, wir würden einen großen Schritt vorwärts zum Glück machen, wenn wir uns mit Ernst daran machten, — Nichts mehr zu lernen und Vieles zu vergessen.

Hundertfünfunddreißigstes Kapitel.

Barcelona.

Die ermordeten Mönche. — Eine Stierhetze. — Der Hingerichtete. — Meine Entführung durch einen Banditen.

Barcelona ist die Hauptstadt Cataloniens, eine wahrhaft große Stadt voll Betriebsamkeit, wie es deren nicht viele in Spanien giebt. Deshalb ist auch der politische Einfluß dieser Stadt sehr bedeutungsvoll, und die Regierung pflegt bei Allem, was sie thut, besonders auf die Stimmung in dieser Stadt Rücksicht zu nehmen. Barcelona hat über 160,000 Einwohner; mehr als 60,000 Arbeiter sind in den Werkstätten thätig und spinnen die aus Amerika, den Balearischen Inseln oder aus Cuba eingeführte Baumwolle, oder wandeln die Seidenfäden aus Valencia und Murcia in Stoffe um.

Die Stadt an sich gewährt einen recht guten Anblick und würde noch weit schöner aussehen, wenn sich in den letzten Bürgerkriegen die Carlisten und Christinos nicht um die Wette beeifert hätten, die berühmtesten Gebäude niederzubrennen und mit einem wahren Vandalismus zu zerstören, was sich ihnen entgegenstellte. Namentlich sind die Klöster von Barcelona

dieser Wuth erlegen, was in Rücksicht auf die literarischen Schätze, welche sie bergen, gewiß sehr zu bedauern ist. Die Stadt hat einige freie Plätze, das Volk von Barcelona aber Nichts dabei gewonnen. —

Da ich mich einige Zeit in Barcelona aufzuhalten gedachte, miethete ich mir eine feste Wohnung auf der Rombla, meine beiden Reisegefährten, der Franzose und der Engländer, nahmen in demselben Hause ihr Logis. Ich wohnte nun in der nächsten Nähe des Opernhauses, auf welchem ich aufzutreten die beste Gelegenheit hatte. Der Director des Theaters machte mir schon an dem Tage meiner Ankunft die Aufwartung und lud mich auf die höflichste Weise zu ein paar Vorstellungen ein.

Bald nach meiner Ankunft fand in Barcelona eines der merkwürdigen Volksfeste statt, welches ganz allein den Charakter der Spanier und ihren Bildungsgrad bekundet. Es sollte nämlich eine Stierhetze aufgeführt werden. Die Stierhetzen sind für den Spanier das, was die Gladiatorenkämpfe für den Römer waren und ich glaube, es ist bei Weitem leichter, dem Spanier die freisinnigste Constitution, als diese Stierhetzen zu nehmen. Barcelona trug damals noch sehr sichtbare Spuren der Gefährlichkeit der Stierhetzen, selbst wenn sie dem Volke nicht genommen werden, d. h. wenn sie stattfinden und gegen seine Erwartung ausfallen. Es waren damals zehn Jahre verstrichen, seitdem sich die unglückselige Geschichte ereignet hatte. Die Stiere waren nämlich nicht wild genug geworden, und das Volk sucht bei diesen schrecklichen Belustigungen den Reiz in der größtmöglichen Aufstachelung der Stiere. Getäuscht in seiner Erwartung, nahm es plötzlich die Stelle des Stieres ein, es stürzte wuthschnaubend über das Amphitheater her, aber hiermit nicht zufrieden, und nach an-

deren Opfern dürstend, bedurfte es nur eines Fingerzeiges, um den Zorn des Volkes jedwedem Dinge zuzulenken. Es gab nur zu viele Leute in Barcelona, welchen die Klöster mit ihren reichen Einkünften ein Dorn im Auge waren, diese sprachen den verhängnißvollen Ruf aus: Nach den Klöstern! und nun begannen die abscheulichsten Mordscenen, welche die Geschichte der Revolutionen je gesehen hat. Mehr als ein halbes Dutzend Klöster wurden zerstört und sämmtliche Mönche, die sich nicht rasch genug retten konnten, niedergemetzelt. Nur mit der größten Mühe wurden die Nonnenklöster der Volkswuth entzogen, aber sie wurden fast sämmtlich aufgehoben.

Ich begreife nicht, wie diese Kämpfe den Spanierinnen so vielen Reiz gewähren können, denn das Amphitheater war mit Damen angefüllt. Diese Stierkämpfe enden in der Regel sehr tragisch, entweder der Stier oder der Matador stirbt. Einer muß auf dem Platze bleiben, — denn die Spanier werden, wie gesagt, über Nichts wüthiger, als wenn die Stiergefechte gegen ihr Erwarten ausfallen.

Ich fand vier Torreadores*) in der Arena und zwei Picadores mit ihren langen Piken zu Pferde. Diese suchten die Stiere zur höchsten Wuth zu reizen, und das ist die Hauptsache bei dem ganzen Spaß. Die Stiere sind ungereizt sehr gutmüthige, wenigstens, wie es mir vorkam, sehr phlegmatische Thiere, die man nicht leicht aus ihrer Ruhe bringt. Wirklich wurden auch vier bis fünf dieser Thiere wieder abgeführt, welche trotz aller Reizungen zahm blieben. Das Volk wurde schon gewaltig unruhig, obwohl die Torreadores Alles aufboten, ihre gehörnten Gegner aus ihrer stoischen Gelassenheit zu bringen. Man warf ihnen mit Pulver gefüllte Wurf-

*) Fußkämpen.

spieße in das Fell des Rückens, die sich dann entluden, aber Alles war umsonst. Das Volk machte wenig Umstände und fing an, was es zur Hand hatte, Stühle und andere Dinge, in die Arena zu werfen. Da trat der Matador, der Anführer der Torreadores an die Loge des Bürgermeisters von Barcelona und bat sich die Erlaubniß aus, den Stier zu tödten. Hierauf ließ sich ein allgemeines beifälliges Gemurmel hören, der Sturm legte sich und der Matador zog sein Schwert, um dem Stier den Kopf zu spalten. Aber der arme Teufel konnte selbst sein letztes Pater noster beten, oder vielmehr er konnte es nicht, der Stier ließ ihm nicht Zeit dazu. Das Thier schien das blanke Schwert mehr als die Speere zu fürchten und zu verstehen, daß es sich diesmal um Leben und Tod handele. Es rannte gegen den Kämpen an, welcher nicht Zeit zu dem rettenden Sprung über die Barriere hatte, und durchbohrte ihm die Seite. Der Matador wurde auf den Tod verwundet hinweggetragen und starb auch bald darauf. Mit diesem tragischen Vorfalle war aber das Stiergefecht noch keinesweges zu Ende, es wurden noch andere Stiere herbeigeführt und der Kampf begann von Neuem. Das Volk jedoch schien an diesem Abend durchaus nicht befriedigt zu sein, der Tumult brach wieder los, namentlich begann es gegen das Ende des Kampfes sehr wild zu werden, und ich selbst wäre fast sehr übel dabei weggekommen, denn mein Nachbar hinter mir wollte mir durchaus meinen Stuhl nehmen, um ihn ebenfalls als Zeichen seiner Unzufriedenheit in die Arena zu schleudern. Meine Begleiter hatten ihre Stühle schon geopfert, aber ich selbst bezeigte keine Lust, dem Ende dieser Geschichte stehend zuzusehen, und behauptete meinen Stuhl. Darüber wurde der Spanier böse, war aber dennoch galant genug, den Streit mit einem Compliment zu enden, als ich ihm sagte, daß er die Lehne

meines Stuhles nehmen könne. Er brach dann wirklich ein Stück meines Stuhles ab und schleuderte es in die Arena. Nachdem das Volk genug Tumult angerichtet hatte, verließ es das Amphitheater, dessen Besitzer den größten Schaden davon hatte.

Es schien, als sollte ich in Barcelona alle möglichen gräßlichen Schauspiele sehen. So wohnte ich auch einer Hinrichtung mit bei. Der Held derselben war nur ein Räuber, welches so ziemlich der zehnte Mann in Spanien ist. Er war bereits schon fünfmal erwischt und immer wieder losgelassen worden, und man hätte ihn jedenfalls auch zum sechsten Male wieder entwischen lassen, wenn die Bevölkerung nicht energisch dagegen protestirt hätte. Mit dem Entwischen der Spitzbuben und Räuber wird nämlich in Spanien ein sehr einträglicher Handel getrieben, und zwar von keinem Andern, als den Richtern oder den Alkalden selbst. Diesem nämlich kommt ein Drittheil von allen den Schätzen zu, welche bei einem gefangenen Räuber vorgefunden werden. Es liegt also mehr in seinem Interesse, die eingefangenen Banditen gegen die Gesellschaft wieder loszulassen, als sie zu hängen oder zu erschießen. Auf diese Weise hat der Alkalde die Aussicht, abermals ein Theil von dem Raube zu erlangen, welchen der freigelassene Räuber wieder gewinnt. Denn dieser ist entweder unvorsichtig oder dankbar genug, sich einmal wieder einfangen zu lassen — um wieder zu entspringen. Dieses Spiel wird sehr oft bis ins Unendliche wiederholt. Nun kann man sich ein Bild von dem Rechtszustande in Spanien machen, und man wird es sehr natürlich finden, daß viele Leute, wenn sie nur eine Abendgesellschaft besuchen, nicht anders als mit Pistolen bewaffnet das Haus verlassen. Der Spanier selbst geht fast nie anders als bewaffnet aus, selbst der Bauer nicht. Gewöhnlich besteht

diese Waffe in einem Messer, einem sogenannten Brodmesser, das zu tragen jedem Spanier erlaubt ist. Ein Mord mit einem solchen Messer wird von dem Gesetze nicht sehr strenge bestraft, weil er im Zorne, ohne Absicht, geschehen sein kann. Mordet aber ein Spanier Jemanden mit einer anderen Waffe, die dem Spanier nicht zu tragen erlaubt ist und also auch gewöhnlich von ihm nicht getragen wird, so setzt dieses eine Absicht, einen überlegten Mord voraus, und der Mörder wird eben als Mörder bestraft, d. h. wenn die Gerechtigkeit nicht das Auge zudrückt. Aber diese drückt in Spanien beständig die Augen zu, und wenn die Römer in anderer Absicht die Göttin Justitia mit verbundenen Augen darstellten, so haben die Spanier gewiß nicht Unrecht, auch ihre Göttin der Gerechtigkeit so darzustellen, denn sie ist in der That völlig blind oder blinzelt höchstens so ein bischen von der Seite um zuzusehen, wie schwer die Hand des Maleficanten wiegt. Die Räuber und die Schurken sind aber oft sehr reiche Leute, die dieses Anblinzeln nicht zu scheuen haben.

Es geschehen in keinem Lande traurigere Verbrechen, als in Spanien, und doch kann man mit Fug und Recht behaupten, es giebt kein edleres Volk als das Spanische. Der Spanier ist stolz, und selbst der gewöhnlichste Mann bewahrt dem Höchsten gegenüber sein Selbstgefühl und läßt sich nie herab, vor ihm zu kriechen. Spanien fehlt nur eine gute Regierung und Ruhe; unter diesen beiden Umständen würde sich das von der Natur so herrlich gesegnete Land sehr bald erheben.

Eine feste, energische und vor Allem gesicherte Regierung müßte zuerst den Richterstand purificiren, und dann würden auch die Räubereien und die Räuber ein Ende nehmen, und es würden keine Gerichtsscenen Statt finden, wie mir deren verschiedene mitgetheilt worden sind.

So wurde kurz vor meiner Ankunft in Barcelona ein Mörder ergriffen, welcher den Mord nicht mit dem gewöhnlichen Messer, welches die Spanier tragen, sondern mit einem andern begangen hatte. Dies ist also der erste Punkt, um welchen sich die Unterhandlung dreht. Der Mörder wird vor den Richter geführt, und dieser beginnt das Verhör und läßt es zu Protokoll nehmen. Der Mörder ist ein ziemlich wohlhabender Mann, und der Richter spricht das fürchterliche Wort **un cultiello** *) aus und will fortfahren.

Per cortar pan **), setzt der erschrockene Mörder hinzu und wirft eine Hand voll Geld auf den Tisch.

Un cultiello, wiederholt der Richter sehr bedeutungsvoll.

Der Mörder opfert eine zweite Hand voll Geld.

Aber zum dritten Male ertönt das ominöse **un cultiello**, und zum dritten Male greift der Mörder in die Tasche, die jetzt vollkommen ausgeleert wird, nun erst ertönt auch von Seiten des Richters:

Per cortar pan.

Es giebt keine schlimmere Menschenrace in Spanien, als die sogenannten Scrivanos, welche Richter, Gerichtsschreiber und Notarien in einer Person sind. Durch die Hände dieser gewissenlosen Leute geht aber eine Unmasse von Geschäften, und ihre demoralisirende Einwirkung auf die Bevölkerung ist unvermeidlich.

Der Räuber, dessen Hinrichtung ich, ohne es zu wollen, mit ansah, hatte zuletzt einen Geistlichen geplündert und sich hinterher von ihm Absolution ertheilen lassen, er wurde eingefangen und da er in der Umgegend von Barcelona sehr übel

*) Ein Messer.

**) Um Brod zu schneiden, ein Brodmesser.

berüchtigt war, denn er gehörte nicht zu den noblern Banditen, welche stets mächtige Bekanntschaften haben, so wurde auf seine Hinrichtung gedrungen und der Alkalde mußte sich entschließen, ihn so zu bewachen, daß er nicht entwischen konnte. Der Delinquent wurde gehängt und starb mit der größten Ruhe, auf mich machte diese erste Hinrichtung, welche ich sah, einen entsetzlichen Eindruck. Ich fühlte mich noch acht Tage später unwohl, und der Galgen und das klappernde Gebein des Räubers schwebten mir beständig vor den Augen. Einer meiner Reisegefährten, der Engländer, hatte der Hinrichtung ebenfalls beigewohnt, und er sah sich Alles mit der prüfenden und denkenden Miene eines Kunstkenners an. Die Studien, die man am Fuße eines Schaffottes macht, sagte er, sind die für das Leben der Menschheit am wichtigsten, und ich mache eine Reise von hundert Meilen, wenn ich weiß, wo irgend eine Hinrichtung stattfindet. Ich bin dem Zufall sehr dankbar dafür, daß er mir eine so schöne Gelegenheit gegeben hat, auch einmal einen Spanier richten zu sehen, nachdem ich einen Engländer, Deutschen, Schweden, Franzosen, Italiener und Schweizer auf dem Schaffotte betrachtet habe.

Mein Freund Engländer sollte bald noch mehr Gelegenheit finden, dem Zufall dankbar zu sein, denn in Madrid wurden während unserer Anwesenheit fünf politische Verbrecher auf einmal gehängt, und er hatte das Vergnügen, die Execution vom besten Standpunkt aus zu betrachten.

Auch einige Schauspiele, d. h. Volksschauspiele sah ich mir mit an. Meinen Reisegefährten konnte ich nur einmal dazu vermögen, diese Stücke mit anzusehen. Wenn man nicht gar lange von Paris, London, Berlin, Dresden und Wien entfernt ist, wenn man so eben einen Faust, Kabale und Liebe, einen König Lear gesehen hat, und dann in das Theater von Bar-

celona tritt und ein geistliches Stück aufführen sieht, dann wird es dem Zuschauer allerdings etwas seltsam zu Muthe. Man glaubt sich urplötzlich in die Zeit der Völkerkindheit zurück versetzt, man vergißt es, daß man sich in einem Staate befindet, der dereinst zwei Welten besaß, der einen Columbus hervorgebracht und noch heute zu den civilisirten Staaten Europas gezählt wird.

So sah ich unter Andern ein Stück, welches Gott weiß wie nach Barcelona gekommen ist, denn es ist wohl kaum spanischen Ursprungs, welches betitelt war:

Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch. Ein sehr moralisches Singspiel.

Im ersten Acte erscheint der liebe Gott selbst in höchst eigener Person. Er hat einen Schlafrock an und trägt eine mächtige — Perrücke, ganz gegen die spanische Gewohnheit, dabei raucht er eine Cigarre, was natürlich für eine spanische Majestät unerläßlich ist. Der liebe Gott ist bei seiner wichtigsten häuslichen Arbeit beschäftigt, er hat nämlich nichts Geringeres vor, als den Menschen zu erschaffen, der Herr Adam soll also geboren werden. Die Geburt eines Menschen ist auf dem Theater gewiß sehr schwierig darzustellen, aber die Sache ging ganz vortrefflich von Statten. Man sah einen Klumpen Erde am Boden liegen, der Herrgott im Schlafrock blies ihm aus Kräften seinen Odem ein, und plötzlich brach aus dem Erdhügel ein Adam hervor, wie das Hühnchen aus dem Ei. Der Herr Adam war ein ganz passabel hübscher Mann, mit rabenschwarzem Haar und Schnurrbart, und zugleich zeigt unser Urvater ein recht hübsches Talent und eine gute Stimme und singt mit dem lieben Gott ein Duett:

Himmel, Erde, Thiere, Meer,
Ja, des großen Gottes Heer;

Was bekomm' ich in's Gesicht,
Leb' ich oder leb' ich nicht?

Darauf versetzt der liebe Gott:

So lebe denn, Du Bild nach mir,
Dich schmücke aller Tugend Zier,
Mach Dich zum Herrn der Wesen all',
Doch hüt' Dich vor dem Sündenfall.

Adam verspricht alles Mögliche, sieht sich Alles an und bricht endlich in die Klage aus:

Was hilft es mir, mir fehlt das Weib,
Ich hab' zu wenig Zeitvertreib,
Mit wem, Allvater, soll ich spaßen?
Kann doch nicht mit den Lämmern grasen.

Nun erhört ihn der liebe Gott und erschafft die Eva. Natürlich wird dieses wieder ganz biblisch treu dargestellt. Damit schließt der erste Act. Das Publikum zeigte sich unzufrieden, als der Vorhang fiel, und machte einen Höllenspectakel bis der Vorhang wieder aufgezogen wurde. Es wollte immer schauen und womöglich konnte das Stück ohne Unterbrechung fortgespielt werden. Ich habe niemals ein unruhigeres Publikum als das spanische gefunden.

In diesem zweiten Act verband sich der Teufel mit den bösen Geistern, die unter seinem Commando stehen, um den Adam gegen den lieben Gott aufzuhetzen, welcher ihm, dem Teufel, so übel mitgespielt hatte. Mit folgenden Worten, welche er in einem tiefen-Baß singt, ruft er die Höllengeister zu sich:

Ihr Teufel heraus
Mit Rache und Graus,

Seid eilend, nicht faul
Und haltet das Maul!

Im dritten Act wird die arme Eva vom Teufel coram genommen. Er weiß sie ganz satanisch klug zu beschwatzen, bis sie ihm endlich nachgiebt und von der verbotenen Frucht genießt. Mit folgenden Worten sucht sie nun ihren Ehegemahl Adam zu verführen:

Iß nur, mein Schätzchen, es schadet Dir nicht,
Denn diese Frucht heilt von der Gicht,
Und gewiß, sie wird uns dann geben
Ein göttliches Leben.

Diesen süßen Worten kann Adam nicht widerstehen, er nimmt und ißt und singt darauf:

Der Schmack ist gut, doch weh, wer brachte
Dich Kind dazu, daß Du so sachte
Den Apfel brachst?

Eva:

I, wer? die Schlange.

Adam:

O, weh! O, weh! mir wird so bange.

Im vierten Act wird nun das arme Menschenpaar aus dem Garten Eden verjagt. Der Engel erscheint mit einem Paar gewaltigen Flügeln und einem riesigen Schwerdte, das der tapfere Cid seiner Zeit getragen zu haben scheint. Der Schauplatz verändert sich in ein wüstes überderntes Feld, wo Salvator in einer außerordentlich hellen Maschine erscheint und die um Erbarmen flehende Sünde begnadigt.

Ich verließ nicht eben sehr erbaut von dieser Komödie, welche einer Farce sehr ähnlich sah, das Theater. Als ich

nach Hause kam, fand ich einen Brief vor. Wie ich gewöhnlich that, besah ich mir die Handschrift, ehe ich den Brief öffnete, sie war mir völlig unbekannt. Ich erbrach ihn nun und fand folgenden lakonischen Inhalt:

„Donna!

Ich sah Sie und liebte Sie!

Madras."

Dieser Brief, diese Liebeserklärung war in der That höchst originell, aber ich fand sie doch ein wenig unverschämt. Daß der Herr Madras sagte oder schrieb: ich kam und sah, klang das nicht, als vertraute er darauf bald hinzufügen zu können: ich siegte, um so dem großen Cäsar mit seinem veni, vidi, vici vollständig nachahmen zu können? Mein guter Herr Madras, dachte ich bei mir, mögen Sie immerhin kommen, Sie sollen dennoch, was meine Eroberung anbetrifft, kein Cäsar werden.

Ich zeigte den Brief meinen Reisegefährten und sie lachten. Wahrhaftig, riefen sie, dieser Brief ist spanisch, der Herr Madras hätte nur hinzusetzen sollen: und ich muß Sie besitzen, um jeden Preis.

Warten Sie nur, versetzte ich, das wird noch kommen.

Das wird noch kommen? — Glauben Sie, daß der Herr Madras noch einmal an Sie schreiben wird.

Nein, er wird nicht schreiben.

Er wird Sie besuchen?

Das ist möglich.

Dann schlage ich vor, sagte der Franzose, daß wir uns mit diesem Narren, der sich Madras nennt, einen Spaß machen.

Mein Herr Franzose, versetzte ich, dieser närrische Herr Madras wird wohl schwerlich irgend Jemandem einen Spaß mit sich erlauben.

Sie kennen den Schreiber also? fragte der Franzose erstaunt.

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ihn nicht kenne, aber ich kenne die Spanier und verstehe die Leute zu beurtheilen, welche an unbekannte Damen schreiben: „ich sah Sie und liebte Sie."

Als ich am andern Tage, an welchem ich in Barcelona aufgetreten war, aus dem Theater trat, näherte sich mir ein großer Mann, welcher sich tief in seinen Mantel verhüllt hatte, und folgte meinen Schritten bis zu meiner Wohnung. Der Franzose, welcher mich führte, sagte lächelnd:

Sehen Sie, liebe Lola, Ihren Spanier dort, denn ich wette darauf, es ist Herr Madras.

Zu unserm Erstaunen vertauschte der Verhüllte kurz vor meiner Wohnung seine Stellung. Statt uns zu folgen, schritt er uns voran, blieb bei der Thüre meines Hauses stehen und schien mich dort zu erwarten.

Finden Sie das nicht auch spanisch? fragte ich meinen Begleiter lachend.

Ich sehe allerdings ein, versetzte dieser, daß ich mit dem Herrn da spanisch sprechen muß, denn ich glaube, wenn wir ihn gewähren lassen, wird er am Ende gar Ihnen voraus — —

Nun, warum reden Sie nicht weiter?

Weil der Herr Madras, wenn es nämlich der Herr Madras ist, und er scheint es auch jedenfalls zu sein, mich eben mit einem paar Augen ansah, die ich außer bei ihm, nur noch einmal im Leben gesehen habe.

Und wer hatte solche Augen? —

Ein Spitzbube von Italiener, welcher mich auf meiner Reise durch Italien plünderte und mir hinterher noch den guten Rath gab, mich vor den Spitzbuben zu hüten.

Dieser Vergleich ist nicht sehr schmeichelhaft für den Herrn

dort, aber bitte, vollenden Sie doch Ihre Rede, bis wie weit glauben Sie, daß er seine Unverschämtheit treiben werde?

Nun, ich glaube, daß der Herr Madras so fein sein wird, sich diesen Abend als Ihren Kammerdiener zu empfehlen.

Das ist wohl möglich.

Und Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich den Burschen von Ihrer Thüre zurückweise.

Ganz und gar nicht.

Wir waren jetzt bei meiner Wohnung, der Unbekannte hielt, wie eine Schildwache, Posten, da jedoch mehrere Leute in dem Hause wohnten, ließ sich dagegen nichts sagen. Wir mußten es sogar dulden, daß er mit uns zugleich in's Haus eintrat, und wir glaubten schon, durch diese Keckheit irre geführt, daß wir uns in der That geirrt hätten und der Fremde irgend Jemanden im Hause besuchen wollte. Doch nicht lange währte diese Täuschung, der Fremde blieb mit uns zugleich bei der Thüre meiner Wohnung stehen und schien darauf zu warten, bis sie geöffnet würde.

Nun wurde es meinem Begleiter doch zu arg und ziemlich barsch fragte er den Fremden, wen er in diesem Hause suche.

Ich suche Niemanden, versetzte der Fremde sehr ruhig.

Niemanden? rief der Franzose mit höhnischem Lachen, aber ich glaube, daß Sie nichts desto weniger in einem fremden Hause sind.

Das ist wohl möglich, sagte der Spanier ganz ruhig.

Aber was wollen Sie hier? fragte der Franzose, es ist diese Dame, welche hier wohnt und welche mir sagt, daß sie nicht die Ehre hat, Sie zu kennen.

Eben deshalb bin ich hier, versetzte der Spanier, um diese Dame kennen zu lernen.

Das ist eine sehr eigenthümliche Art und mindestens eine

sehr schlecht gewählte Zeit, die Bekanntschaft einer jungen Dame machen zu wollen.

Es ist meine Art, mein Herr, und die Zeit ist so gut gewählt, als es mir die Umstände erlauben.

Ich aber werde mir erlauben, Sie hinauszuwerfen, rief der Franzose endlich, da er nicht länger mehr an sich halten konnte.

Der Spanier warf auf den jungen Franzosen einen stolzen, verächtlichen Blick und wandte sich an mich.

Ich gestehe, daß mir der Spanier trotz Allem sehr wohl gefiel, und daß ich nicht umhin konnte, sein stolzes, ruhiges Benehmen in einer so mißlichen Situation zu bewundern.

Mich zog von je her das Außerordentliche an, nur dieses hatte Reiz für mich, und so konnte es nicht fehlen, daß ich sehr zweifelhaft war, wie ich mich gegen diesen kühnen Spanier benehmen sollte. Allerdings war seine Handlungsweise eine unschickliche, aber konnte ihn nicht irgend eine wichtige Angelegenheit zu einem so späten und ungewöhnlichen Besuche drängen? Ich mußte doch erst hören. Gleichwohl hätte ich Unrecht gethan, das Verfahren des Fremden dem jungen Franzosen gegenüber zu billigen. Ich sagte also:

Mein Herr, es scheint mir hier ein Irrthum vorzuwalten, mein Name ist Lola Montez, und ich glaube nicht, daß Sie mich sprechen wollen.

Sie und keine Andere, meine Dame, versetzte der Spanier, ich bitte Sie, mir auf einige Minuten Gehör zu geben.

So treten Sie näher.

Ich ließ den Fremden eintreten, mein Freund Franzose schien darüber sehr ungehalten zu sein und zu überlegen, ob er mit dem Spanier zu mir hineintreten, oder ihn lieber zum Hause hinauswerfen sollte. Das Letztere wäre ihm aber sicher

sehr schlecht bekommen, denn der Spanier war ihm an Kräften weit überlegen, und er schien überhaupt nicht der Mann zu sein, der sich von irgend Jemandem ungestraft aus dem Hause hinauswerfen ließ.

Die beiden Herren traten also in meine Wohnung, den Spanier führte ich indessen in ein anderes Zimmer und erwartete seine Eröffnung.

Ich komme im Auftrage meines Herrn, sagte jetzt der Spanier und überreichte mir ein versiegeltes Packet.

Und wer ist Ihr Herr? fragte ich erstaunt, denn dieser stolze Spanier schien mir keinen anderen Herrn, als einen König haben zu können.

Bitte, öffnen Sie den Brief, versetzte der Spanier.

Das that ich. Das Packet enthielt einen prachtvollen Brillantschmuck, welchem ein Brief beigelegt wer, der folgenden Inhalt hatte:

„Heißgeliebte Donna!

Ich werfe mich Ihnen zu Füßen, o möchten Sie nicht ohne Wohlgefallen meine Huldigung annehmen.

Madras.“

Aber mein Gott, wer ist dieser Herr Madras? fragte ich.

Morgen, meine Dame, werden Sie ihn sehen, sobald Sie es wünschen.

Nun, so sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich bis Mittag zu empfangen pflege.

Es ist meinem Herrn unmöglich, Sie zu besuchen, aber wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollen, dann werde ich die Ehre haben, Sie nach seiner Behausung zu begleiten.

Wie, Sie muthen mir zu, einen mir völlig unbekannten Herrn zu besuchen?

Es ist ein Spanier, meine Donna.

Diese Worte wurden mit einem solchen Stolze ausgesprochen, daß ich an dem chevaleresken Charakter des Herrn Madras nicht zweifeln konnte, dennoch kam mir diese Geschichte etwas sonderbar und sehr abenteuerlich vor, das war es aber gerade, was mich bestimmte.

Mein Herr, sagte ich, ich muß gestehen, daß es jedenfalls ein sonderbares Verlangen von Seiten des Herrn Madras ist, daß ich ihn besuchen solle, bringen Sie ihm diesen Schmuck und diesen Brief zurück und meine Antwort dazu, daß es in aller Welt nicht Sitte ist, daß die Damen Herren besuchen, um sich — Liebeserklärungen zu holen.

Sie wollen also nicht kommen, meine Donna? fragte der Spanier sehr erstaunt.

Ganz gewiß nicht, mein Herr.

Ich aber habe Auftrag, Sie unter allen Umständen zu ihm zu führen.

Thun Sie das, mein Herr, sagte ich lachend, denn bei diesem Menschen setzte mich nichts mehr in Erstaunen.

Gut, Morgen gegen Abend, meine Dame.

Wann es Ihnen gefällig ist, mein Herr, denn es scheint mir, daß Sie über mich ganz nach Ihrem und Ihres Herrn Willen verfügen können.

Der Spanier war weit entfernt, sich von dieser Ironie aus seinem Gleichmuth bringen zu lassen.

Morgen gegen Abend, um sechs Uhr, werde ich die Ehre haben, Sie wieder zu sehen.

Mit diesen Worten und einer stolzen, doch sehr respektvollen Verbeugung verließ er mich.

Bitte, nehmen Sie doch das Paket wieder mit, rief ich ihm nach, als ich bemerkte, daß er Schmuck und Brief liegen gelassen hatte.

Der Spanier sah sich um und sagte: Das sind Dinge, die ich meinem Herrn nicht wieder bringen darf.

Bringen Sie solche, wem Sie wollen.

Es ist Ihr Eigenthum.

Mit diesen Worten entfernte sich der räthselhafte Mensch.

Während dieser Unterhaltung war der Franzose in dem Zimmer, welches an das Audienzzimmer stieß, ungeduldig auf und niedergegangen, jedoch schien er dann und wann gelauscht zu haben, denn er trat mit einem sehr närrischen Gesichte nach der Entfernung des Spaniers zu mir hinein und sagte piquirt:

Ich gratulire Ihnen, meine Liebe.

Wozu, mein Herr, wenn ich fragen darf?

Nun, zu Ihrem neuen Liebhaber.

Mein Herr, sagte ich zu dem Franzosen, ich bitte Sie, Morgen gegen Abend um sechs Uhr bei mir zu sein, denn um diese Zeit wird mich der neue Liebhaber entführen.

Und was soll ich dabei machen?

Nun, ich hoffe, daß Sie Mannes genug sein werden, es verhindern zu können.

Ich bin wohl Mannes genug, meine Liebe, doch nicht Ihr Mann, habe ich ein Recht, Sie zu hindern, sich entführen zu lassen?

Und haben Sie ein Recht, mein Herr, mir eine solche Sottise zu sagen?

Sottise? —

Wenn ich mich entführen lassen will, bedarf ich keines Ritters, mein Herr.

Wenn man sich nicht entführen lassen will, oder wenn man einen Liebhaber nicht will, so nimmt man auch keinen Schmuck von ihm an.

Der Schmuck gefällt mir besser, als Sie, mein Herr.

Daran zweifle ich keinen Augenblick, wahrscheinlich auch der Geber.

Das ist zu erwarten, es kommt darauf an, vielleicht, wenn ich ihn sehe.

Sie haben ihn noch nicht gesehen.

Wahrscheinlich nicht, mein Herr.

Ist denn der Schmuck nicht von dem verrückten Spanier? —

Die Spanier sind stolz, — aber sie haben ihren Verstand, Herr Franzose.

Das glaubte ich, als ich Sie kennen lernte, ich schloß von einer Spanierin auf die Spanier, jetzt schließe ich umgekehrt.

Daran thun Sie sehr Recht.

Gute Nacht, Donna.

Gute Nacht, Monsieur.

Dieser Abschied des Franzosen hatte viel Moral für mich, und ich hoffte, er würde mich und ich ihn bis zum anderen Tage vergessen haben, aber er fand sich wieder ein, und ich muß sagen, daß ich aus dieser seiner Rückkehr noch eine größere Moral zog, die Moral nämlich, daß, wenn die Männer eifersüchtig sind, man am besten thut, — gegen sie gleichgültig zu sein.

Je mehr Treue, je mehr Liebe man den Eifersüchtigen angelobt, desto mehr tyrannisiren uns diese Männer. Die Eifersucht ist nichts als die Leidenschaft, — überall sich selbst zu sehen.

Wenn es eine gerechte Strafe für diese Art Leute giebt, so ist es einzig und allein diese, — in ihren Schatten verwandelt zu werden. — Das wäre eine Metamorphose für einen Ovid. —

Hundertsechsunddreißigstes Kapitel.

Noch eine Entführung.

Ein Stückchen Biographie eines Spaniers. — Madras. — Die Guardia. — Der Ritter. — Erwartung und Täuschung.

Am anderen Tage erhielt ich ein Billet vom Theaterdirector, welcher mich einlud, ihn am selben Tage um fünf Uhr zu besuchen. Um diese Zeit also begab ich mich zu ihm hin, fand ihn aber zu meinem Erstaunen nicht zu Hause. Als ich zurückfuhr, war ich so in Gedanken versunken, daß es mir nicht einfiel, einen Blick auf die Straße zu thun, ich hätte dann bemerkt, daß mein Kutscher einen anderen Weg nahm, und die Straßen immer menschenleerer wurden, endlich erwachte ich aus meinen Träumereien und wunderte mich, daß ich noch nicht am Ziele war. Ich erkannte, daß der Kutscher sich geirrt haben müsse, und rief und klopfte an das Fenster, aber der Mensch war taub und trieb die Pferde, die schon schnell genug gingen, immer noch mehr an. Wir passirten eben ein Thor und befanden uns plötzlich auf der Landstraße, die Pferde liefen im Galopp, und ich glaubte, daß sie mit dem angetrunkenen Kutscher durchgingen. Ich setzte mich resignirt in den

Wagen, da ich wußte, wie gefährlich es ist, unter solchen Umständen hinauszuspringen, und wartete den Ausgang ab. Plötzlich hörte ich einen gellenden Pfiff, der Wagen fuhr langsamer, ich ließ den Schlag hinunter, und nun fiel es mir mit einem Male wie Schuppen von den Augen. Neben meinem Wagen schritt ein Mann einher, den ich sogleich erkannte, es war Niemand anders, als der Abgesandte des Herrn Madras. —

Der Wagen hielt, und der Fremde wollte hineinsteigen, indeß ich hinauszuspringen versuchte, aber ich wurde mit nervigen Armen zurückgehalten. Bleiben Sie nur, sagte der Fremde, es wird Ihnen nichts geschehen, wovor Sie sich zu fürchten brauchen.

Mein Herr, versetzte ich, ich habe nicht geglaubt, daß Sie so unchevaleresque gegen eine Dame sein könnten, ich befehle Ihnen, mich sofort nach meiner Wohnung zurückfahren zu lassen.

Meine Schöne, versetzte der Fremde, hier auf der Landstraße hat nur Einer zu befehlen, und das ist Herr Madras.

O, es ist nicht ehrenhaft, also mit einer Dame zu verfahren, versetzte ich bitter, der Herr Madras konnte es anders anfangen, wenn er mich durchaus sehen wollte.

Nicht doch, meine Schöne, versetzte der Fremde lächelnd, es genügt dem Herrn Madras durchaus nicht, Sie zu sehen; ich glaube wohl, daß er einen Heirathsantrag für Sie in petto hat, er will durchaus Ihre ganze kleine, niedliche Person, mit Einem Worte, er will, daß Sie Madame Madras werden.

Ich sah nach diesen freundlichen Eröffnungen ein, daß ich es mit einem Spitzbuben zu thun hatte, daß dieser stolze Spanier sich dazu hergegeben hatte, sein Helfershelfer zu sein, und überlegte meine Handlungsweise. Ich hielt es für ge-

rathen, alle Aengstlichkeit bei Seite zu setzen, und aus dem unfreiwilligen Abenteuer gewissermaßen ein freiwilliges zu machen.

Da ich einmal auf eine so unzarte Weise gezwungen werde, mit dem Herrn Madras Bekanntschaft zu machen, sagte ich zu dem Fremden, so möchte ich doch von Ihnen erfahren, was dieser Herr Madras ist, ich wünschte sehr, daß er mir gefiele.

Haben Sie gütigst nur ein wenig Geduld, Sie werden ihn bald sehen; seien Sie übrigens versichert, daß er einem sehr ehrenwerthen Stande angehört.

Diese Versicherung war Alles, was ich von meinem gewaltsamen Begleiter über seinen Herrn erfahren konnte, und ich kam endlich auf den Gedanken, daß der Herr Madras kein Anderer sei, als eben derselbe Herr, der jetzt an meiner Seite saß.

Wenn dieser Mensch Herr Madras wäre, dachte ich bei mir, so hätte dieser räthselhafte Liebhaber allerdings zwei liebenswürdige Eigenchaften: Juwelen und Verwegenheit, Eigenschaften, die aus einem Manne Alles machen lassen, was sich eine Frau wünschen kann.

Wenn dich also dieser Mann durchaus heirathen will, warum solltest du dich dem widersetzen?

Er kann sicher nur vom hohen Adel sein, wenn er sich auch schlichtweg Madras nennt. Jedenfalls ist er mehr, als sein Name sagt.

Vor allen Dingen mußte ich hinter dieses Geheimniß kommen, und ich entschloß mich, den gordischen Knoten mit dem Alexanderschwerte durchzuhauen.

Mein Herr, sagte ich, wenn Sie sich wirklich rühmen dürfen, diejenige Galanterie zu besitzen, welche meinen Landsleuten sprüchwörtlich eigenthümlich ist, so geben Sie mir offene Antwort auf eine offene Frage.

Meine Schöne, Sie werden sich nicht betrogen finden, wenn Sie mir Vertrauen schenken. —

Sind Sie selbst Herr Madras?

Der Fremde schien von dieser Frage sehr überrascht zu sein. Er sah mich eine Weile sehr groß an und antwortete mit feinem Lächeln:

Und wenn ich es wäre?

Nun, dann würde ich zuerst nach den Gründen fragen, warum Sie auf eine so geheimnißvolle Art um meine Neigung werben, warum Sie sich erniedrigen, warum Sie zur Gewalt schreiten, da Sie Alles besitzen, was Ihnen eine freundliche Aufnahme bei mir versprechen konnte.

Meine Dame, versetzte der Fremde, Ihre Sprache ist allerdings sehr offen, aber eine aufrichtige Frage ist immer viel leichter, als eine Antwort, ich habe mit dieser erst einige Stunden später hervortreten wollen. Wir werden dann in einer kleinen Stadt sein, wo ein kleines Häuschen steht, oder vielmehr eine ärmliche Hütte, in der meine Eltern wohnen und in welcher ich geboren wurde. Ich heiße in der That Madras, meine Dame, Madras und nichts mehr, Sie irren sehr, wenn Sie hinter diesem Namen ein Incognito suchen, ich bin weder Fürst, noch sonst ein großer Herr, — ich bin — ja, meine Dame, Sie sollen sehen, wie offen ich gegen Sie bin — — —

Mein räthselhafter Liebhaber hielt plötzlich inne. Ich hörte, daß sich uns ein Pferdegetrapp näherte, und Madras zog plötzlich ein Pistol unter seinem Rocke hervor und rief dem Kutscher mit drohender Stimme zu: Ich jage Dir eine Kugel durch den Kopf, wenn Du nicht auf jede Frage, welche die Leute, die sich uns jetzt nähern, an Dich richten werden, antwortest:

Ich bin ein Engländer, ich verstehe kein Spanisch.

Darauf wandte sich Madras an mich.

Meine Donna, sagte er, es nähert sich uns die Guardia, haben Sie die Güte, Ihren Schleier überzuwerfen, ich bin der General Zastroza und Sie meine Gattin.

Und wenn ich der Guardia nun sagen werde, daß Sie der Herr Madras sind, und daß ich wünsche, daß man mich aus Ihren Händen befreie?

Meine Schöne, sagte Madras und sah mich mit einem Blicke an, in welchem die verzweifeltste Entschlossenheit lag, Sie werden das nicht sagen.

In diesem Augenblick sprengten mehrere Reiter an den Wagen heran, Madras schlug seinen Mantel zurück, und eine Generals Uniform wurde sichtbar.

Ich erkannte die Guardia.

Madras reichte ihnen einige Münze, und die Guardia sprengte ehrfurchtsvoll grüßend weiter.

Mich konnte dies nicht in Erstaunen setzen, denn obgleich die Guardia die spanische Gensdarmerie ist, der der Schutz der Reisenden und die Bewachung der Landstraßen obliegt, und hierfür natürlich von der Regierung besoldet wird, so läßt sie sich von den Reisenden dennoch diesen Schutz privatim bezahlen. Sie streckt jedem die Hand entgegen und fordert, wenn sie nicht ein freiwilliges Geschenk erhält.

Das ist allerdings spanisch, aber in Spanien ist leider Alles spanisch; hätte dieses unglückliche Land eine bessere Regierung, es würde, wie gesagt, bei seinem braven Volke, eins der glücklichsten der Erde sein.

Madras warf mir einen dankbaren Blick zu, als die Guardia vorüber war, aber ich gestehe gern, daß ich ihn gar nicht verdiente, die Begegnung mit der Guardia, diese ganze sonderbare Scene war so rasch vorübergegangen, daß mir kaum Zeit zu einem Entschlusse blieb. —

Wir sind noch nicht fertig, sagte Madras, Sie haben noch eine härtere Probe zu bestehen. Bitte, werfen Sie sich ganz in den Hintergrund des Wagens zurück.

Mein Herr, sagte ich, Sie sind mir den Schluß Ihrer Erklärung schuldig geblieben, Sie wollten mir entdecken, welchem Stande Sie angehören.

Machen Sie es von irgend einer Bedingung abhängig, mich zu retten? fragte Madras.

Ja, von dieser.

Nun, wohlan, ich bin — Bandit.

Ich muß gestehen, daß mich dieses entsetzliche Wort nicht überraschte, ich hatte es erwartet, aber das Wort Bandit bedeutet bei den verworrenen, revolutionären Zuständen Spaniens oft eben nichts Anderes als Parteigänger, Gegner der bestehenden Regierung, Carlist, oder damals ein Anhänger Esparteros. Sah Madras wie ein Bandit, d. h. wie ein gemeiner Bandit aus? Aus seinen stolzen, edlen Zügen leuchtete eine großherzige Seele hervor, ich konnte diesem Manne nichts Gemeines, nichts Niedriges zutrauen, es war mir nicht möglich, trotz seinem Bekenntnisse, gegen ihn Abscheu zu empfinden.

Madras, sagte ich, ich werde Sie nicht verrathen, so ungebührlich Sie auch gegen mich gehandelt haben, aber ich verlange von Ihnen, daß Sie mir das Versprechen geben, mich, sobald die Gefahr vorüber, sofort nach Barcelona zurückfahren zu lassen.

Und wenn ich Ihnen dieses Versprechen gebe, würden Sie nicht glauben, daß es mir die Furcht erpreßt hat?

Ich glaube, daß Sie die Furcht nicht kennen.

Ich danke Ihnen für diesen Glauben; aber ich bitte Sie, mir freiwillig nach dem nächsten Orte zu folgen, ich verspreche,

Sie am andern Tage, und wenn Sie darauf bestehen, noch in dieser Nacht nach Barcelona zurückzubringen.

Ich bin es zufrieden.

Kaum hatte ich diese Worte geendet, so sprengte ein Reiter an unseren Wagen heran.

Er gehörte nicht zur Guardia.

Ich erkannte seine Stimme, es war der Franzose.

Madras schien ihn ebenfalls zu erkennen, er runzelte die Stirn, aber plötzlich folgte der Ausdruck jener stolzen Kälte wieder, durch welche dieser Mann so sehr zu imponiren wußte; der Franzose warf einen Blick in den Wagen, so sehr ich mich auch zu verbergen wußte, erkannte mich dennoch sein scharfes Auge, und er rief mir mit zorniger Stimme zu:

Es scheint, daß es sehr unnütz war, Ihretwegen Befürchtung zu haben, und Himmel und Hölle zu Ihrer Befreiung in Bewegung zu setzen, ich finde aber eine solche Heuchelei sehr abscheulich.

Keine Sottisen, mein Herr, rief Madras, diese Dame befindet sich unter meinem Schutze, und, sich zur Guardia wendend, sagte er: was steht zu Ihren Diensten?

Diese Worte wurden durch einige Realen unterstützt, und die Guardia wandte sich wieder zur Stadt und sprengte davon.

Wünschen Sie noch etwas von mir? fragte der Spanier den Franzosen.

Ich wünsche zu hören, ob Ihnen die Donna freiwillig gefolgt ist, sagte dieser.

Durchaus nicht, mein Herr, versetzte Madras mit der größten Ruhe, Sie thaten ganz Recht, zu ihrer Hülfe herbeizukommen.

Sie haben es nun gehört, sagte ich zu dem Franzosen, ich bin diesem Herrn nicht freiwillig von Barcelona gefolgt, aber

ich erkläre Ihnen, daß ich nun freiwillig folge, wohin er will; haben Sie die Güte, sich meinetwegen nicht zu beunruhigen, ich werde noch in dieser Nacht nach der Stadt zurückkehren.

In diesem Falle wünsche ich glückliche Reise, sagte der Franzose mit einem spöttischen Lächeln, hinter welchem er seine innere Wuth zu verbergen suchte, aber ich bitte Sie um Ihre Adresse, mein Herr.

Mit Vergnügen, versetzte der Spanier und reichte dem Franzosen eine Karte.

Dieser sprengte nun ebenfalls davon, und wir fuhren ungehindert weiter.

Die Rolle, die ich bei dieser Affaire spielte, war allerdings eine mir aufgezwungene. Ich hatte ja alle Ursache, gegen den Franzosen dankbar und erkenntlich zu sein, aber es giebt Lagen, in welchen man mehr das thut, was der Moment, als das, was die Ueberlegung eingiebt. Man folgt fast unbewußt dem Impuls des Augenblicks und erst, wenn die Verwickelung vorüber ist, beginnt man über das nachzudenken, was man hätte thun können und sollen.

So war ich denn mit einem Male die Gefährtin eines Banditen geworden, aber ich muß wiederholen, daß ich selbst nicht daran glaubte, daß es mir unmöglich war, diesen Mann für einen Verbrecher zu halten, und daß ich entschlossen war, mir Aufschluß über einen Charakter zu verschaffen, welcher, so räthselhaft er auch mir erschien, dennoch nicht geeignet war, Mißtrauen oder Furcht einzuflößen.

Ich erfuhr auch bald, daß ich mich hierin nicht getäuscht hatte, denn Madras erzählte mir seine Geschichte, mit welcher er zu Ende war, als wir unseren Bestimmungsort erreichten.

Kurz nach dem Einfall der Carlisten, an einem heiteren Nachmittage, saß ein Mann auf einem Felsen, der die Heer-

straße in einiger Entfernung von Bababan in Alt-Castilien beherrschte. Sein Kostüm unterschied sich nicht von demjenigen, das die Bauern des nördlichen Spaniens gewöhnlich tragen. Ein sombrero*) beschattete die Gesichtszüge, welche sich durch den Ausdruck ihrer Kühnheit und Energie auszeichneten. Neben ihm auf der Erde lag eine lange Flinte, und sein mit Patronen angefüllter Gurt war außerdem noch mit einem großen Messerdolche versehen.

Die Straße von Burgos bildet hier, von einer doppelten Felsenreihe eingeschlossen, einen Engpaß, der von steilen Abgründen rings umgeben ist. Von dem hohen Gipfel dieses seines Observatoriums aus streifte das Auge des Mannes weit umher und konnte auf diese Weise Alles in der Ferne leicht unterscheiden, während er selbst unbeweglich auf dem Felsen liegend, dessen dunkelröthliche Farbe von der seiner Kleidung kaum zu unterscheiden war, gewissermaßen völlig unsichtbar blieb, und es fast unmöglich gewesen wäre, ihn hier zu entdecken. Drei Stunden verflossen, ohne daß Etwas auf der Landstraße seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte. Ein Landmann, der seine Ochsen antrieb, die vor einen jener elenden, altfränkischen Wagen gespannt waren und deren klägliches Aussehen laut genug verkündete, daß ihr Besitzer sich eben nicht sehr darum bekümmerte, sie zu füttern; ferner ein Dorfgeistlicher, dessen Füße in den Steigbügeln, oder vielmehr in den zu beiden Seiten seiner Maulesel in herabhängenden Schachteln fast eingeschlossen waren; Bauern und Bäuerinnen, Mauleseltreiber — Alles dieses schien nicht das zu sein, was er erwartete, denn schon begann er, nach der am Horizonte sich herabneigenden Sonne

*) Hut mit breitem Rande.

hinblickend, mehrere deutliche Zeichen der Ungeduld von sich zu geben und dann und wann energische Flüche auszustoßen.

Plötzlich richtete er sich empor, und mit der einen Hand eine Art Augenschirm bildend, warf er einen scharfen Blick auf die Einbiegung der Landstraße. In diesem Momente rückte ein Trupp Reiter heran, denen ein Zug von Gabel- und bedeckten Wagen unmittelbar folgte. Ein zweites Piquet Cavallerie hinter dem Convoi beschloß den Zug und bildete mit dem Vortrab eine Eskorte von ungefähr sechszig Mann. Nachdem das Detachement den Winkel der Straße passirt hatte, der beinahe eine Meile vom Felsenposten entfernt war, ergriff der Spanier seine Flinte und sprang, einer Gemse gleich, von Fels zu Fels in eine tiefe Schlucht hinab, die ungefähr hundert Schritt davon lag. Hier, unter einem dichten Gebüsche, hielten sich vierzig Mann verborgen, die zum großen Theil aus Bauern bestanden, obgleich Einige unter ihnen durch ihr beinahe militärisches Kostüm und das feine Tuch, in das sie gekleidet waren, einer höheren Klasse anzugehören schienen. Sie waren Alle bewaffnet, der Eine mit einer Muskete, der Andere mit einer Jagdflinte, und der Dritte mit der Nationalwaffe, der Stutzbüchse. Einige hatten sich den Reizen der Siesta dahingegeben, Andere dampften ihre unvergänglichen Cigaritos, wieder Andere hatten sich um zwei Spieler her gruppirt, die, mit schmutzigen Karten spielend, darauf erpicht waren, einige pesetas zu gewinnen oder zu verlieren; aber kaum vernahmen sie die Stimme ihres Waffenbruders, als sie allesammt sich erhoben, und Spieler so wohl, als Raucher versammelten sich um ihn her.

A los armas! muchachos*)! rief Jener, der Lohn ist nahe,

*) Zu den Waffen, Bursche.

in einer halben Stunde werden die Christinos in dem Engpaß sein, es ist Zeit, Euren Angriffsposten zu besetzen.

Viva Madras! lautete die Antwort, und indem sie ihre Waffen ergriffen, folgten sie dem kühnen Abenteurer, der, seine Laufbahn damals erst beginnend, später ein so ausgezeichneter Parteiführer des Don Carlos wurde.

Das Convoi, das sich dem Engpasse näherte, hatte noch drei Meilen bis nach Arcada zurückzulegen, wo sich dreitausend Mann unter den Befehlen Kentzorpas befanden; ein Theil des Transportes war für dieses Corps bestimmt, während das Uebrige weiter abgeführt werden sollte. Die Eskorte, unter den Befehlen eines Lieutenants, bestand aus einem Detachement eines Dragoner-Corps.

Als der Vortrab der kleinen Colonne den Mittelpunkt des Engpasses erreicht hatte, bemerkte der Offizier gegen seine Waffengefährten, wie leicht hier eine Hand voll entschlossener Krieger eine ganze Armee aufzuhalten im Stande wäre; dieser Ort, fügte er hinzu, wäre für einen Hinterhalt gar nicht übel gewählt, auch würde ich mich keinesweges so ruhig auf meinem Sattel befinden, wenn ich wüßte, daß Guerilla-Haufen herumstreifen, aber, Gott sei Dank, diese ganze Provinz ist gegenwärtig von Banditen gesäubert — — —

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als ein ungeheures Felsstück von unsichtbarer Hand aus der Höhe herabgeschleudert wurde, den unglücklichen Offizier traf und ihn nebst seinem Pferde zerschmetterte. Zu derselben Zeit ließ sich ein Musketenfeuer vernehmen, und ein Dutzend Dragoner wurden auf der Straße tödtlich verwundet, während die Uebrigen, durch den plötzlichen Angriff in Verwirrung gebracht, vergeblich bemüht waren, den verborgenen Feind aufzusuchen, der ihnen ein solches Verderben bereitet hatte; von allen Seiten

erblickte man schroffe Felsen, aber kein menschliches Wesen ließ sich sehen. Nur durch eine enge Oeffnung, hinter den Gebüschen von Rosmarin, die hie und da die Abgründe begrenzten, gewahrte man ein kupferfarbiges Gesicht, das bald wieder verschwand. Kaum war der Dampf des ersten Feuers vorüber, als schon ein zweites nachfolgte, und zwar diesmal begleitet von einem Steinhagel und vielen vereinzelten Schüssen von allen Felsenspitzen herab. Die meisten Kugeln trafen: sie rissen entweder die Menschen oder die Pferde hinweg, denn obgleich die Karlisten zum großen Theil aus noch jungen Leuten bestanden, so waren es doch entweder gelernte Jäger oder contrabandistos, also vortreffliche Schützen. Uebrigens wußte, durch die Krümmungen des Engpasses und durch die lange Reihe der Wagen getrennt, der Nachtrab des Trupps nichts, von dem, was vorn vorgefallen war, und als ein Sergeant, das Feuer vernehmend, herbeieilte, um sich darüber zu belehren, fiel eben der Letzte von jenen Dragonern und die Kassenwächter unter den mörderischen Kugeln der Guerilleros.

Man durfte nicht daran denken, etwa mit dem Convoi wieder umzukehren, denn die Straßen sind zu eng, und überdies, wenn man den Gedanken auch ausführte, was wäre das Resultat davon gewesen? Der bereits zurückgelegte Weg war eben so lang, als der, welcher noch zu machen übrig blieb. Der Unteroffizier, dem nunmehr das Kommando zugefallen, beschloß daher, sich an der Spitze der Colonne zur Wehr zu setzen; er ließ seine Leute absitzen und rückte entschlossen gegen den Feind los; — doch welcher vergebliche Muth! — Er beschleunigte nur seinen Untergang, so wie den der tapfern Krieger, die ihm folgten. Kaum hatten sie funfzig Schritt zurückgelegt, als aus einer Schlucht am Fuße des Gebirges ein mörderisches Feuer drang. Zugleich fielen die Banditen, den ersten Augenblick der

Verwirrung benutzend, wüthend über die noch Lebenden unter dem feindlichen Haufen her, der Kampf dauerte nicht lange, Bajonett und Dolch hatten ihm bald ein Ende gemacht.

Der Abend nahete heran, auf hundert Christinos waren in diesem Treffen gegen fünfunddreißig, durch die Beschaffenheit des Terrains geschützte, Bergleute geblieben. Sie gewannen bald die Ueberzeugung, daß sie keinen Feind lebendig auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatten, hierauf banden sie die erbeuteten Pferde hinter die Wagen, trieben die Maulesel durch Zuruf und Peitsche an, und das Convoi, dem Madras und seine Gefährten auf den so eben erbeuteten Pferden voraneilten, verließ den Engpaß.

Ungefähr eine Meile weit verfolgten sie die Landstraße, aber bei der ersten Einbiegung derselben schlugen sie den Querpfad ein, und nach Ablauf einer Stunde befanden sie sich in der Mitte einer unabsehlichen Sumpfgegend, sodann verließen sie den Weg und wandten sich einer Gruppe von Häusern zu. Es war ein Dorf, dessen Wohngebäude zwar, gleich allen denen der spanischen Gebirgsleute, aus Stein aufgeführt waren, übrigens aber ein so elendes Aussehen hatten, daß es mit den abgehärmten, ausgehungerten Mienen der vor den Thüren lagernden Frauen und Kinder vollkommen übereinstimmte. Beim Herannahen des Reiterzuges fuhren die Weiber, Greise und Kinder erschrocken auf, aber die Bestürzung verwandelte sich bald in Freude, als sie wohlbekannte Gestalten erblickten.

Es wurde Halt gemacht, Madras sprang vom Pferde, öffnete einen Wagen und zog einen Koffer hervor, der zwar klein, aber so schwer war, daß er alle seine Kräfte anstrengen mußte, um denselben von der Stelle zu bewegen. Er warf ihn voll Ungeduld unter Verwünschungen zur Erde, so daß der Koffer durch den heftigen Stoß zerbrach, und Tausende von

Goldstücken sogleich von allen Seiten auf den Boden rollten, die übrigen Wagen waren mit verschiedenen für den Gebrauch der Offiziere und der Armee bestimmten Gegenständen angefüllt. Es waren Uniformen, Epaulettes, schöne Posamentierarbeiten, kurz Alles, was zur kompletten Equipirung eines reichen Generalstabes dient: ein militairischer Luxus den die Gebirgsbewohner mit jener Verachtung betrachteten, wie sie bei Leuten, die mit den Bedürfnissen der Civilisation noch unbekannt sind, gewöhnlich ist. —

Unterdessen hatte Madras die Erfahrensten unter seinen Waffenbrüdern zu einem Rathe versammelt. Es mußte dafür gesorgt werden, die Leute in Sicherheit zu bringen. Verschiedene Pläne wurden vorgeschlagen, unter denen der ausführbarste zu sein schien, sich nach den Gebirgsketten zu begeben, wo es an Höhlen und geheimen Schlupfwinkeln nicht fehlte und man den Schatz einstweilen bequem verbergen konnte, bis man Mittel und Wege fand, sich zu dem Hauptchor der Carlisten durchzuschlagen. Allein die Pferde und Maulesel schienen bereits von dem Marsche so ermüdet, daß es fast unmöglich war, sich unmittelbar auf den Weg zu begeben. Die selbst für Fußgänger zu beschwerlichen Wege waren für die Wagen fast unzugänglich, und es wäre sehr unvorsichtig gewesen, sich in die engen und steilen Gebirgspässe hineinzuwagen, wo der geringste Zufall, der Sturz einer Maulefelin oder das Rütteln eines Wagens die Sicherheit des ganzen Zuges gefährden konnte. Was hätte auch übrigens zu einer solchen Eile bewegen sollen? Die nächste Garnison lag ja drei Meilen entfernt, und es war aller Wahrscheinlichkeit nach anzunehmen, daß dieselbe vor dem andern Morgen von dem Angriffe und der Wegnahme des Convoi's nichts erführe. Es ward demnach bestimmt, vor drei Uhr des Morgens nicht aufzubrechen, man

gab Befehl abzuspannen, und die Pferde sowohl wie die Maulesel wurden in die Ställe gebracht oder unter die Schuppen vertheilt, die man mit Futter und Stroh versehen hatte. Madras wachte selbst über die Ausführung seiner Befehle. Er ließ den Schatzkasten wieder zunageln, auf den Wagen laden und ordnete eine Wache für denselben an, um jeden Plünderungsversuch von demselben abzuhalten. Aber er hielt es für unnütz, Vorposten auszustellen, in der Ueberzeugung, daß er nichts zu fürchten habe. Ohne Zweifel würde er sich nicht für so sicher gehalten haben, wenn nicht ein während des Kampfes vorgefallenes wichtiges Ereigniß ihm entgangen wäre.

Als nämlich der Kampf begonnen hatte, war das Pferd des Krigscommissärs, beim Anblick der von der Höhe herabrollenden Felsstücke, plötzlich scheu geworden, es bäumte sich, fing an wild umherzuspringen, und ging endlich durch. Der Kriegscommissär hatte diesem Umstande sein Leben zu verdanken, die unregelmäßigen Bewegungen seines Pferdes hatten ihn den todbringenden Kugeln entzogen, und nachdem er es vergeblich versucht, sein Thier zu beherrschen, gab er endlich nach und erreichte bald Arcada. Das Erste, was er hier unternahm, war, den General von dem, was vorgefallen, in Kenntniß zu setzen. Aber, sei es nun eine Folge des Schrekkens oder eine Wirkung der Einbildungskraft, der kleine Haufe wuchs in seinem Berichte zu einem großen Armeecorps heran. Woher eine feindliche Armee in der Nachbarschaft? Es schien unbegreiflich, indeß glaubte der General nichts desto weniger, daß man vorsichtig handeln müsse, er stellte sich an die Spitze von sechs Schwadronen Kavallerie und brach auf, nachdem er einem Corps der Infanterie den Befehl ertheilt hatte, ihm in der Nähe zu folgen.

Madras hatte sich, nachdem er seine Anordnungen beendigt,

auf ein Bette geworfen, wo er alsbald einschlief. Aber kaum hatte er zwei Stunden Schlafes genossen, als ihn der Knall von Feuergewehren aufweckte. Er stürzte an's Fenster. Welch' ein Anblick bot sich seinem Auge dar! Zwei Schwadronen Husaren umzingelten das Haus, auf der Landstraße, bis zum Sumpfe, und selbst auf dem Wege, den er am Tage vorher mit seinen Waffengefährten zurückgelegt, pflanzte sich eine lange Reihe von Reiterschaaren auf, um sich dem Weiler gegenüber in Schlachtordnung zu stellen. Die Proviantwagen waren bereits von den Franzosen wieder genommen, und die Männer, welche dieselben wahrscheinlich mit zu wenig Aufmerksamkeit bewacht hatten, waren überfallen und getödtet worden, noch ehe sie Zeit gehabt, ihre Gewehre zu entladen, um Lärm zu schlagen. Jeder Andere, als Madras, wäre in Verzweiflung gerathen oder vom Schrecken niedergeschlagen worden.

An der Spitze der Kolonne, die sich in der Eile aufgepflanzt hatte, befand sich, umgeben von seinem Generalstabe, der christinische General auf einem prächtig angeschirrten Rosse. Es war ein junger Mann, dessen Züge, wenn auch nicht regelmäßig schön, doch einen angenehmen freien Ausdruck hatten, und dessen militärische Gewandheit sich unter einer mit Tressen reich besetzten Uniform höchst vortheilhaft ausnahm. In diesem Offizier erkannte Madras Espartero, der damals schon einen bedeutenden Ruf hatte und später bis zur Würde eines Herzogs und Regenten von Spanien emporstieg.

Der Vollmond beleuchtete die Gegend, wo diese kriegerischen Rüstungen vor sich gingen, und es bedurfte nur eines flüchtigen Augenblicks für Madras, um alle diese Details zu überschauen. Auf die Ordre des Offiziers setzte ein Theil der Kavallerie ab und fing an, die Häuser zu durchsuchen. Bald

vernahm Madras, wie die hölzerne Treppe, die zu seinem Zimmer führte, unter den Tritten der Heranströmenden knarrte. Es war keine Zeit mehr, zu überlegen, er stieg auf den plumpen Balkon vor seinem Fenster, den der Schatten des Hauses in Dunkel gehüllt hatte; unter demselben befanden sich mehrere Feinde, die mit ihren Pferden hin und her kreuzten, um jede Flucht nach außen zu verhindern, während ihre Kameraden das Innere durchsuchten. Der Balkon war ungefähr zwanzig Fuß hoch. Madras hielt sich einen Augenblick in der Luft schwebend mit den Händen an dem hölzernen Geländer, sodann stürzte er ganz in der Nähe einer der Schildwachen auf den Füßen herab. Bevor noch der Soldat Zeit hatte, den Kopf umzuwenden, wurde er unter den Bauch seines Pferdes hingestreckt, und Madras sprang behend auf den Sattel des Thieres, fuhr wie ein Blitz zwischen dem General und seinem Generalstabe hin, und galoppirte nach dem Gebirge zu.

Alles dieses war so plötzlich vor sich gegangen, daß Madras bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte, ehe man daran dachte, ihn zu verfolgen. Bald aber setzten sich an zwanzig Dragoner in Bewegung, und somit begann eine der lebhaftesten Jagden, die der Mensch gegen den Menschen übernommen. Beim Mondlicht konnte das feindliche Corps den Flüchtling sowohl, als die ihm nachsetzenden Reiter auf ihren verschiedenen Evolutionen deutlich verfolgen. Voraus Madras mit entblößtem Haupte, mit seinen langen, schwarzen, vom Winde aufgeregten Haaren, ohne Unterlaß sein Pferd mit dem Zaume peitschend, um dessen Lauf zu beschleunigen; hinter ihm, und zwar in verschiedenen Abständen, die Dragoner, von denen nur zwei einige Aussicht zu haben schienen, ihn einzuholen. Als sie ungefähr in der Mitte der Ebene angekommen waren, zog einer der Letzteren, da er sich nur in einer geringen Ent-

fernung von dem Flüchtlinge befand, ein Pistol aus dem Sattel und gab Feuer. Allein die Kugel verfehlte ihr Ziel, sie flog über Madras Haupt hinweg, der, sich daran erinnernd, daß er auch Pistolen unter seinem Sattel hatte, seinerseits auf den Feind feuerte; der Husar fiel, und das Pferd machte in der Nähe seines verwundeten Herrn plötzlich Halt.

Hierauf begann Madras wieder mit verdoppelter Anstrengung seinen Ritt fortzusetzen. Ein glücklicher Zufall hatte ihm gerade das Pferd zugeführt, das der beste Renner der Schwadron war, so daß er sich dadurch im Stande sah, zum zweiten Male einen Vorsprung vor seinen Feinden zu gewinnen. Nur ein Offizier hatte den Augenblick des durch den Kampf verursachten Aufenthalts benutzt, um sich dem Flüchtling zu nähern. Madras warf sich jetzt in einen mit Kieselsteinen dicht besäten und mit wilden Aepfel- und Pflaumenbäumen bedeckten Engpaß, deren herabhängende Zweige den Durchgang erschwerten; er war genöthigt, sich auf den Nacken seines Pferdes niederzubeugen, da er sonst Gefahr lief, am Kopfe oder im Gesicht verletzt zu werden, indessen hoffte er, daß man aufhören würde, ihn auf einem so beschwerlichen Wege zu verfolgen. Allein seine Hoffnung war vergeblich, stets vernahm er hinter sich die Hufschläge eines Renners, der ihm von Zeit zu Zeit sich näherte. Da er nunmehr überzeugt war, daß er ohne Kampf dem Feinde nicht entwischen könne, so sann er auf eine Kriegslist, die es ihm möglich machte, den Vortheil, den ein wohlbewaffneter Dragoner über einen unbewaffneten Mann voraus hatte, zu neutralisiren.

Als er an einer steilen Krümmung der Straße angekommen war, ließ er sein Pferd plötzlich umkehren und Front machen, und zwar mit so großer Schnelligkeit und Gewandheit, daß sein Gegner im wahren Sinne des Wortes ihm unter die

Arme fiel, ohne daß er im Stande gewesen wäre, von dem Säbel Gebrauch zu machen, den er gezückt in die Hand hielt. Der Dragoner versuchte es zwar, mit dem Feinde zu ringen, allein wäre seine Kraft auch noch zweimal so groß gewesen, als sie es wirklich war, so hätte er doch gegen die eisernen Muskeln des Flüchtlings nichts ausrichten können, zwischen dessen Armen er, wie in einer Schraube, eingeklemmt war. Beide stürzten zusammen von ihren Pferden auf den Boden herab und im Niederfallen erfaßte Madras die Wange des Gegners mit den Zähnen und begann trotz einem Bullenbeißer zu beißen. Hierauf, als er sah, daß Jener, vom Schmerze gepeinigt, sich loszuwinden suchte, um mit seinem Säbel auszuholen, ließ er plötzlich seine Beute fahren und versetzte ihn mit dem Fuße einen gefährlichen Stoß in den Leib. Das Horn eines Stieres von Murcia hätte keine schrecklichere Wunde hervorbringen können.

Als drei Minuten später die Andern ankamen, fanden sie hier das Pferd keuchend neben ihrem Kameraden, der eben den letzten Seufzer aushauchte, und das Geräusch eines galoppirenden Renners verlor sich allmälig in der Ferne im Gebirge. Sie kehrten nach Arcada zurück, und Madras, durch den unglücklichen Ausgang seines Vorhabens keineswegs entmuthigt, erschien bald wieder auf dem Schlachtfelde, wo er an der Spitze einer zahlreichen Bande durch neue Heldenthaten und große Erfolge seine Waffengefährten rächte, die von ihren Gegnern als Repressalien für die Niedermetzelung der Kassenbedeckung sämmtlich getödtet worden waren.

Nachdem die Karlisten ihre Sache gänzlich verloren hatten blieb für Madras nichts übrig, als Spanien zu verlassen, aber er zog es vor, auf eigene Hand den Krieg gegen die Königin fortzusetzen. Als Bandit verfolgt, leistete er dennoch der Re-

gierung beharrlich Widerstand, bis diese, da sie ihn nie und nirgends erreichen konnte, ihm große Versprechungen machte, um ihn zu gewinnen. Er ging die Bedingungen ein und wurde eine der besten Stützen des Regenten, bis dieser selbst von seinem hohen Posten durch eine Contrerevolution gestürzt wurde das Land, in welchem er einige Jahre fast unumschränkt regiert hatte, als Flüchtling und Geächteter verlassen mußte, und in England ein Asyl fand, wo ihn bald Vergessenheit, das Loos gefallener Größen, dem Auge der Geschichte entzog.

Madras aber, ein hartnäckiger Kopf, der zwar die Gebieter oder vielmehr die Sache, der er diente, wechselte, verließ sie aber dann noch nicht, wenn sie schon völlig verloren war. Es lag in seiner unbeugsamen Natur, bis zum Aeußersten auszuharren, und je gefahrbringender seine Lage wurde, je hartnäckiger hielt er darin aus. Er versuchte also wiederum, auf eigene Hand für den Regenten zu handeln und ihm die Rückkehr möglich zu machen. Das wußte die Regierung und suchte sich seiner zu bemächtigen.

Das war die Periode, in welcher mich dieser kühne Abenteurer kennen lernte, d. h. er hatte die Verwegenheit, sich in Barcelona aufzuhalten und das Theater zu besuchen, wo er mich tanzen sah, und, wie er mir gestand, den Entschluß faßte, sich meiner um jeden Preis zu bemächtigen, und mich dahin zu bringen, ihm freiwillig nach England und von dort nach Amerika zu folgen, woselbst er von seinen erworbenen Schätzen gemächlich leben zu können hoffte.

Nachdem ich dieses vernommen hatte, konnte ich mich dennoch trotz aller Achtung vor einem solchen männlichen Charakter nicht sobald entschließen, ihm eine bestimmte zusagende Antwort zu geben. Ich forderte eine achttägige Frist zur Bedenkzeit, und Madras hielt Wort, er führte mich noch in der-

selben Nacht nach Barcelona zurück und sagte mir, daß er nach acht Tagen wiederkehren würde, sich die Antwort zu holen, welche für sein ganzes Leben entscheiden sollte.

Der Herr Franzose, welcher wahrscheinlich eine Begegnung mit dem tapfern Madras fürchtete, war inzwischen noch am selben Morgen von Barcelona abgereist, nicht ohne mir einen Brief zurückzulassen, der voll Schmähungen war, über welche ich nur lächeln konnte. Ich wünschte dem armen Menschen eine glückliche Reise. Er gehörte zu denjenigen meiner Freunde, die man, vergessen zu haben, niemals bedauert.

Hundertsiebenunddreißigstes Kapitel

Ein Namensvetter.

Der Engländer. — Die Stierhetze. — Montes der Matador. — Isabellens Rüstung. — Das Escurial. — Eine merkwürdige Liebesgeschichte aus alter Zeit.

Die acht Tage waren verstrichen, — ohne daß ich einen bestimmten Entschluß gefaßt hatte. Ich wollte Madras noch einmal sehen, mit ihm noch einmal sprechen, aber dann mich auch sofort entscheiden. Aber Madras kam nicht. Es vergingen nochmals acht Tage, ich erhielt nicht einmal einen Brief. Ich durchlas die Zeitungen, um vielleicht durch diese irgendwie Nachricht über ihn zu erhalten, aber so viele schlimme Dinge in meinem unglücklichen Vaterlande auch vorgingen, von so vielen Unglücklichen und Verurtheilten die Zeitungen auch Nachricht brachten, weder unter den Glücklichen noch unter den Unglücklichen fand ich den Namen Madras.

Dieser Mann, der so hartnäckig haßt und so hartnäckig liebt, hat dich nicht vergessen, dachte ich, Madras ist nicht der Mann, der sein Leben an eine Laune, an einen Einfall, an eine Eintagsneigung setzt, es muß ihm durchaus etwas zugestoßen sein, was ihn zu kommen hindert; indeß ich wartete

vergebens noch acht Tage, und als er noch nicht kam, betrachtete ich seine Neigung, der er mit so großer Aufopferung anhing, wie einen romantischen Traum, der Name Madras lebte in meiner Seele fort wie eine schöne, poetische Erinnerung.

Welch' eine entsetzliche Weihe sollte diese Erinnerung noch erhalten!

Ich verließ also Barcelona und wählte den kürzesten Weg nach Madrid, wohin mir der eine meiner Reisegefährten, der Engländer, längst voraus geeilt war.

Ich traf daselbst wieder mit ihm zusammen.

Sie kommen gerade zu einer sehr schönen Zeit, sagte er, als ich in demselben Hotel abstieg, welches er schon in Beschlag genommen hatte, zu einer glücklichen Stunde.

So, sagte ich, von diesem Enthusiasmus des sonst so kalten Engländers betroffen, was giebt es denn hier? Wird der große Matador Montes ein Stiergefecht abhalten?

Das nicht.

Wollen die Herren von Madrid wieder einmal eine Revolution machen?

Das nicht.

Nun, vielleicht giebt es einen neuen Finanzminister?

Auch das nicht.

Nun, dann mag es der Guckuk rathen.

Ei, Sie rathen doch sonst so gut.

Freilich, Räthsel, in denen Vernunft steckt.

Nun, ich denke, mein Räthsel hat Vernunft genug.

Auch möglich, vielleicht zu viel für mich.

Nun, das Bekenntniß verdient alle Anerkennung, und nun sollen Sie es auch wissen: in drei Tagen findet hier wieder eine Hinrichtung statt.

Ich weiß nicht, weshalb mich diese doch an sich so gleichgültige Mittheilung wie ein Blitz traf.

Nennen Sie das zur glücklichen Stunde in eine Stadt kommen? fragte ich sehr verdrießlich.

Ei, der tausend, ich denke. Nehmen Sie doch Raison an, es werden fünf Leute auf einmal hingerichtet, und zwar sämmtlich gehängt, und noch dazu befindet sich darunter ein sehr berühmter Spanier, einer der gefürchtesten Banditen, nun, das wird wieder ein schönes Studium. Erst studirt man die Physiognomie, dann die Art und Weise, wie sich ein solcher Mann Angesichts eines gewissen nahen und gewaltsamen Todes benimmt, kurz, man lernt dabei unendlich viel in Bezug auf die Anwendung der Todesstrafen, ihre Nützlichkeit, ihre Nothwendigkeit, ihre Verschiedenheit, das sind Studien, mein Kind, von denen man zum Heil der ganzen Menschheit einmal Gebrauch machen kann. Ich habe mir schon einen sehr schönen Platz ganz in der Nähe gekauft und hoffe, auch noch einen für Sie zu erlangen.

Ich forschte nun nach dem Namen der Todescandidaten und hörte lauter Namen, die ich nicht kannte und von denen ich niemals etwas vernommen hatte, das dämpfte ein wenig meine mir unerklärliche Aufregung, und ich machte mich nun mit dem närrischen Engländer auf den Weg, um Madrid kennen zu lernen. —

Madrid ist schon oft genug von Reisenden beschrieben worden, es will mich aber bedünken, daß nur sehr wenige Beschreibungen der Wahrheit die Ehre geben. — Madrid hat allerdings im Ganzen ziemlich enge Straßen, nur die Straße Alcala hat eine ansehnliche Breite; eben so hat Madrid nicht viele ansehnliche Paläste aufzuweisen, aber die Häuser sehen in der Regel wirklich Palästen ähnlich, so groß sind sie. Der

Prado in Madrid ist bekannt, das Gedränge der Fußgänger und der Equipagen ist daselbst so groß, wie in Berlin unter den Linden, oder in Petersburg am englischen Kai oder auf der Nevska-Perspective. Ein Spaziergang auf dem Prado gehört daher zu den angenehmsten Dingen, die man in Madrid genießen kann. Auffallend war mir eine Erscheinung, wie sie sich auch in Petersburg darbietet. Spanien ist kein Militairstaat, und dennoch habe ich nirgend so viele besternte und decorirte Personen gesehen, wenn ich nicht eben Petersburg ausnehme.

Es giebt wohl nicht noch eine civilisirte Nation, welche so wie Spanien noch ganz im Mittelalter steckt, das gilt von ihm in allen Beziehungen, und ich habe schon gesagt, daß dieses ebensowohl vom Theaterwesen gilt. Die Theater in Madrid sind, wie in ganz Spanien, niemals überfüllt, dasselbe läßt sich aber nicht von dem Amphitheater vor dem Alcala-Thore in Madrid sagen, welches, trotz dem daß es über zehntausend Menschen fassen kann, doch jedesmal überfüllt ist. An jedem Montage finden diese Stiergefechte statt, nnd die großen Matadore, d. h. die Klopffechter, welche die Stiere am besten zu reizen und am tapfersten zu erlegen verstehen, genießen in Spanien ein ebenso großes Ansehen, wie anderswo die großen und berühmten Künstler und Gelehrten. Damals war es der große Montes, welcher in ganz Spanien berühmt war, und dessen Namen alle Welt mit der höchsten Achtung aussprach. Ja, ich selbst hatte der zufälligen Aehnlichkeit meines Namens mit dem des großen Matadors eine sehr große Zuvorkommenheit und einige kleine Vortheile, die mir bei meinem Auftreten auf dem Theater de la Crux sehr gut zu Statten kamen, zu verdanken. Der Theaterdirector rechnete sogar auf diese zufällige Namensvetterschaft und versprach sich ein volles Haus,

und er hatte sich darin nicht getäuscht, denn jeder beeilte sich, eine Verwandte des großen Montes tanzen zu sehen.

Natürlich verlangte es schon die Dankbarkeit, daß ich ebenfalls sobald als möglich das Amphitheater besuchte, um meinen unfreiwilligen Verwandten im Glanze seines Ruhmes zu sehen. Ich fand einen athletisch gebauten Mann mit einem ausdrucksvollen Gesichte und großen schwarzen, leuchtenden Augen, welche mit denen der Stiere um die Wette glänzten. Montes war nicht mehr ganz jung, ich schätzte sein Alter auf 45 Jahre, aber dennoch war er voll Gewandheit und Grazie, eine wahrhaft männliche Schönheit. Ihn so in seinem phantastischen Anzuge mit den wilden, aufgeregten Bestien gleichsam spielen zu sehen, gewährte keinen kleinen Genuß. Es liegt nun einmal im Menschen, durch das Gefährliche angezogen zu werden, es liegt in jeder Menschenseele, selbst in der zartesten, wie mir scheint, etwas Diabolisches, welches an dem Schrecklichen Reiz findet, wenn es in Sicherheit genossen werden kann. Hieraus auch erklärt sich die Vorliebe der Spanier für dergleichen Schauspiele, und man kann sich nicht wundern, daß Montes namentlich der Liebling der Damen ist, die bei seinen Vorstellungen sich noch zahlreicher als die Männer einfinden.

Montes trug eine mit Silber besetzte, ich möchte lieber sagen, bedeckte Jacke, rothe mit Silber besetzte Beinkleider, über die Schultern herab hing ihm ein kurzer Mantel, welcher bei seinen Kämpfen mit den Stieren eine große Rolle spielt. Bewunderungswürdig im hohen Grade ist nun die Gewandheit und Muskelkraft, welche er entfaltet, und nicht allein sich selbst schützt er gegen die Angriffe des wilden Thieres, er bewacht zugleich seine Mitkämpfer, die Torreadores, und schützt sie, sobald sie sich in Gefahr befinden. Nachdem er eine Zeitlang seine Geschicklichkeit gezeigt und den Stier zur höchsten Wuth

entflammt hatte, so daß man jeden Augenblick fürchten mußte, ihn, von seinen Hörnern durchbohrt in seinem Blute fallen zu sehen, versetzte er dem Thiere plötzlich einen heftigen Stoß in das Genick, daß es verröchelnd am Boden lag.

Nun erscholl nicht enden wollender Beifall, Montes war der König des Augenblicks, und es gab keine Person in ganz Spanien, welche in diesem Augenblick im Stande gewesen wäre, die Aufmerksamkeit von dem Matadore ab und auf sich zu lenken.

Nachdem ich dem großen Montes meinen Tribut der Bewunderung gezahlt hatte, machte ich mich daran, andere Merkwürdigkeiten der spanischen Residenzstadt zu sehen: Ich sah die Rüstkammer mit ihren merkwürdigen Waffen alter classischer Waffenschmiede. Zur Zeit, als die Kanonen noch nicht das letzte Auskunftsmittel, oder, wie man zu sagen pflegt, die **ultima ratio regum** der streitenden Mächte war, spielten die Waffen eine noch bei weitem größere Rolle, als heut zu Tage, wo das Pulver vorherrschend ist, und es gab Waffenschmiede, die zu einem großen und, wenn man sich so ausdrücken darf, classischen Rufe gelangten. Die Alten setzten, wie bekannt, sogar einen ihrer Hauptgötter, zum Waffenschmied ein, und Vulkans Harnische und Schilde sind berühmt. Im sechszehnten Jahrhundert thaten es die Waffenschmiede in Toledo allen andern zuvor, und es wird mit den Waffen von dieser hohen Herkunft ein eben solcher Handel und auch ein eben solcher Betrug getrieben, wie mit den griechischen und römischen Antiken.

Ich sah die Rüstung, welche die Königin Isabella bei der Belagerung von Granada trug, auch ihren Wagen sah ich, der zwar ganz schwarz, aber auf das Bunteste verziert ist. Ein anderer Wagen, welcher ganz von Eisen und mit Bronze be-

schlagen ist, gehörte Ferdinand VII. Auch einige Waffen von Ferdinand Cortez und Franz Pizarro wurden mir gezeigt, und ich dachte daran, wie ruhig mir diese Waffen vorgezeigt wurden, mit denen ein paar heldenmüthige, thatkräftige Männer Spaniens eine ganze Welt eroberten, deren Schätze dieses Land zum reichsten der Erde hätten machen müssen. Aber was hat Spanien von allen seinen Schätzen noch aufzuweisen? — Wahrlich, was eine intolerante Regierung aus einem Lande machen kann, davon liefert Spanien ein trauriges Beispiel. Ferdinand der Katholische hat die edle Blüthe der arabischen Literatur in Spanien erstickt, Philipp II. hat sein Land den Jesuiten und der Inquisition preisgegeben und Frankreich, England, Preußen haben diesen Früchten einer Intoleranz ihren Flor zu verdanken, indem diese Staaten vernünftig genug waren, Spaniens Beispiel unnachgeahmt zu lassen.

Daß ich das Escurial sah, versteht sich von selbst. Ich fuhr in Begleitung meines Engländers auf einem mit vier Maulthieren bespannten Wagen dahin. Wir brauchten einen ganzen Tag, um diese kleine Reise zu machen, und ich ärgerte mich sehr, als ich mich erinnerte, daß ich von Berlin nach Sanssouci kaum dreiviertel Stunden gebrauchte. Für diesen Aerger und die unangenehme, schläfrige Reise, die mir mein Reisegefährte durch Beschreibung aller Hinrichtungen, die er in seinem Leben gesehen hatte, abzukürzen suchte, entschädigte mich Escurial nicht ganz.

Das Escurial ist ein so riesenhaftes Gebäude, daß man es nicht ohne Staunen ansehen kann und bewundern muß, selbst wenn man von Rom kommt. Die Kirche, welche dem heiligen Laurentius gewidmet, hat die Form eines Rostes. In dieser Kirche starb Philipp II. eines langsamen, qualvollen Todes, aber sein Schmerzenslager war so eingerichtet, daß

er von demselben aus auf den Altar der Kirche schauen konnte. Drei Jahre lang mußte dieser Mann so gefesselt auf seinem Schmerzenslager daliegen, bis er endlich todesmatt und gefoltert von den entsetzlichsten Phantasien die Welt verließ, welche er selbst mit allen denkbaren Schrecken erfüllt hatte.

Im Escurial machte ich auch eine neue Bekanntschaft. Wir trafen daselbst mit einem Amerikaner zusammen, welcher jung, ungemein geistreich und aufgeweckt war. Ich mußte herzlich lachen, wie gut er die Passion meines Freundes auszubeuten wußte, indem er ihm eine Menge Kopfabschneidegeschichtchen erzählte, die er in Amerika gesehen haben wollte, an denen aber, wie er mir später versicherte, kein wahres Wort war. Indessen gewährte mir seine Unterhaltung vielen Spaß, und wir kehrten vergnügter nach Madrid zurück, als wir von dort abgereist waren.

Interessant war mir ein alter französischer Rechtshandel, welchen der junge Amerikaner, welcher sich lange in Paris aufgehalten hatte, uns kurz vor unserer Ankunft in Madrid erzählte. Wir sprachen nämlich von den Frauen, der Ehe und Gott weiß, von welchen Dingen noch, die zu diesem alltäglichen Kapitel gehören, und dies führte den Amerikaner auf seinen Rechtshandel.

In einem Artikel des französischen Gesetzbuches, welcher 1639 von Ludwig XIII. bestätigt wurde, heißt es nämlich:

„Jeder, der eine minderjährige Person unter fünf und zwanzig Jahren unter einem Heirathsversprechen oder irgend einem andern Vorwande ohne Wissen, Willen und ausdrückliche Zustimmung des Vaters, der Mutter, oder der Vormünder verführt hat, soll mit dem Tode bestraft werden, ohne Hoffnung auf Begnadigung und Verzeihung, ungeachtet aller vorgebrachten Einwilligungen, die die Minderjährige zu derselben

Entführung oder schon vorher gegeben haben möge. Und auf gleiche Weise sollen alle diejenigen mit außerordentlicher Strafe belegt werden, die an der besagten Entführung Theil genommen und die ihren Rath, Gelegenheit, und Beistand in irgend einer Art dazu hergegeben haben."

Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts verliebte sich ein junger Edelmann, aus Suez in der Normandie, als Student zu Angers in die ungefähr zwanzig Jahr alte Tochter eines Bürgers von Angers, in Renée Corbeau welche, da sie sah, daß Jener von ihren Reizen so eingenommen sei, sich ein Eheversprechen von ihm geben ließ. Renée, die, im Vertrauen auf dies Versprechen, den Bitten ihres Liebhabers nachgab, konnte bald die Folgen ihrer geheimen Verbindung nicht mehr verbergen. Die Mutter bemerkte es und theilte es ihrem Gatten mit. Unter ähnlichen Umständen werden oft die Eltern zu Tyrannen gegen ihre eigenen Kinder, die Eltern unserer Renée Corbeau waren dagegen besser berathen. Nachdem sie lange mit einander überlegt, wie sie den jungen Edelmann zur Erfüllung seines Eheversprechens nöthigen könnten, ward endlich in Verabredung mit ihrer Tochter folgender Entschluß gefaßt. Es sollte heißen, daß Vater und Mutter an dem nächsten Tage zehn Meilen von Angers verreisten, und die Tochter sollte ihrem Liebhaber ein trauliches Rendezvous geben. Also geschah es auch, Vater und Mutter waren verreist, und der junge Student fand sich bei seiner Geliebten ein. Aber bald ward derselbe in seiner heimlichen Unterredung durch ein ungewöhnliches Geräusch gestört. Die Thüre des Zimmers öffnete sich plötzlich, und Vater und Mutter, in Begleitung von Notarien und Zeugen, kamen herbei, um die frische That zu konstatiren. Der junge Mann, der sich im Netze gefangen sah, trug keinen Augenblick Bedenken, er bekannte sogleich im Beisein der Zeugen,

daß Renée seine Frau sei, daß er sie zu heirathen versprochen, und erbot sich, auf der Stelle den Ehekontract zu unterzeichnen. Der Notar hatte denselben bereits abgefaßt, und der Rechtsact ward unmittelbar darauf durch die Unterschrift der Parteien vollzogen.

Nach diesem Vorfalle suchte sich der junge Edelmann, wie man leicht vermuthen kann, den Blicken und üblen Nachreden aller jungen und alten Gevatterinnen der guten Stadt Angers bald zu entziehen. Als gut gearteter Sohn reiste er geraden Weges nach Séez zu seinem Vater, um ihn von seinem Abenteuer in Kenntniß zu setzen. Dieser mißbilligte nun die ohne seine Einwilligung geschlossene Ehe, und so kläglich der Sohn auch that, blieb der Vater doch unerschütterlich, er wollte seinem Adelsstande in der Person seines Kindes nichts vergeben. Der junge Mann trat, sei es aus eigenem Antriebe oder auf die Eingebung seines Vaters, um sich außer Stande zu setzen, den geschlossenen Ehevertrag zu erfüllen, in den geistlichen Stand und nahm die Weihen an.

Inzwischen erfuhr die Familie Corbeau, nachdem sie lange Zeit die Ankunft des Verlobten vergeblich erwartet hatte, was mit demselben vorgegangen war. Sogleich reichte der beleidigte Vater beim Kriminalrichter von Angers eine Klage ein. Derselbe stellte, dem Gesetze gemäß, gegen den Ex-Studenten die Untersuchung wegen des Verbrechens der Verführung an und erkannte auf einen Verhaftsbefehl gegen ihn. Der junge Mann appellirte gegen dieses Erkenntniß beim Parlament, allein er verlor seinen Prozeß. Das Parlament verurtheilte den Studenten von Séez zum Strange, wofern er nicht lieber das Mädchen heirathen wollte.

Der letztere Zusatz scheint im Widerspruch mit den über den Gegenstand ergangenen königlichen Ordonnanzen zu stehen,

da diese die Ehe zwischen dem Verführer und der Verführten verbieten; indessen wird jene Klausel jedem Todesurtheil wegen des Verbrechens der Entführung und Verführung hinzugefügt und gründet sich auf eine besondere Bestimmung des kanonischen Rechtes.

Jedenfalls würde der unglückliche Edelmann es vorgezogen haben, lieber zur Hochzeit, als zum Galgen zu gehen, allein wegen der heiligen Weihe war es ihm unmöglich, zu heirathen; er sah sich demnach genöthigt, das Urtheil anzuerkennen und die Execution in's Werk setzen zu lassen, das ganze Volk war vor dem Gerichtshofe versammelt, mitten auf dem Platze sah man den Galgen aufgerichtet, eine schwarze Fahne flatterte oberhalb des rothangestrichenen Schaffots. Die Menge beklagte den Unglücklichen und tadelte die Strenge des Urtheils. Zu allen Zeiten haben die Menschen die Vergehungen der Liebe leicht entschuldigt. Nur einige alte bigotte Jungfern, die ohne Zweifel für ihre eigene Unschuld besorgt waren, billigten die barbarische Justiz und glaubten genug zu thun, indem sie in ihren Gebeten den Verurtheilten der Barmherzigkeit Gottes empfahlen. Der arme Sünder ward in die Kapelle abgeführt, wo er mitten unter einer Menge Büßender das Abendmahl nahm. Der in eine rothe Kappe gehüllte Scharfrichter kniete neben dem Opfer nieder und mischte seine Stimme unter den traurigen Gesang der Anwesenden.

In diesem Augenblicke erschien plötzlich Renée Corbeau, von Liebe und Mitleiden für ihren Geliebten durchdrungen, sie zieht durch die Schaar der Thürsteher und tritt in das Zimmer ein, wo der Gerichtshof versammelt ist, sie wirft sich schluchzend zu den Füßen der Richter nieder und hält eine begeisterte Anrede an sie, um den jungen Mann zu entschuldigen. Sie klagt sich selbst wegen des Unglücks an, das er

leidet, und bittet, wofern man ja dabei beharren sollte, ihn zu tödten, daß man sie mit ihm zugleich das Schaffot besteigen lasse, da sie auch die Missethat zugleich mit ihm verübt habe. Sie fleht demüthig zum Gerichtshofe, Mitleiden mit seiner unerfahrenen Jugend zu haben, und sagt, daß es noch ein Mittel gäbe, den jungen Mann zu retten, der Gerechtigkeit zu genügen und zugleich ihre beleidigten Eltern zu befriedigen. Wenn auch der Verurtheilte die Weihen empfangen habe, fügte sie hinzu, so könnte er doch Dispensation erhalten, um zu heirathen, und Gott scheine in seiner Güte und Barmherzigkeit gerade auch zu diesem Zwecke den Legaten von Rom hergesandt zu haben, der in einigen Tagen herkommen würde; der Legat habe die Machtvollkommenheit von Seiten des Papstes, er vermöge das Vergehen des jungen Mannes zu sühnen, ihn der Weihen zu entbinden, und somit ihm die Fähigkeit zu ertheilen, sich zu verheirathen und die Wahl zu vollziehen, die ihm zufolge des Urtheils freigestellt sei.

Sie sprach mit so rührenden Worten, daß auch der Gerichtshof davon bewegt wurde, und obgleich nach der Strenge der Kriminalordnung die Todesurtheile an demselben Tage, an dem sie ausgesprochen, auch vollstreckt werden sollten, erging dennoch die Verordnung, daß, bevor man diesmal die Execution in's Werk setze, der Verurtheilte noch mit sich zu Rathe gehen möge.

Als der Legat, der nachmalige Papst Leo XI, den Bericht über die Sache vernommen hatte, fand er, nachdem er sich mit den Doctoren und Prälaten, die ihn begleiteten, darüber besprochen hatte, den vorliegenden Fall so abscheulich und schändlich, daß er den Verurtheilten keiner Verzeihung würdig hielt. Vergebens unternahmen es die vornehmsten Herren des Reichs, so wie die schönsten Damen, sich für den unglück-

5*

lichen jungen Mann und das muthvolle Mädchen zu verwenden; keine Bitten vermochten, den Priester zu erweichen und ihn zur Gewährung der Dispensation zu vermögen.

Endlich nahm sich der König selbst der Sache an, und nur auf diese Fürbitte des Königs ergab sich der Legat. In Folge der Dispensation entschloß sich der junge Mann, zur Ehe zu schreiten. Die Wahl konnte ihm eben nicht schwer werden. Die jungen Leute wurden nun in derselben Kapelle getraut, welche Zeugin der Todesangst des Bräutigams gewesen war.

Bald darauf führte der junge Edelmann seine Gattin nach seiner Heimath zu Séez ab, wo er mit ihr in der schönsten Eintracht und der glücklichsten Häuslichkeit lebte.

Hundertachtunddreißigstes Kapitel.

Madras.

Das Schaffot.

Mein Engländer hatte richtig noch einen Platz für mich erwischt, und ich mußte es mir schon gefallen lassen, sehr nahe dem Schaffotte der Execution mit beizuwohnen. Es sollten, wie gesagt, fünf Verbrecher, sämmtlich wegen politischer Vergehungen, gehängt werden.

Der Engländer holte mich schon fast gleich nach Mitternacht aus meiner Behausung ab. Ich sollte mir einmal eine Hinrichtung nach seiner Meinung recht gründlich ansehen und alle Vorbereitungen zn derselben studiren. Ich hatte zwar anfänglich sehr wenig Lust zu einem solchen Studium, konnte aber nicht umhin, seinem hartnäckigen Zureden endlich nachzugeben und ihm vollkommen freie Hand zu lassen. Er hatte sogar mit der Familie, in deren Hause wir unseren Standpunkt nehmen sollten, verabredet, daß wir die Nacht daselbst zubringen würden. Das schlug ich aber entschieden aus und sagte nur zu, daß er mich, so früh er für gut befände ab-

holen könne. Freilich verließ ich mich bei diesem Versprechen auf die Gewohnheit des Engländers, welche mir bekannt war. Ich wußte, daß er nur sehr spät das Bett verließ, und hoffte also gemächlich ausschlafen zu können. Man denke sich nun mein Erstaunen, als ich gleich nach Mitternacht von diesem sonderbaren Menschen allarmirt wurde und nun gut oder böse ihm folgen mußte.

Ich fand in dem fremden Hause Alles zu unserem Empfange vorbereitet. Wahrlich, man mußte glauben, daß es hier irgend eine angenehme Feierlichkeit gelte. Das Haus war außerordentlich festlich geschmückt und der Tisch war mit jenem vortrefflichen Nationaltrank der Spanier besetzt, welchen sie gut zu bereiten verstehen. Die Chokolade ist den Spaniern, was den Russen der Thee ist, und so wurden wir denn auch gleich mit diesem angenehmen Getränke regalirt.

Während wir nun in aller Gemächlichkeit den süßen Trank schlürften, hörten wir das Pochen der Hämmer, deren sich die Zimmerleute zur Errichtung des Schaffots bedienten, und wurden so unaufhörlich an die tragische Scene erinnert, welche so bald unter unseren Augen vorgehen sollte. Bei dem düsteren Schein der Lampen konnten wir nur gleichsam instinktmäßig ihre Arbeit verfolgen, aber man konnte leicht bemerken, daß eine lange Gewohnheit, oder wahrscheinlicher der Instinkt des Handwerks, diese Arbeitsleute gegen ihr Werk ganz gleichgültig machte, obgleich das, was sie thaten, das Vorspiel einer schauerlichen Tragödie war. Während sie das Schnellbrett zurecht legten, auf welches die unglücklichen Verurtheilten sich stellen sollten, sprachen und lachten sie, als ob sie eben die Bretter zu einem Theater für den Harlequin bearbeitet hätten. Links von uns, wo sich eine Kirche befand, waren andere Handwerker nicht minder thätig, unter der Leitung der Polizei Bar=

rieren quer über die Straßen zu errichten, um die Menge in Sectionen zu theilen. Aus der Stärke der Pfähle und aus der Art, wie man sie in die Erde befestigte, errieth man das ganze Interesse, welches das Werk dieses Tages einflößen mußte. An der Stelle, über welche hinauszugehen dem Publikum verboten war, entdeckte man die stärksten Pfähle.

Je mehr das Tageslicht den Platz erhellte, um so deutlicher konnten wir das Wogen des Volkes erkennen, das aus allen anliegenden Straßen herbeiströmte, auch hatten die Arbeiter, obgleich von den Polizeibeamten zur Eile angespornt, kaum Zeit gehabt, ihre Arbeiten zu beendigen, als schon die Zuschauer um sie eine dichte Masse bildeten. Bald erfuhr man, daß während der Nacht zwei Kavallerie-Regimenter in den Umgebungen des Gefängnisses aufgestellt waren, ohne daß man den Ort anzugeben wußte, an welchem sie standen. Das Gefängniß befand sich ebenfalls nahe dem Schaffote, aber ich konnte nicht die geringste Spur von dieser verborgenen Macht entdecken. Es schien mir wohl, als erkannte ich etwas, wie eine Offiziers-Uniform, hinter einer Thür, die einen Augenblick geöffnet wurde, um einen berittenen Courier einzulassen, aber gewiß hätte Niemand sagen können, wo die Soldaten waren, noch, wie hoch sich ihre Zahl belief, obgleich überall die Meinung herrschte, daß beträchtliche Heeres-Abtheilungen außerdem noch anrücken würden, wenn ihr geheimnißvoller und präventiver Einfluß nicht hinreichen sollte, dem Ungestüm des Volkes Einhalt zu thun; glücklicherweise herrschten Ordnung und Schweigen fast allgemein.

Während der ganzen Zeit, welche zwischen dem Tagesanbruch und der Ankunft der Verurtheilten verfloß, vernahm man ein Summen, das dem Gemurmel der Woge glich, das unter einem tropischen Klima sich leise erhebt, wenn die

launenhaften Stöße des Landwindes ihren so fernen Ton an unser Ohr tragen, daß man nicht sagen kann, ob es das Rauschen der Palmenblätter oder der leichte Wellenschlag des Meeres zwischen den Kieseln und Korallen des einsamen Ufers ist.

Die verhängnißvolle Stunde nahte; schon war in dem Zimmer, in welchem ich mich befand, das Vertrauen auf uns selbst geschwunden, wir sprachen nicht mehr mit derselben Unbefangenheit, sondern mit leiser Stimme und mit zitternder Unsicherheit, ich und alle Frauen im Hause waren besonders sehr verstimmt, und ich bereute es, hierher gekommen zu sein und wünschte wieder nach Hause zu gehen, dies war jedoch jetzt ein Ding der Unmöglichkeit. Zwei Herren schienen anfänglich auch geneigt, sich zurückzuziehen; aber da man nicht daran denken konnte, sich durch die dicht gedrängte Masse des Volkes durchzuschlagen, so gaben sie ihren Plan bald auf und sprachen sich und den Damen zu dem bevorstehenden Trauerspiele Muth ein. Nur mein Begleiter hatte nicht die entfernteste Absicht, vom Platze zu weichen, trotzdem, daß sein Puls immer räschere Schläge that und ihm das Blut auf Augenblicke in's Gesicht stieg, so sehr beschäftigte ihn die Zurüstung zu dem furchtbaren Drama und das Studium der Physiognomien, welche wir in der ersten Reihe der Menge unterscheiden konnten. Auch wuchs meine Neugierde von Augenblick zu Augenblick, so daß endlich mein Zartgefühl der gewaltsamen Aufregung wich, die sich meiner bemächtigte.

Ungefähr um acht Uhr strengte sich die Sonne vergebens an, durch die Nebelschicht zu dringen, welche sich an diesem Tage um den Himmel zu Madrid gelagert hatte. Das Pochen der Hämmer auf dem Schaffot und längs der Barrièren hörte nach und nach auf; die Arbeiter verschwanden, und wir konnten rechts und links nur noch eine dichte Masse von Köpfen

bemerken. Auf den Dächern der Häuser und an allen Fenstern war kein Platz leer, und doch herrschte in diesem ängstlichen Augenblicke ein so tiefes Schweigen, daß, wenn wir die Augen schlossen, wir hätten denken können, die Straßen seien ganz öde.

Eine Viertelstunde vor acht Uhr fing die Glocke auf der Gefängnißkirche ihr dumpfes Grabgeläute an, alle Blicke wendeten sich nach der Thür des Gefängnisses, eine Plattform führte von dieser Thür auf das Schaffot, das mit einer schwarzen Decke überzogen und mit Sägespänen bestreut war. Die ersten Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit fesselten, waren die fünf Särge, welche von dem Henker und seinen Gehülfen unter dem Galgen parallel aufgestellt waren. An dem oberen Ende des ersten Sarges, der ohne Zweifel für den Anführer der Verschworenen bestimmt war, stand ein Holzblock, der für den Akt des Kopfabschneidens dienen sollte. Eine oder zwei Minuten vor der letzten Stunde, die für diese unglücklichen Menschen schlagen sollte, bestieg ein Geistlicher langsam das Schaffot und las dabei das Gebet, unmittelbar folgten ihm die Verurtheilten, ich strengte mich an, seine Gesichtszüge genau zu erkennen, und ein Schrei der schmerzlichsten Ueberraschung entfloh meinen Lippen.

Es war Madras. — — —

Aber hätte ich in diesem Augenblick wohl irgend Jemandem eingestehen mögen, daß ich mit diesem Manne, der den schnödesten Henkertod in diesem Augenblick sterben sollte, irgend eine Verbindung, wenn auch der unschuldigsten Art, gehabt? Ich hatte dazu nicht den Muth, und so verdammte ich mich selbst, mit starrem Blick der schrecklichen Vernichtung eines Menschenlebens zuzuschauen, das würdig war, — den Heldentod zu sterben.

Madras, der, wie mir nun klar wurde, allerdings noch einen andern Namen führte, stieg mit festen Schritten auf das Schaffot und nahm am untern Ende des Sarges den ihn vom Henker angewiesenen Platz ein, dann lenkte er seine Blicke ruhig, und ohne daß die geringste Aufregung in seinen Zügen sichtbar war, bald nach dieser, bald nach jener Seite. Seine Hände schienen festgeknebelt und seine Ellenbogen auf dem Rücken gegen einander gebunden zu sein; das eine Ende des Strickes, der dazu dienen sollte, ihn zu hängen, war zu einer Schleife zusammengelegt und lag auf seinem Halse, der bis auf die Schultern entblößt war, das andere Ende war auf die Hände herabgerollt.

Mit meiner Lorgnette konnte ich nicht die geringste Veränderung in seinen Zügen entdecken, die einzige Bewegung, welche einer Aufregung gleichen konnte, zeigte sich, als er den Fuß auf das Schaffot gesetzt hatte.

In diesem Augenblick war die Sonne mitten durch den Nebel sichtbar geworden, und Madras erhob seine Augen mit einem melancholischen Gefühle, als wenn er mit Schmerzen daran gedacht hätte, daß er zum letzten Male das Licht des Tages erblickte. Hierauf wandte er sich nach dem Volke, aus dessen Mitte sich ein leises Murmeln erhob, dessen Sinn zweideutig war, da es weder Beifall, noch Haß, sondern nur, wie ich glaube, ganz einfach das Erstaunen ausdrückte, auf einmal den Mann zu sehen, der seit einiger Zeit die Phantasie so lebhaft beschäftigte. Vielleicht ist es wahr, daß die Menge, die, schaulustig und immer besorgt, es möchte ein Umstand ihr Vergnügen unterbrechen, ihre Erwartung täuschen, zu solchen Scenen herbeiströmt, eine Art wilder Genugthuung empfindet, wenn sie endlich den Haupthelden bemerkt.

Von dem Dache eines Hauses rief eine Stimme: Gott

segne Dich! Madras machte hierauf eine leichte Verbeugung, aber der Mann, welcher die Execution leitete, hieß ihn, sich umzukehren, so daß sein Gesicht nach einer Straße gerichtet war, wo verhältnißmäßig weniger Menschen standen. Madras unterwarf sich ohne Widerstand dieser Veränderung seiner Stellung und sprach einige Worte, welche wir aber nicht verstehen konnten. Er schien sich zu entschuldigen, daß er nicht wüßte, wie er sich in einer für ihn so neuen Lage benehmen sollte. Er machte keine Bewegung mehr, nur drehte er sich noch ein oder zweimal um und ließ seine Blicke von einem Fenster zum andern schweifen, als ob er dort vergeblich nach Sympathie gesucht hätte.

Ich verbarg mich, so viel ich konnte, so daß ich von dem Unglücklichen nicht bemerkt wurde.

Man darf bei Beurtheilung dieser Unglücklichen nicht vergessen, daß, wenn sie auch wegen ihrer Verschwörung gegen die Regierung mit Recht den Tod verdient hatten, sie in der vollen Ueberzeugung gehandelt haben konnten, nicht bloß nach einem redlichen, sondern sogar sehr patriotischen Ziele gestrebt zu haben. Ich denke nicht daran, ihr Verbrechen in gutem Lichte darzustellen, aber können wir nicht, ohne inkonsequent zu sein, für diese so sehr befangenen und irregeführten Männer, welche sich einer großen und ehrenvollen Sache geopfert zu haben glaubten, stets eine Sympathie empfinden? Zwar wurden in dem Kampfe, der ihrer Verhaftung vorausging, einige Polizeibeamte und Soldaten getödtet: wären sie nicht des Hochverraths überführt worden, so würden sie wegen Todschlags verurtheilt und mit Recht zum Tode geführt worden sein. Aber dieser Umstand kann zufällig genannt werden, er lag nicht in ihrem Plane, und ihr Verbrechen, so abscheulich es auch sein mochte, gehörte doch zu einer Klasse von Ver-

brechen, welche nach der Meinung der Welt von jenen Attentaten verschieden war, die durch die gemeine Liebe zum Gelde oder durch teuflische Rachsucht eingegeben werden.

Man kann also nicht zweifeln, daß diese durch das Gericht des Landes verurtheilten Männer, bei ihrer männlichen Zuversicht in ihren letzten Augenblicken, nicht bloß die Ueberzeugung ihres durch Zufall verrathenen Patriotismus, sondern auch noch das Vertrauen auf das sympathische Mitleid des Volkes hatten, das hier versammelt war, um sie sterben zu sehen. Und doch hatten sie zuversichtlich nicht die mindeste Aussicht auf Befreiung; im Gegentheil, das Volk von einer durch ihre viele politischen Verurtheilungen verhaßten Regierung befreit, wenn auch mit der bestehenden ebenfalls unzufrieden, hätte bei ihrer Befreiung sicher unthätig zugeschaut.

Zwei bis drei Minuten nachher erschien ein anderer der Mitschuldigen auf dem Schaffotte und nahm seinen Platz neben seinem Chef ein. Er stieg hastig und mit aufgeregter Miene die Leiter hinauf und war augenscheinlich im Innern sehr bewegt. Er sah mehrmals auf die Menge, lehnte aber, wie Madras, höflich, aber entschieden jede Unterredung mit dem Geistlichen ab. Bald wurde der zweite Verurtheilte auf einmal fast unbeweglich, und ich merkte an seinem Ausdrucke, daß er schon eine Vorempfindung von der unglücklichen Katastrophe hatte, die bald folgen sollte. Während dieser Zeit beobachtete das Publikum ein feierliches Schweigen. Das Gemurmel hatte sich gelegt, Niemand rührte sich, aber in dieser dicht gedrängten Menge hätte sich auch Niemand rühren können.

Nun kam der dritte Verurtheilte, dessen Betragen von dem der Uebrigen so verschieden war, daß ich ihn, wenn es unter diesen Umständen nicht unmöglich gewesen wäre, für betrunken gehalten haben würde. Indem er sich gegen die Kirche

wandte, grüßte er dreimal das Volk, sprach viel und wollte die Versammlung anreden. Madras aber bat ihn mit der Miene eines Mannes, der es gewohnt ist, daß ihm Andere gehorchen, mehrmals ruhig zu bleiben.

Dieser dritte Verurtheilte schien so sorglos oder so leichtsinnig zu sein, daß es sogar unschicklich aussah; als er mit dem Fuße den Sarg berührte, in den er bald gelegt werden sollte, hätte man glauben sollen, er sei ohne alles moralische Gefühl, doch dies Alles schien nur eine äußere Täuschung zu sein, den Abend zuvor hatte er noch drei Briefe geschrieben, einen an seine Frau, einen an seine Tochter, und einen an seinen kleinen Sohn, den er, wie aus seinem Briefe hervorgeht, sehr liebte. Man kann die Echtheit dieser Dokumente nicht in Zweifel ziehen; sie zeigen uns erstens, daß man die Menschen nicht nach dem äußern Schein beurtheilen soll, dann daß die besten Empfindungen unserer Natur höchst selten bekannt werden, wenn sie von Menschen niederen Ranges ausgesprochen werden. Gesetzt, der folgende Brief wäre von einem vornehmen Demokraten in dem Augenblicke, wo er auf dem Schaffotte für das Verbrechen des Hochverrathes büßen sollte, geschrieben worden, so würde er die Menschen weit lebhafter interessirt haben, als der Brief dieses unbedeutenden Verurtheilten.

> Mein lieber kleiner William, ich hoffe, daß Du zu der Zeit, wenn Dein Vater nur Staub und Asche sein wird, diese Zeilen wirst lesen können. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß Du das unglückliche Ende Deines armen Vaters in Deinem Herzen bewahren und kein Vertrauen auf die Menschen setzen wirst, denn die Betrügerei, die Verdorbenheit und die List der Menschen gehen über alle Begriffe. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß Du ein braver Mann in der Gesellschaft werden wirst, und ich

bin der Meinung, daß der Weg, welchen Du einschlagen mußt, darin besteht, rechtschaffen, vernünftig, arbeitsam und aufrichtig in Deinen Handlungen zu sein, und Deinen Nächsten das zu thun, was Du wünschest, daß sie für Dich thun sollen. Mein liebes Kind, setze Dein Vertrauen auf Gott und mißtraue jeder spitzfindigen und schmeichlerischen Zunge. Mein liebes Kind, sei ein gutes, sanftes Kind, gehorche Deiner Mutter und tröste sie ... und sei gegen Deine Schwester ein zärtlicher Bruder. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß Du meine letzten Lehren befolgen wirst. Von der Hand Deines zärtlichen und unglücklichen Vaters.

Wer wollte nach der Lectüre dieser rührenden Zeilen die Wirkung verkennen, die solche und in einem solchen Augenblick geschriebenen Ermahnungen hervorbringen müssen!

Nun erschien ein Mohr, welcher der Einzige unter den fünf Unglücklichen war, der einige Spuren von Reue oder, wie man es nennt, von Unruhe zeigte. Er hatte wenigstens eine sehr traurige Miene, es schien mir, als ob er zitterte, als er sich neben diejenigen stellte, deren Verbrechen und Verurtheilung er getheilt hatte. Sein Schritt war jedoch fest, und er grüßte achtungsvoll die Menge, als er auf dem Schaffotte angekommen war, aber er sprach nicht ein einziges Wort. Er allein ließ sich ohne Wiederstreben seine Mütze bis über die Augen hinabziehen und gab sogar sein Taschentuch her, das er in der Hand hielt, um es sich um das Gesicht binden zu lassen.

Endlich kam im grellen Widerspruch mit dem armen Schwarzen ein Mann, der höchst leichtfertig zu sein schien, denn nachdem er seinen Platz erhalten hatte, nahm er ganz gleichgültig eine Prise Taback und schleuderte mit einer trotzigen Miene seine Schuhe weit von sich; dies that er, wie es schien,

um seine Großmutter Lügen zu strafen, die ihm, da sie frühzeitig in ihm seine Galgennatur entdeckt und das Schicksal vermuthet hatte, dem er bestimmt sein würde, prophezeit hatte, daß er in seinen Schuhen sterben würde.

Der Henker, der von Anfang bis zu Ende sich sehr ungeschickt zeigte, stieg hierauf, mittelst einer Leiter, bis an den Querbalken des Galgens, an welchem er das Ende des Strickes befestigte, dessen Schleife vorher um den Hals des unglücklichen Madras gelegen hatte. Es gewährte ein peinliches Gefühl, den Strick so ungeschickt an dem Balken befestigt zu sehen, daß man jeden Augenblick, daß er nachgeben würde, befürchten mußte. Nachdem endlich die fünf Stricke, so gut es eben ging, befestigt waren, und der Henker herabgestiegen war, näherte sich der Geistliche und bemühte sich mit lebhafter Theilnahme, den fünf Unglücklichen religiöse Tröstung zuzusprechen. Mit Ausnahme des reuigen Negers zeigte Keiner die geringste Neigung, den dargebotenen Trost anzunehmen. Einer, ich erinnere mich nicht mehr, welcher, antwortete sogar spöttisch dem Priester, worauf ihm Madras befahl, seine Zunge im Zaum zu halten. Vermuthlich durch diese verständigen Worte ermuthigt, wandte sich der Priester nun nochmals an Madras, der jedoch mit dem Kopfe schüttelte und ihm erwiderte: „Es ist vergeblich, mein Herr, ich bitte Sie, mich nicht zu belästigen" oder etwas Aehnliches.

Einige Minuten später vernahm ich ganz deutlich, wie Madras zu seinem nächsten Nachbarn sagte: „Bald werden wir das große Geheimniß kennen lernen," diese Worte wurden mit einer festen Stimme ausgesprochen, und ich muß sagen, daß das ganze Betragen in seinen letzten Augenblicken dem Charakter dieses Mannes entsprach, der sich für den Märtyrer einer guten, politischen Sache hielt. —

Nachdem der Henker Alles beendet hatte, was auf dem Schaffotte zu thun war, nahm derselbe die Leiter weg und lehnte sie neben einen Riegel, welcher das Schnellbrett, auf welchem die fünf Verurtheilten standen, in seiner horinzontalen Lage hielt; aber ehe er diesen Posten einnahm, zog er über ihre Augen die Mütze, mit welcher man gewöhnlich den Kopf derjenigen bedeckt, welche die große Reise in die Ewigkeit thun sollen.

Der Geistliche war vor ihnen stehen geblieben, mit einer nicht geöffneten kleinen Bibel in der Hand, aber die Finger, die zwischen den Blättern staken, bezeichneten die verschiedenen Stellen, die er aufgesucht hatte, um die Aufmerksamkeit dieser Unglücklichen in Anspruch zu nehmen.

Das Todeszeichen sollte gegeben werden, die Menge, die es wußte, beobachtete das feierlichste Schweigen, so weit als ihre gedrängten Reihen sich erstreckten, und ich glaubte, indem ich diese so erschreckende Scene überschaute, daß ich das Klopfen meines Herzens hören konnte. Noch einige Secunden, und diese fünf menschlichen Wesen, jetzt noch voll Leben und im Besitz aller Fähigkeiten der vernünftigen Kreaturen, sollten weiter nichts als eine unbelebte Masse bilden, und ihre Seelen sollten, wir wußten nicht wohin, entfliehen. Aber welches auch die Gedanken über diesen ernsten Gegenstand sein mochten, es war vielleicht Niemand in dieser Menge, der nicht den Eindruck des schrecklichen Beispiels, das ihm gegeben werden sollte, empfunden hätte. Auch in unserm Zimmer war, der meinigen nicht zu gedenken, die Aufregung sehr stark, die Frauen, welche eins der Fenster besetzt hielten, wurden immer unruhiger und sanken in Ohnmacht, und die Männer waren nahe daran ihrem Beispiel zu folgen.

Ich weiß nicht mehr, worin das Zeichen bestand; ehe der

verborgene Riegel zurückgeschoben wurde, schien die Plattform, worauf Madras und die vier Andern standen, fest und eben zu sein; der eifrige Geistliche fuhr fort mit lauter Stimme zu beten, während der Henker ihnen die Mützen tief herabdrückte. Bis jetzt waren die um ihren Hals geschlungenen Stricke so lose, daß der Bogen der Schleife zur Hälfte auf ihren Rücken herabfiel, aber einen Augenblick darauf war das Zeichen gegeben, und Alles war verändert: — eine Leere hatte sich plötzlich unter ihren Füßen geöffnet, und von ihren Körpern, die herabgesunken waren, sah man nur noch den obern Theil von der Taille bis an die Schultern. So gewaltsam war die Erschütterung, daß die Stricke steif gespannt waren, wie Eisenstangen, und von dem Gewicht dieser hängenden Körper knarrte das Zimmerwerk des Schaffots wie der Kiel eines Schiffes.

Die Journale erzählten, vermuthlich um mehr Wirkung hervorzubringen, von den letzten Zuckungen dieser Unglücklichen, aber nichts dergleichen war für uns sichtbar, die wir noch nicht dreißig Klafter von dem Galgen entfernt standen, und ich bin überzeugt, daß der Tod die augenblickliche Wirkung der gewaltsamen Verrenkung war, welche der perpendikuläre Fall von mehr als drei Fuß in den Nackenwirbeln verursachte. Was mir am meisten an den Gehängten auffiel, war die drehende und entsetzlich anzusehende Bewegung, welche an einigen dieser Körper die Stricke hervorbrachten, die, da sie noch neu waren, natürlich bei dieser plötzlichen Spannung sich aufrollten.

Das Schauspiel, welches der Platz noch eine Stunde nach der Hinrichtung darbot, war im höchsten Grade feierlich und schrecklich. Obgleich es in dieser Menge einige verstockte Herzen geben mochte, die unempfindlich blieben, so konnte doch die Mehrzahl nicht ohne innere Regung noch eine Stunde lang diese fünf Körper an dem Galgen hängen sehen. Ich

bleibe daher überzeugt, theils nach meinen persönlichen Empfindungen, theils nach dem, was ich über die sichtbaren Eindrücke der Menge urtheilen konnte, daß die moralische Lehre, der einzige Zweck, den das Gesetz durch solche Beispiele beabsichtigt, so wirksam war, als sie es nur sein konnte.

Auch habe ich von einem ausgezeichneten Beobachter, der die Menschen und die Sitten verschiedener Länder verglichen hat, sagen hören, daß, wie empörend die Todesstrafen auch seien, sie dennoch, wenn sie auch von einem zweifelhaften Nutzen sind, wenigstens den Vortheil haben, daß sie durch die öffentliche Hinrichtung der Masse beweisen, daß eine Regierung im Lande bestehe, die stark genug sei, dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Nur darf die Hinrichtung wegen Hochverraths nicht lange dauern, sondern sie sollte sich mit dem begnügen, was ich eben beschrieben habe, ohne noch Umstände hinzuzufügen, welche den Eindruck auf das Volk schwächen und sogar das Interesse der Zuschauer dem Opfer zuwenden könnten. Je strenger die Gerechtigkeit ist, um so weniger muß sie als Rächerin erscheinen. Zufolge dieses Prinzips muß sich auch der Kriminalrichter bei dem Verhöre nicht nur ruhig und gelassen, sondern auch dem Angeklagten günstig zeigen, nicht etwa aus Zartgefühl gegen das Verbrechen, sondern einzig um die Sympathie des Volkes demjenigen zu erhalten, der in seinem Namen herrscht und regiert.

In den Ländern, wo die Obrigkeit, als öffentlicher Ankläger auftretend, durch verfängliche Fragen den Angeklagten zu verwirren und in traurige Widersprüche zu verwickeln sucht, ist es unmöglich, daß das Publikum auf Seiten des Gerichts sei. Nach demselben Prinzipe würde man Unrecht haben, wenn man verlangte, daß nach der Vollziehung eines Todesurtheils die Masse des Volkes sich nicht gekränkt fühlen sollte, wenn

es gegen alles Schicklichkeitsgefühl die Körper der Unglücklichen, die durch den Verlust ihres Lebens dem Gerichte schon Genugthuung gegeben haben, noch verstümmeln sähe

So geschah es in England bei einer politischen Hinrichtung ähnlicher Art, — die Hingerichteten hatten den Versuch gemacht, die sämmtlichen Minister zu ermorden, — daß man die Leichen in ihre Särge legte, aus denen man blos die Köpfe hervorragen sah. Nun erschien eine widerwärtige Gestalt mit einer schwarzen Maske und einem Messer in der Hand. Mittelst dieses unpassenden Instruments fing der Mann mit der Maske an, die Köpfe von den Leichnamen abzuschneiden, eine Operation, die die härtesten und lautesten Verwünschungen des Volkes hervorrief. Das Volk hatte Recht, man kann sich nichts Gehässigeres denken.

Vielleicht ist es gerecht, einen Unterschied zwischen Hochverrath und den übrigen Verbrechen zu machen, aber wenn der Unterschied nur in der Kopfabschneidung, die aus der Zeit der Barbarei überkommen ist, bestehen soll, so sollten wir sie nicht noch empörender machen, als sie in den Zeiten ihres Ursprungs war. Wenn der Kopf eines Verräthers einmal von seinem Rumpfe getrennt werden muß, so thue man es mit einem breiten und scharfen Beile, und der Scharfrichter sei mit einem imponirenden Kostüm bekleidet, es darf kein Mann mit einem Fleischmesser sein, wie dieser maskirte Würger im Matrosenanzuge, der den größten Unwillen erregte. Man präge sich fest den Gedanken ein, daß es nicht die Enthauptung an sich ist, welche Eindruck auf das Volk macht, sondern die Feierlichkeit des Aktes, der das Verbrechen des Hochverrathes von jedem anderen Verbrechen unterscheidet. Es kann also von keiner guten Wirkung sein, wenn man den Körper eines Verräthers eben so behandelt, wie den Rumpf eines wilden Thie-

res, und nicht wie die Hülle einer unsterblichen Seele. Eine solche Barbarei muß die Achtung des Volkes vor dem Gesetze und vor der Gerechtigkeit des Landes vermindern.

Der Henker hob in England jeden abgeschnittenen Kopf bei den Haaren empor und rief: Dies ist der Kopf eines Verräthers. Dieser Theil der Ceromonie verfehlte wiederum seinen Eindruck nicht, das Volk äußerte nur durch ein starkes Gemurmel seine lebhafte Aufregung.

Als die Hinrichtung, deren Zeuge ich fast wider meinen Willen sein mußte, zu Ende war, fühlte ich meine Kräfte schwinden und ich erinnerte mich nun erst wieder daran, daß so eben ein Mann gewaltsam das Leben verloren, den ich so vielen Männern, die ich bisher kennen gelernt habe, und die Alle in hoher Achtung stehen, vorzuziehen im Begriffe stand. — Meine Aufregung war während des traurigen Aktes so groß, daß ich wohl sah, aber dabei nicht dachte. Ich war hingerissen von dem schrecklichen Anblicke, einen Mann, der während seines Lebens so viel Muth und Kühnheit bewiesen hatte, wie ein willenloses Ding sterben zu sehen. Es war nicht, daß mein Herz für diesen Mann schlug, mein Herz blieb vielmehr ganz kalt dabei, denn ich hatte nur Achtung, nicht Liebe für den Hingerichteten empfunden, und ich zwang mich, bis zum letzten Augenblicke auszuharren, und aus diesem Akte menschlicher Gerechtigkeit den Nutzen zu ziehen, den ich wirklich daraus gezogen habe. Als ich aber wieder daheim in meinem Zimmer war, da war es wieder der Mensch Madras, welcher vor meine Seele trat, und ich konnte nicht umhin, ihm eine aufrichtige Thräne der Theilnahme zu widmen. —

Hundertneununddreißigstes Kapitel.

Große Männer.

Herr Munoz und die Königin Christine. — Don Antonio di Ulloa. — Der Theodolith. — Engländer, Spanier und Schwede. — Der König von Schweden und sein großer Künstler.

Nach diesem, ich möchte fast sagen tragischen Anfang in Madrid hatte ich nicht viel Lust, mich lange daselbst aufzuhalten. Ich trat einige Mal auf und erntete einen ungewöhnlichen Beifall. Ich machte die Erfahrung, daß meine Landsleute nicht geringere Enthusiasten sind, als die Franzosen, und ich hatte mehr als je mit der Eifersucht von Männern zu kämpfen, die ich kaum einmal gesehen hatte. Namentlich machte ich viel Bekanntschaften mit Herren vom Hofe, die mir von der Königin Isabella, ihrer königlichen Mutter Christine, und Munoz allerliebste Dinge mittheilten, die ich aber schon um deshalb mit Stillschweigen übergehe, weil ich erkannt habe, daß niemals Königinnen mehr der Verläumdung ausgesetzt waren, als diese beide spanischen Königinnen.

Auch den Herrn Munoz lernte ich kennen und ich fand diesen Mann ganz so liebenswürdig, wie ich ihn mir gedacht hatte. Die Königin ist zu geistreich, zu liebenswürdig, um

einen Mann von so geringer Herkunft bis fast auf die Stufen eines Thrones zu erheben, wenn er nicht eben die Eigenschaften besäße, die einen Mann zu einem Könige machen, von welcher Herkunft und Abstammung er auch sei, und es ist ein Beweis von dem guten Charakter ihres Gemahls, daß er in Spanien sehr wenige persönliche Feinde hat, die doch denjenigen niemals fehlen, welche aus dem Dunkeln in den Glanz der hohen, vornehmen Welt versetzt werden.

Außer dieser Bekanntschaft mit einem so vielfach bespöttelten und doch eben so beneideten Manne habe ich noch eine sehr interessante Bekanntschaft mit einem Nachkommen des berühmten Antonio di Ulloa gemacht, welcher mir von diesem seinem großen Vorfahren eine recht liebliche Geschichte mittheilte. Ich will sehen, ob ich sie möglichst getreu wieder geben kann:

Der berühmte englische Mechanikus und Instrumentenmacher Graham, dessen so vortreffliche mathematische Instrumente in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Gelehrten aller Weltgegenden die Mittel an die Hand gaben, die Physik, Astronomie und überhaupt alle mathematischen Wissenschaften durch genaue Untersuchungen und Messungen zu fördern, hatte eine lebhafte Freundschaft für einen Schweden gefaßt, der aus seinem Vaterlande nach London gekommen war, um sich in Grahams Kunst unter seiner Anleitung zu vervollkommnen. Der englische Meister, obschon stolz, war in dieser Beziehung sehr willfährig, aber sein aufbrausender Charakter gewann oft die Oberhand über ihn. Der Schwede, ein ruhiger und besonnener Mann, hatte bald diese Eigenschaft seines Freundes erkannt und vermied sorgfältig, ihn durch Widerspruch aufzureizen. —

Eines Tages unternahmen beide Künstler einen Ausflug

nach Greenwich, um einen neuen, von Graham verfertigten Theodolithen zu probiren. Die breite Themse war mit Booten und Schiffen aller Art bedeckt, deren Bewegungen mehr oder minder von Fluth oder Ebbe abhingen, denn in jener Zeit durchschnitt noch kein Dampfboot den Spiegel jenes vielbeschifften Stromes, weitgedehnte Wasserberge hinter sich, und in der Luft einen nachschwebenden Rauchstreifen zurücklassend. Als die Mechaniker ihr Boot bestiegen und die Fahrt begonnen hatten, trafen Sie einige Seeoffiziere, die Graham kannten. Man grüßte sich, und da die Offiziere den Zweck des Ausflugs der Mechaniker erfuhren, baten sie um Erlaubniß, dem Experimente beiwohnen zu dürfen, und wendeten ihr Fahrzeug um. —

Nach der Ankunft in Greenwich wurde der Theodolith auf der Sternwarte schnell aufgestellt, und alle Anwesenden umringten ihn. Graham ließ seine stolzen und befriedigten Blicke bald auf seiner schönen Arbeit, bald auf der Versammlung ruhen. Alle lobten und bewunderten ihn, nur Einer nicht, ein Spanier. Dieser betrachtete das Instrument schweigend und prüfend. Aber er war ja ein Ausländer, ein Fremder, der natürlich wenig von der Kunst der Schifffahrt und den mathematischen Erfindungen verstehen konnte, durch welche Graham sich für den Haupturheber und Erhalter des blühenden Zustandes und der Ueberlegenheit der Englischen Marine ansah. Graham richtete den Tubus des Theodolithen auf ein Landhaus, welches dem Lord Sommerset gehörte, und sagte, er wolle die Entfernung zwischen jenem und dem Thurm der St. Paulskirche berechnen, dessen Kuppel, erglänzend im Sonnenschein, aus der grauen Rauchwolke emporragte, die London gewöhnlich bedeckt. Der Schwede nahm an der Berechnung Theil, und bald war sie fertig; selbstzufrieden rechnete Gra-

ham den Abstandswinkel aus, aber das Resultat machte ihn bestürzt.

Gott verdamm' mich, sagte er, betrachtete das Instrument noch einmal, durchlief genau alle Ziffern auf der Metallplatte und in der Berechnung, und brach endlich in die Worte aus: Lord Sommerset's Landhaus ist sechszehn Meilen von der Paulskirche entfernt, so viel ist gewiß!

Sechszehn Meilen? versetzten einige Offiziere, man rechnet gewöhnlich nur zehn.

Gott verdamm' mich, — es sind sechszehn! rief Graham, rechnen Sie einmal, Sir Tophan.

Der Aufgeforderte brachte mit Benutzung des Theodolithen dasselbe Resultat heraus.

Der Schwede machte ebenfalls noch einen Versuch und sagte dann endlich: Der Fehler liegt nicht an uns, — wir haben richtig gerechnet, aber die Gradeintheilung am Instrument ist falsch.

Nein, das ist unmöglich, rief Graham.

Unmöglich! riefen die Offiziere einstimmig.

Und das wagt ein Fremdling, der von mir das Beste gelernt hat, was er kann, mir in's Gesicht zu sagen? fuhr Graham fort, den funkelnden Blick auf den Schweden gerichtet.

Verzeiht, Meister Graham, versetzte dieser, ich bezeichnete eine Unrichtigkeit, die ich am Instrumente entdeckt zu haben glaubte; ich hatte aber keineswegs die Absicht, einen so vortrefflichen Künstler zu beleidigen.

Ha, ich kenne Euch, rief Graham im vollen Zorne, Ihr glaubt nicht nur, meine Arbeiten kritisiren zu dürfen, Ihr bildet Euch auch ein, sie eben so gut machen zu können, wie ich. Kommt mir nie wieder vor die Augen! Geht, wohin es Euch

beliebt, aber geht gleich! Wenn ich heim komme, will ich Ruhe in meinem Hause haben. Treff' ich Euch noch einmal in London, so — Gott verdamm' mich! — — —

Das Wort erstickte ihm vor Wuth im Munde, er knirschte mit den Zähnen und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. Die Englischen Offiziere betrachteten den dreisten Schweden halb mit Erstaunen, halb mit Theilnahme.

Es thut mir leid, sagte dieser mit betrübter Stimme, daß Meister Graham, in welchem ich sowohl, wie die ganze Welt, den geschicktesten Mann in seinem Fache verehre, eine Bemerkung über einen wissenschaftlichen Gegenstand so übel aufnimmt, den man ganz ruhig uud ohne jegliche Aufwallung am besten erörtern könnte. Aber ich kenne Meister Graham's Charakter. Ich werde abreisen und mich schriftlich für alle Freundschaft, die ich früher erfahren habe, bei ihm bedanken.

Nein! rief dieser mit steigender Erbitterung, vorher soll die Sache auf der Stelle von den hier anwesenden Herren entschieden werden, die sämmtlich ihr Fach verstehen. Habt Ihr Recht, so — — so — — darüber werde ich hernach sprechen.

Der Spanier, der den Streit stillschweigend mit angehört hatte, trat jetzt dicht an das Instrument, obgleich ihn Graham mit einem verächtlichen, wüthigen Blicke maß. Die Offiziere, welche ihn wohl zu kennen schienen, sahen mit Spannung seinem Ausspruche als dem eines kompetenten Richters entgegen.

Nachdem er das Instrument einige Minuten mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sagte er gemessenen Tones: Jener junge Mann hat Recht, — der Theodolith ist falsch.

Das versteht Ihr nicht, rief der erhitzte Graham.

Der Spanier warf einen stolzen Blick auf ihn, drehte ihm den Rücken und reichte dem Schweden die Hand.

Da Graham einige beleidigende Worte gegen den Spanier herausstieß, beeilten sich die Offiziere, ihn zum Schweigen zu bringen; doch der empörte Meister legte die Hand an sein Degengefäß und schwor dem Schweden Tod und Verderben.

Man war in jener Zeit eben nicht geneigt, Ehrensachen auszuweichen. Kurze Zeit nachher befand sich die Gesellschaft an einer entlegenen Stelle im Park hinter der Sternwarte, und der Spanier rief den beiden Künstlern die verhängnißvollen Worte zu: Bindet die Klingen! — Los! —

Graham war der geschicktere Fechter, der Schwede jedoch der ruhigere. Nach einem kurzen Zweikampf durchstach der Schwede mit seiner Klinge den Rockärmel Graham's, und als dieser eine Bewegung mit dem Arme machte, zerbrach die feine Stahlklinge des Schweden. In demselben Augenblick machte Graham einen heftigen Ausfall auf die Brust seines jetzt entwaffneten Gegners, doch sprang der Spanier herzu und erklärte das Duell für beendet. Die Offiziere stimmten ihm bei.

Aber Graham war noch ganz eben so erbittert, wie vorher, und der Schwede mußte sich entschließen, wie tief es ihn auch schmerzte, abzureisen. Man kehrte mit dem unglücklichen Instrument nach den Booten zurück, einige Offiziere begleiteten Graham, die übrigen aber gesellten sich zum Schweden, an dessen Seite der Spanier sich ernst und würdevoll niederließ.

Am andern Morgen segelte der Schwede seiner Heimath zu.

Er hieß Daniel Eckström. — — — — — — — — — — — —

Der Kronprinz von Schweden, Adolf Fredrik, welcher von 1751 — 1770 regierte, war äußerst geschickt im Drechseln und unterhielt sich damit, die künstlichsten Arbeiten in Holz, Elfenbein und Schildpatt anzufertigen. Er besuchte oft den berühmten Mechanikus und Anfertiger mathematischer Instrumente,

Eckström, welcher ihm die meisten seiner feinen und oft höchst kunstreich zusammengesetzten Instrumente lieferte. Er hatte wohl bemerkt, daß Eckström's finanzielle Verhältnisse nicht die besten waren, doch stand es mit denen Adolf Fredrik's auch nicht besonders. Der redliche Eckström war nicht einer von denjenigen, die unter allen Umständen ihren eigenen Vortheil wahrzunehmen verstehen; es kam ihm mehr darauf an, seine Instrumente wirklich gut und brauchbar zu machen, als einen guten Preis dafür zu erhalten. Er sagte zum Kronprinzen: Oeffentliche Anstalten, knapp besoldete Beamte, und unbemittelte Studenten sind meine häufigsten Kunden; soll ich sie durch hohe Preise drücken und abschrecken?

In dem nämlichen Jahre, in welchem Adolf Fredrik den Schwedischen Thron bestieg, wurde Stockholm von einem berühmten Gelehrten, dem Spanischen Marine-Offizier, Don Antonio di Ulloa besucht, der seinen Namen durch seine Gradmessungen in Süd-Amerika und durch die Herstellung vieler Einrichtungen und Verbesserungen beim Spanischen Heerwesen unsterblich gemacht hatte. Sein hoher Rang und seine ausgezeichneten Kenntnisse machten ihn zu einem gefeierten Gaste des Schwedischen Hofes. Der König ging oft in bürgerlicher Kleidung und ohne irgend ein Gefolge mit ihm spazieren.

Als man eines Tages in den Salons der geistreichen Königin Louise Ulrike über die wissenschaftlichen Vermessungen des Spaniers unter dem Aequator sprach, erzählte derselbe, er habe vor mehreren Jahren in London die Bekanntschaft eines Schwedischen Mechanikers gemacht, der schon damals eine große Geschicklichkeit, besonders aber ein höchst sicheres Urtheil in wissenschaftlichen Dingen bewiesen habe; er erwähnte zugleich eines Zwistes, der zu einem Duell zwischen dem Schweden und dem berühmten Graham geführt. Der König lächelte und

fragte, ob Don Antonio jenen Mann zu sehen wünsche, er wohne in Stockholm und habe hier eine Werkstätte.

Noch an demselben Tage begab sich der König mit seinem Gaste zu Eckström. Sein bekümmertes und niedergeschlagenes Gesicht erheiterte sich beim Eintritt des hohen Besuchs. Kaum hatte er einen Blick auf den Spanier geworfen, als er, vor Ueberraschung und Freude erröthend, auf ihn zueilte. Don Antonio begrüßte ihn mit ächt spanischer Grandezza, wobei seine Augen jedoch verriethen, daß er seinen früheren Bekannten mit Vergnügen wiedersah, und fragte: Haben Sie vielleicht einen Theodolithen fertig, mein Herr? —

Eckström führte die Kunden in ein Zimmer, wo er seine fertigen Instrumente stehen hatte. Es waren ihrer nicht viele, aber der Spanier fand sie ausgezeichnet und erklärte, nirgend so vortreffliche Arbeit gesehen zu haben. Er bestellte sogleich mehrere Instrumente für das neue Observatorium zu Cadix, dessen Anlegung er veranlaßt hatte.

Diese Bestellung kam dem bescheidenen Künstler in seinen gedrückten Umständen höchst gelegen, und er vermochte nicht, seine Freude darüber zurückzuhalten. Der König selbst bemerkte, es sei eine Ehre für's Land, daß ein Mann von Don Antonio's Kenntnissen und Berühmtheit eine schwedische Arbeit so rühmend anerkenne, und noch in Gegenwart des Spaniers ernannte er seinen Schützling dafür mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Thalern Kupfermünze zum Director aller Königlichen Werkstätten zur Anfertigung mathematischer Instrumente.

Eckström's Freude war unbeschreiblich groß, aber sie äußerte sich auf eine etwas seltsame Weise. Sein Gesicht glühte und er blickte unruhig und verlegen um sich. Endlich griff er nach seinem Hut und schien nicht übel Lust zu haben, seine

Gäste allein zu lassen. Der König bemerkte dies und fragte: Wohin so eilig, mein lieber Eckström? —

Dieser erröthete noch mehr, stammelte einige unverständliche Worte, und schien in der peinlichsten Verlegenheit. Endlich sagte er: Wenn ich Ew. Majestät denn nicht vorenthalten darf, was mich auf eine so unhöfliche Weise nach meinem Hut greifen ließ, so will ich bekennen, daß ich im ersten Augenblicke meines Glücks keinen andern Gedanken hatte, als es meiner — — meinem Freunde, — — dem Sekretär Elvins mitzutheilen.

Ach, versetzte der König, ich kenne den Elvins, aber er macht sich nichts aus Neuigkeiten; er saß vor einigen Jahren, vertieft in seine mathematischen Berechnungen, auf seinem Zimmer und hörte nicht, daß sich die empörten Dalekarlier unter seinem Fenster den ganzen Tag mit dem Militär herumschossen, sondern erfuhr dies erst am nächsten Morgen von seiner Wirthschafterin. Doch jetzt erinnere ich mich, — Elvins hat ja wohl eine hübsche Schwester? — —

Eckström schlug die Augen nieder. Schön! Schön, sagte der König mit jenem Tone von Herzlichkeit, der ihn so liebenswürdig machte, wenn er es wollte, und den sein Sohn Gustav **III.** von ihm erbte, es macht mir doppelt Freude zum Glück zweier Menschen beigetragen zu haben.

Auch Don Antonio erklärte auf herzliche Weise seine Theilnahme an Eckström's Glück.

Der edle Spanier, welcher alle Instrumente in Schweden bestellte, hob die tief verfallene Spanische Marine wieder so empor, daß sie im Stande war, noch einmal kräftig aufzutreten, und daß selbst ihr Untergang bei Trafalgar ihr wenigstens Ehre, wenn auch nicht den Sieg verschaffte.

Hundertvierzigstes Kapitel.

In München.

Ich und meine Gegner.

Nachdem ich Madrid verlassen hatte, bereiste ich Spanien noch einige Monate in der Kreuz und der Quer. Ich sah meine Geburtsstadt Sevilla, ich sah das Haus, in welchem ich geboren worden war, und welche Gefühle ergriffen mich! — Welch' ein Leben voller Wechselfälle, voller Ereignisse, voller Erfahrungen lag zwischen diesen beiden Momenten, da ich Sevilla als Kind verließ und jetzt wiederkehrte! Wie ein Traum ging mein vergangenes Leben an meiner Erinnerung vorüber, und welche Zukunft erwartete mich noch! — Sagte nicht Solon: Niemand ist vor seinem Tode glücklich?. — Und ich war noch so jung, so viel ich auch erfahren hatte.

Ich gestehe, daß ich mit etwas erleichtertem Herzen Spanien verließ. Ich kam durch Gegenden und Städte, welche die Spuren der Bürgerkriege an sich trugen, welche Spanien in einer Reihe von Jahren verwüstet hatten. Dieser Anblick berührte mich sehr schmerzhaft, es erfüllte mich mit Trauer, ein Land, welches von der Natur so reich begabt ist, in so tiefem Elend zu sehen. Ich athmete, wie gesagt, freier auf, als

ich endlich wieder die französische Grenze erreichte, als ich wieder auf französischem Boden stand, auf dem Boden eines Landes, welchem drei Revolutionen von so zerstörenden Folgen dennoch nichts von seiner Macht, seinem Einflusse, — von seinem klassischen Leichtsinne rauben konnten.

Bis Paris reiste ich fast ohne Aufenthalt, nur in Bordeaux verweilte ich mich, denn ich konnte nicht umhin, in dieser Stadt des Tanzes die Bühne zu betreten. Diese Stadt hat bekanntlich eines der prächtigsten Theater der Welt. Der Herzog von Richelieu verausgabte mehr als drei Millionen für seinen Bau, welcher drei Jahre währte. — Das Ballet von Bordeaux genießt seit langer Zeit einen außerordentlichen Ruf, und es fehlt fast bei keiner Vorstellung. Ich hatte alle Ursache, mit meinem Empfange sehr zufrieden zu sein, und der Beifall, welcher mir daselbst in so reichlichem Maße zu Theil wurde, wird noch lange in meinem Gedächtnisse leben.

In Paris hielt ich mich diesmal nur vierzehn Tage auf. Ich fand die alten Menschen, aber sehr viele neue Dinge. Denn in Paris ändert sich mit jedem Tage etwas. Wie könnten sonst die Pariser leben? — Wenn sich nichts Neues mehr machen will, dann wird ein wenig Revolution gemacht, ein Attentat auf die Regierung, auf das Ministerium, welches zuweilen mit dem Sturze der Dynastie endet und ganz Europa erschüttert.

So verließ ich Paris, um zum zweiten Male Deutschland zu betreten, welches in Bezug auf seine Loyalität den besten Ruf von der Welt hat.

In Baden machte ich sehr traurige Erfahrungen, welche im grellsten Contraste zu den Prophezeihungen meines Nasenpropheten standen, und endlich nach vielen und manchen an-

genehmen Erlebnissen kam ich gegen Ende September 1846 in München an.

Wenn ich mich daran erinnere, da ich zum ersten Male durch die Straßen dieser schönen, imposanten Stadt schritt, welche ein poetischer, geistreicher und kunstsinniger König mit so herrlichen Baudenkmälern geziert hat, da ich eine Fremde, Unbekannte, eine arme Ballettänzerin zum Theater-Intendanten ging, an seine Thür pochte und kalt empfangen wurde, da mir auf meine Bitte, mir ein Debüt zu gestatten, mit einem höflichen, aber kalten Nein geantwortet wurde; und wenn ich mich dann erinnere, wie bald nachher ich der Gegenstand einer allgemeinen, aber bittern Aufmerksamkeit wurde, dann erscheint mir diese ganze, wunderbare Epoche meines Lebens wie ein toller Fastnachtsspuk. —

Die Leser mögen nur bei Darstellung dieser Ereignisse, welche ihren Privat-Character verlieren und der Geschichte angehören, nicht vergessen, daß ich selbst eigentlich Nichts gethan habe, um einem Verhälnisse, welches mich so sehr beglückte, einen öffentlichen Character zu geben, daß ich von einer Partei gewaltsam in den Strudel von Ereignissen hineingezogen wurde, die zu veranlassen durchaus außer meinem Willen lag.

Ohne Gewissensbisse gehe ich an die Enthüllung eines so wichtigen Abschnittes meines Lebens, das nur guten Ideen, guten Absichten geweiht gewesen ist.

Ich stehe vor mir selbst vollkommen gerechtfertigt da.

Zu einer Macht gelangt, welche fast die einer Königin war, habe ich mich rein von allen Intriguen gehalten, zu denen so oft diejenigen ihre Zuflucht nehmen, welche eine erlangte hohe Stellung um jeden Preis behaupten wollen. —

Ich habe nichts gethan, nichts gedacht, was dem Volke

zum Unheil, zum Unglücke gereichen konnte, dessen König mich mit seiner großmüthigen Huld beglückte.

Ich habe meinen Einfluß, wenn ich jemals solchen im geringen Maße ausübte, nur dazu benutzt, Gutes zu thun, den Bösen zu verzeihen, und dem üblen Leumund, welcher mich auf jegliche Weise zu schmähen und in den Augen des Volkes herabzuwürdigen versuchte, mit Verachtung zu begegnen.

Die zwei Jahre eines Lebens an der Seite eines Königs sind ohne allen Vorwurf für mich und den Königlichen Herrn, der so innig für sein Volk fühlte und es mit einer Liebe umfaßte, die leider nur zu oft von denjenigen falsch gedeutet wurde, welche Liebe zum Könige heuchelten, und denen dennoch nichts mehr am Herzen lag, als die Königliche Gewalt in den Augen des Volkes herabzusetzen, zu begeifern, und diese Herabwürdigung für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten.

Ich werde dies alles darstellen sine ira et studio, denn ich bin weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ich will nur gerecht gegen mich und den Königlichen Gebieter sein, der so gute, edle und erhabene Absichten hatte, und gleichwohl so schlechten Dank erhielt. —

Wahrlich, die Könige sind zu bedauern.

Scheint es nicht, als glaubten gewisse Leute das Recht zu besitzen, ihre Neigungen, ihre Liebe, ihren Haß auf diejenigen Gegenstände zu lenken, die sie in ihrer frevelhaften Eigensucht lieben oder hassen? —

Als dürfe ein König kein eignes Herz besitzen, keine Neigungen, die seiner Individualität entspringen, als müßte ein König aufhören, ein Mensch zu sein, und unter allen Umständen sich von den Augen, Ohren, Empfindungen, Wünschen und Absichten, und kämen sie aus der getrübtesten Quelle, abhängig machen.

Wie man an der Seite eines Königs empfinden muß, ich werde es Euch lehren, ja, ich werde es Euch zeigen, die Ihr, — die Ihr Euch mit so vieler Heuchelei die Stützen des Thrones nennt, — mit so nichtswürdiger Insinuation beleidigt habt, die Ihr vor den Augen Deutschlands, Europas als ein verworfenes Wesen dargestellt habt, — welches um die Liebe eines Königs buhlte, um nichts aus ihr zu machen, als eine reiche Quelle zur Befriedigung thörichter Eitelkeit.

Ich werde mich auch in diesem Verhältnisse zeigen, wie immer, so wie ich bin, nicht schlechter, nicht besser.

Ihr sollt nicht den Triumph haben, Ihr Männer der Verschwörung, die Ihr Liebe für das heuchelt, was Ihr zu verderben oder doch wenigstens ohnmächtig zu machen trachtet, Ihr sollt nicht den Triumph haben, sage ich, daß ich mich wie einen Engel hinzustellen strebe, der eitler Dinge nicht fähig wäre, die jedem Menschenherzen anhaften, bis er in finsterm Grabe ruht!

Aber ich werde zeigen, daß ich unendlich viel besser bin, als diejenigen, welche mit dem Rufe das Volk zu entflammen suchten: Steinigt sie.

Möchte der hochherzige König, wenn er von diesen Zeilen Kunde erhält, sich erinnern:

> Wie Lola Montez zu jeder Zeit die wahre Größe, die Erhabenheit des Gemüths und Charakters, den wahren Mannesstolz- und Muth höher geachtet hat, als alle Schätze, mit denen sich nichtige, neidische Eitelkeit brüstet und ein Glück zu erkaufen und zu erkünsteln sucht, welches, da ihm die innere Befriedigung, der innere Werth gebricht, zum Unheile derjenigen ausschlägt, die sich mit solchem Glücke zu täuschen und einzulullen suchen.

Hunderteinundvierzigstes Kapitel.

Die öffentlichen Zustände Bayerns bei meinem Erscheinen.

Bevor ich näher auf meine Münchener Erlebnisse eingehe, welche ich dem Urtheile des billig denkenden und edleren Theils des Publicums anheimgebe, erlaube ich mir eine geschichtliche Skizze der bayrischen öffentlichen Zustände zu geben, von denen ich freilich damals, als ich dieses Land zum ersten Male betrat, keine Ahnung hatte, und die mich überhaupt nur nach und nach ein glücklicher Takt herausfühlen ließ.

Ich bediene mich zu diesem Zwecke der geistreichen Feder des Dr. Erdmann, der, wenn er auch keinesweges als mein Freund, so doch als ein erklärter Gegner derjenigen Partei erscheint, die an meinem Sturze arbeitete, und deren Sturz nicht ich veranlaßte, wie das Land glaubte und die Presse verbreitete, sondern die ohne mein Hinzuthun in die Grube stürzte, welche sie für mich gegraben hatte.

Werfen wir einen Blick auf die Rolle, welche Bayern in den früheren religiösen Kämpfen gespielt hat, so sehen wir es auf der Seite des Pabstthumes, alliirt mit den Interessen der

katholischen Kirche, wenn auch theilweise hierin seinem eigenen Interesse dienend. Bayern war von jeher bis nach der Reformation guelfisch-katholisch und die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Ligue. Der von Seite der Kirche 1773 aufgehobene und 1814 wieder sanctionirte Orden der Jesuiten hatte hier seine Wirksamkeit und seinen Einfluß nie ganz aufgegeben, war 1777 bereits wieder in schönster Blüthe und machte sich besonders bemerkbar im Processe gegen den von Weishaupt gestifteten Illuminatenorden, auf den wir später nochmals kommen werden. Die Anklage, derselbe sei politisch gefährlich gewesen, hat sich nicht begründen lassen, und erschien auch seine Aufhebung gesetzlich und rechtmäßig, weil dieser Orden einen geheimen Staat im Staate bildete, so konnte man doch die Art nicht billigen, mit der man verfuhr, — aber so viel ist gewiß: durch seine Tendenz der Veredlung und Aufklärung der Menschheit, welche über die kirchliche Zerrissenheit gehoben werden sollte, war er der gefährlichste Feind des Jesuitismus, dessen Form er annahm, um ihn selbst zu überwinden, das heißt: den materiellen Teufel durch den formellen auszutreiben. Solch ein Plan jedoch mußte in jener Zeit scheitern, wo der Jesuitismus noch zu mächtige Arme hatte, und neben großen inneren Kämpfen unter der traurigsten Beengung der Denk-, Gewissens- und Preßfreiheit eine totale Verfinsterung hereinzubrechen drohte.

Zum Glück für Bayern ging aber ein Stern auf, der edle König Maximilian Joseph (1799 bis 1825), dessen Milde, Herablassung und Menschenfreundlichkeit noch immer in herzlicher Erinnerung fortlebt. Er war es, der zuerst den Funken der Humanität und Intelligenz zur Flamme anzufachen suchte in jener kalten Wintersnacht. Er war es, der die Toleranz eines Friedrich und Joseph auch auf bayerischen Boden verpflanzen

wollte, gegenüber gräulicher Intoleranz. Den heftigsten Widerstand fand er da, wo ihn Joseph II. zu finden fürchtete, wenn er in seinem Toleranzedicte sagt: „Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meisten von denen herkommen, die sich deine Priester nennen.“ Diesen heftigen Widerstand fand er an den Jesuiten, an den von ihnen beeinflußten Korporationen und Personen, sowie überhaupt an der katholischen Kirche. Hören wir, was ein damals lebender katholischer Schriftsteller, Dr. Brendel, Professor der Rechte in Würzburg, in seinem Kirchenrecht S. 305 sagt: „Bayern war „ein rein katholisches Land, und die Grundsätze der Duldung, „früherhin von Friedrich dem Großen und andern weisen Re„genten zur offenbaren Beförderung des öffentlichen Wohlstan„des aufgestellt, und von Kaiser Joseph, wiewohl unter un„günstigen Umständen und unerwarteten Schwierigkeiten, in „Oesterreich nachgeahmt, hatten in Bayern nicht Wurzel ge„schlagen; schon seine bei der Reformation angenommene Stel„lung und gespielte Rolle, seine landständische Verfassung, die „Denkungsart seiner Einwohner und eine mächtige Geistlich„keit, die unter fremden Bischöfen stand, schienen sich entgegen„zusetzen. Noch im Jahre 1801 gab es Protestationen gegen „die bürgerliche Aufnahme von Protestanten in die Hauptstadt.“ Dieses Letztere bezieht sich auf die Weigerung des Münchner Magistrates und der bayrischen Landstände, den Kaufmann Koch und Weinwirth Michel, Beide reformirter Konfession, als Bürger aufzunehmen, obwohl Maximilian Joseph in einem Edict vom 10ten Januar 1800 erklärt hatte, es solle die Ansäßigmachung nicht mehr vom katholischen Bekenntniß abhängig gemacht werden. Nur die energischsten Maßregeln und ernstesten Drohungen von Seiten der Landesdirection konnten

den widerspenstigen und satanischen Sinn jener Korporationen beugen. Es ist dies hinlänglich, um einen Geschmack von dem Geiste zu geben, der damals herrschend war, aber noch heutzutage hört man hin und wieder sich klagend äußern: „Wäre nur damals der Magistrat beharrlicher gewesen, München erfreute sich einer blos katholischen Bevölkerung (es sind deren nun mehrere Tausende)," obwohl der gebildete Theil der Münchner Bürgerschaft tolerant und friedliebend ist.

Maximilian Joseph lebte also im Kampfe mit einer verketzernden Geistlichkeit, wenn er Volksbildung zu heben, den Obscurantismus und die Intoleranz zu verbannen suchte. Indem er einen neuen Geist einleitete, hat er für Bayern viel gethan; ihm verdankt es seine Verfassung oder Constitution, wodurch für Person und Eigenthum Sicherheit, für Denk-, Gewissens- und Preßfreiheit freiere Normen, für die drei christlichen Confessionen ungehärmte Religionsübung und gleiche Berechtigung im Staatsbürgerthum zugesichert wurden. Die katholische Kirchenverfassung wurde durch das 1817 mit Pius **VII.** geschlossene Concordat organisirt. Für die Protestanten wurde eine Consistorialverfassung gegründet. Die Erziehungs- und wissenschaftlichen Bildungsanstalten wurden verbessert und geregelt. In allen Zweigen der Verwaltung machte er seinen wohlthätigen Einfluß geltend, und so hat er das unbestrittene Verdienst, Bayern aus dem Rohen herausgearbeitet und den Grundsätzen der Toleranz, Humanität und Intelligenz Raum zur weiteren Entwickelung gegeben zu haben. Das ist's, was ihn in der Erinnerung eines jeden humanen Bayern unvergeßlich macht, denn schwer ist jeder Grundbau, wo so harter Boden und ungünstiges Terrain vorhanden ist.

Das war im Ganzen die Lage der Dinge bis zum Concordat. Schon seit der Wiedereinsetzung (1813—1814) des

in Savona 1809 von Napoleon gefangen gehaltenen Papst Pius VII., des bekannten Wiederherstellers des Jesuitenordens, hatte zwar die römische Curie angefangen, ihr verlornes hierarchisches Gebiet wieder zu erobern, aber in Bayern wurden die dazu geeigneten Anknüpfungspunkte hauptsächlich mit dem Concordate gegeben. Die in der Verfassung ausgesprochene gleiche Berechtigung der Protestanten war ein Gegenstand, der Papst Pius VII. zu jenen principiellen Beschwerden im Jahre 1819 Veranlassung gab, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben, und worin die Parität der protestantischen und katholischen Confession als Verführerin zum religiösen Indifferentismus, zur Verletzung der Wahrheit und Sanctionirung des Irrthumes hingestellt wird. Es wird sich im Laufe dieser Darstellung klar erweisen, worin der Kampf des Katholicismus und Protestantismus auf dem politischen und kirchlichen Gebiete in Bayern seine Basis habe. Der alte Streit ist es zwischen Kirche und Staat, der sich dieses Mal unter der Form eines Streites zwischen Concordat und Verfassung darstellt. Die Geschichte hat erwiesen, daß Tractate des Staates mit der Curie von jeher den Staat in Verlegenheit gebracht haben, indem die Curie nur dann und so pactirte, wenn sie im Hintergrunde ihren Vortheil sah. Diesen Hintergrund hatte man bei Schließung des Concordates von Seite des Staates entweder nicht erkannt oder in verhängnißvoller Nachgiebigkeit gering geachtet, oder man war wirklich überlistet worden. Offenbar aber ist jenes Concordat schon an sich ein Vorzug, den man der katholischen Kirche bewilligt hat, man erkannte die katholische Kirche als dem Staate ebenbürtige Macht an, mit der man einen Vertrag schließen muß, um nicht gefährdet zu sein, während die protestantische Kirche, weder als

Macht anerkannt, noch gefürchtet, solch einen Vorzug nicht genoß. So war denn das Concordat der Stein, welchen die katholische Kirche in das Gebiet der Verfassung warf, es war der Stein, welchen der Protestantismus zu schleppen hatte, es war der Stein, der den constitutionellen Fortschritt hemmte, es war der Stein des Anstoßes zwischen Katholiken und Protestanten, der Eckstein, auf den bis in die neuesten Zeiten herein die ultramontane Partei und das mit ihr verwachsene Abel'sche Ministerium ihr Gebäude gegründet haben. Ob Constitution, ob Concordat — das sind die principiellen Fragen, welche die politisch-kirchliche Geschichte Bayern's zu lösen suchte. Ob das Concordat der Verfassung zu weichen habe, oder umgekehrt — darin ruht der Kampf der katholischen nnd protestantischen Kirche in Bayern. Gelöst ist diese Frage noch nicht: Abel's Verwaltung hat entschieden dem Concordat gehuldigt. Der Landtag von 1846 hat noch nichts abgeschlossen, doch wird und muß dieser Gegenstand auf dem nächsten Landtage zur ernstesten Berathung kommen müssen, ob zur Entscheidung, das heißt, zu einer Entscheidung, die allgemein versöhnt, das ist zweifelhaft, so lange einzelnen Kirchen Prärogative zuerkannt werden.

Man sieht daraus, daß es schon ein Fehler war, überhaupt nur ein Concordat zu schließen; es mehren sich aber die Bedenklichkeiten, wenn wir den Inhalt des bayerischen Kirchenvertrages kritisch mustern. Schon im ersten Artikel heißt es: „Die römisch-katholisch-apostolische Reli„gion wird in dem ganzen Umfange des Königreichs „Bayern und in den dazu gehörigen Gebieten un„verkehrt mit jenen Rechten und **Prärogativen** er„halten werden, welche sie nach göttlicher Anord„nung und den kanonischen Satzungen zu genießen

„hat." Dieser Artikel spricht also von Vorrechten, welche die römische Curie sich ausbedungen, und welche nach göttlicher Anordnung und obendrein nach den kanonischen Satzungen zu genießen sind, und der kanonischen Satzungen sind doch viele, sehr viele, aus den ältesten und finstersten Zeiten des Christenthums, Satzungen, die hier hauptsächlich gegen die Ketzer gerichtet sind. So hat man denn mit wenigen Federzügen eine Welt von Ansprüchen zugegeben und, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, die Katze im Sacke gekauft. Daß diese Prärogative mit der in der Verfassung ausgesprochenen Parität nicht übereinstimmten, sahen die Protestanten natürlich ein, und es erfolgten sofort von ihrer Seite Adressen und Bitten an den Thron um Aufrechthaltung und Sicherstellung des Rechtszustandes der protestantischen Kirche und ihrer in der Constitution erworbenen Rechte. Maximilian Joseph, dem es mit jener Parität in jedem Falle Ernst war, gab folgende beruhigende Erklärung in einem Rescript vom 12. März 1818: „Daß Allerhöchstdieselben nicht nur alle in Bezie„hung auf die kirchlichen Verhältnisse der protest„antischen Gemeinde erlassenen früheren Edicte „und Verordnungen aufrecht erhalten, sondern „auch denselben gegen jeden Einfluß der katholi„schen Geistlichkeit volle Sicherheit verschaffen „werden, und daß daher Se. Königl. Majestät nun„mehr auch erwarten, daß im Vertrauen auf die „bekannten hierdurch bestätigten Grundsätze Ihrer „Regierung in Religionsangelegenheiten keinen „weiteren Besorgnissen werde Raum gegeben wer„den." Die römische Curie blieb jedoch auch nicht unthätig, um sich aller Concessionen im Concordate so viel als möglich zu versichern, und so erschien denn am 15. September 1821

eine Verordnung, den Vollzug des Concordates betreffend, worin nicht nur, ohne alle Bezugnahme auf die Staatsverfassung, wie der Criminalist und Staatsrath von Feuerbach bemerkte, uneingeschränkt, befohlen wurde, daß dieses als Staatsgesetz geltende Concordat in allen seinen Theilen in volle Ausübung gebracht werden solle, und allen Behörden obliege, sich genau nach seinen Bestimmungen zu achten, sondern auch hinsichtlich des auf die Verfassung abzulegenden Eides Folgendes verordnet ist: „Zugleich „fügen wir zur Beseitigung aller Mißverständnisse „über den Gegenstand und die Beschaffenheit des „von unseren katholischen Unterthanen auf die „Constitution abzulegenden Eides die Erklärung „bei, daß, indem wir unseren getreuen Unterthanen die Constitution gegeben haben, unsere Absicht nicht gewesen sei, dem Gewissen derselben „im Geringsten einen Zwang anzuthun; daß daher „nach den Bestimmungen der Constitutionen selbst „der von unseren katholischen Unterthanen auf „dieselbe abzulegende Eid lediglich sich auf die „bürgerlichen Verhältnisse beziehe, und daß sie „dadurch zu Nichts werden verbindlich gemacht „werden, was den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre.“

Wer sieht hier nicht die Machinationen der römischen Curie, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die constitutionelle Gleichstellung umgangen oder aus dem Wege geräumt werden könne? Wer erkennt in dem Concordat und der darauf folgenden Vollzugsverordnung, worin die Staatspflichten auf das Gewissen reducirt werden, nicht eine stets vorräthige Angriffs- und Vertheidungswaffe der katholischen

Kirche, dem Staate und der protestantischen Kirche gegenüber? O das Gewissen! — es giebt ein gutes, ein böses, ein enges, ein weites, ein strenges, ein zartes, ein leichtsinniges, ein schlafendes, ein wachendes und auferwecktes, sogar ein protestantisches und katholisches Gewissen. Die Geschichte der Religion lehrt, daß oft der größte Fanatismus, die entschiedenste Intoleranz zur Gewissenssache wurde: die Ketzer auszurotten erschien als heilige Pflicht. Das Gewissen in letzter Instanz ist der Pabst, in erster der Beichtvater. Auf solch breiter Basis kann das Concordat über die Verfassung gestellt werden, und diese letztere gilt überhaupt nur insoweit, als sie dem Concordat conform ist. So wird die Parität zur offenbaren Ungleichheit, und die katholische Kirche könnte, wenn sie die Macht besäße, laut Vertrag einen kirchlichen Absolutismus üben.

Erst aber seit den Kölner Ereignissen zeigte die katholische Kirche eine kühnere Stirne in ihren hierarchischen Ansprüchen, welche unter den früheren Ministerien und von den jeder Intoleranz abgeneigten Regenten Maximilian und Ludwig stets gemißbilligt worden waren und auch in dem größten Theile der Bevölkerung keine Sympathien für sich gehabt hatten. Zwar sind auch früher einzelne Tribulationen hin und wieder vorgekommen, wie in Ingolstadt, wo man einer protestantischen Kirchengemeinde keine Kirche einräumen wollte, oder in der alten Universitätsstadt Landshut, wo der Magistrat die Errichtung eines bleibenden protestantischen Gottesdienstes zu verhindern suchte und in einer an die höchste Stelle gerichteten Eingabe die merkwürdigen Worte geäußert haben soll: „die Stadt habe in der letzten Zeit Unglück genug gehabt und wünsche mit diesem neuen verschont zu werden,“ oder in Amberg, wo man den Protestanten ohne Gotteshaus eine von den dreizehn Kirchen im nächsten Umkreis

nicht überließ, — aber im Ganzen herrschte doch der Geist der Toleranz und Friedseligkeit zwischen den beiden Confessionen, gehegt, gepflegt und bewacht von oben, und selbst in der Geistlichkeit lodert im Ganzen nicht jenes ultramontane Begehr oder der göttliche, vom heiligen Geiste geleitete Instinct des Görres.

Der eigentliche Wendepunkt der Lage der Dinge in Bayern trat mit dem Kölner Ereigniß ein, oder, wie die Ultramontanen sagen, mit der Erhebung der katholischen Kirche gegen das bureaukratische System in Deutschland, mit dem Erwachen jenes katholischen Geistes und göttlichen Instincts, in welchem die historisch-politischen Blätter die Gegenwart Gottes sehen. In jene Zeit fällt auch der Wechsel des bayerischen Ministeriums, bei welchem Herr von Abel statt des Fürsten von Wallerstein die Leitung des Landes übernahm. Das von nun an bestehende Verhältniß der Lage der Dinge zu der früheren bezeichneten die historisch-politischen Blätter treffend mit den Worten: „Der Fürst Wallerstein sei der letzte Minister der alten Ordnung gewesen, mit dem jetzigen Minister habe eine neue, mit der Veränderung des katholischen Bewußtseins in der Weltlage verknüpfte Ordnung begonnen, gegen welche von Seite der alten nun rückgewirkt werden sollte."

Von dieser Zeit an ist der latente Krankheitsstoff, welcher bisher durch Palliativmittel niedergehalten worden war, offen zum Ausbruche gekommen und hat die Lebensprincipe des bayerischen Staates angegriffen. Die im Keime vorhandenen inneren Zerwürfnisse entwickelten sich, indem die katholische Kirche durch ihre Siege am Rhein sich mächtig genug fühlte, an der Isar einen Kampf zu wagen. Das Abel'sche Ministerium diente der ultramontanen Partei zur Stütze, wie denn dieselbe offen sagt, Abel habe gleich von vornherein in kirchlichen Dingen auf feste principienhafte Weise zu verfahren, die büreau-

kratischen Fesseln zu lösen und die werthesten politischen und moralischen Principien zu vertreten. Das Wesen des Kampfes bestand lediglich darin, die ganze seit Maximilian hervorgetretene Ordnung der Dinge von Bayern in kirchlich-politischer Beziehung anzutasten und in Zweifel zu ziehen. Die Verfassung oder, um im Abel'schen Sinne zu sprechen, der Geist der Verfassung sollte unter das Concordat gebeugt werden. Das, was man büreaukratische Willkühr nannte, war demnach nur ein Euphemismus, wesentlich aber nichts Anderes, als der Streit der katholischen Kirche gegen die Rechte des Staates auf kirchlichem Boden, der Streit zwischen Concordat und Constitution. Die protestantische Bevölkerung konnte in dem von nun an befolgten Systeme nur einen Feind des heiligen Princips der Parität erkennen und trat vor den Thron mit ihren Beschwerden über Verlezung der verfassungsmäßigen Rechte der protestantischen Kirche. Dahin gehören die Beschwerden über die Kniebeugungsordre, über die Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der Generalsynoden, über Connivenz gegen katholische Geistliche bei Conversionen und Unterrichtsertheilungen an Minderjährige. Es entstand Bitterkeit in den Gemüthern bei administrativen Abschlägen wegen Bildung neuer Gemeinden, wegen Beschränkung des Gottesdienstes zerstreut lebender Protestanten und ähnlicher Plackereien, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben. Unter den Protestanten war es einmal zur Ueberzeugung geworden, der Minister fördere nur katholische Interessen, und beeinträchtige die protestantischen und staatlichen. Die Kniebeugungsordre, das protestantische Bewußtsein verletzend, erschien als Demüthigung des Protestantismus, als erlassen zur Erhöhung des Glanzes des katholischen Cultus; gegen die dogmatischen Bedenken war der militärische Gesichtspunkt nicht stichhaltig

So veranlaßte diese Ordre bittere Polemik im In- und Auslande, in Journalen und Broschüren. Sie veranlaßte Petitionen und heftige Kammerdiscussionen. Die Beanstandung der Competenz der Synoden rief ein schwer zu beseitigendes Mißtrauen hervor. Die Verweigerung der Bestrafung eines katholischen Geistlichen, auf die Beschwerde bezüglich des Uebertritts und der Unterrichtsertheilung an Minderjährige, begründet auf der Basis der Gewissensfreiheit erschien als Convenienz gegen die katholischen Geistlichen, als einseitige Förderung der katholischen Kirche. Die gelegentlichen anderen Verfügungen bei Organisationen von neuen protestantischen Gemeinden wurden nur als kränkende Beschränkungen des Protestantismus, als ultromontane Bosheit angesehen. So erkannte man denn auch das Verbot des Gustav-Adolph-Vereins nicht als aus politischen Gründen hervorgegangen, sondern, so wenig auch dieser Verein dem Fortschritte der Zeit entsprechen mochte, als dahin abzweckend, die bayerische protestantische Kirche von dem Gesammtstamme des deutschen Protestantismus loszureißen, ihr den Saft aus jener gemeinsamen Wurzel zu entziehen oder sie in ihrer Isolirung leichter mit dem katholischen Fluidum electrisiren zu können. Rechnet man nun ferner hin und wieder vorkommende Gehässigkeiten der katholischen Geistlichkeiten hierher, wie bei der Beisetzung der verstorbenen Königin Caroline, wo die protestantische Geistlichkeit, obwohl die Königinwittwe der protestantischen Religion angehört hat, in der Theatinerkirche als das fünfte Rad am Wagen erschien und überhaupt mit Zurücksetzung behandelt wurde; wie bei der protestantischen Gemahlin des Fürsten von Thurn und Taxis, deren Leib in die Fürstengruft von Sanct Emmerau aufzunehmen, dem zarten Gewissen der Regensburger Geistlichkeit suspect erschienen sein soll; ruft man

sich ferner die kriegerischen Kanzelvorträge des Predigers Eberhard zu München in's Gedächtniß, womit vielleicht ein weiter zu spinnender Streit über die gemischten Ehen eingeleitet werden sollte; bringt man endlich die durch den Görres'schen Anasthasius inficirte Journal- und Broschürenliteratur in Anschlag, welche, wie die Sion, die Aschaffenburgerzeitung, die historisch politischen Blätter, die Augsburger Postzeitung, den reinsten Ultramonatismus predigend, theils über die Siege des Katholicismus frohlockten, die oberste Verwaltung encouragirten, theils mit hämisch-giftiger Polemik die protestantische Opposition der Widerspenstigkeit gegen die Staatsgewalt und des politischen Radicalismus beschuldigten, ähnlich dem Abel'schen Verfahren bei den Kammerverhandlungen, — so bekommt man einen Begriff von der gegenseitigen Stellung der katholischen und protestantischen Confession, sowohl in den Kreisen der höheren Gesellschaft als im gewöhnlich bürgerlichen Leben, sowohl von Seite des Ministeriums als von Seite der leitenden Behörden der katholischen und protestantischen Kirche.

So war denn alles Vertrauen auf das Abel'sche Ministerium in den protestantischen Gemüthern gewichen; es erschien als ein guelfisches, als Träger des Ultramontanismus, verhaßt dem Zeitgeist, streitend mit der Natur und Aufgabe des bayerischen Staates. So kam Bayern heim ganzen Auslande in den Ruf und den Vorwurf des pfäffischen Obscurantismus; durch die Presse wurde das, was blos Korporationen, Behörden, Parteien und ihre Leiter verschuldeten, auf's ganze Land übergetragen, und es erging dem armen Bayern, der ohnedem schon genug geschlagen war, wie dem Böotier, von dem der Dichter sagt;

„Vervecum ex patria crassoque sub aëre natus.“

Hundertzweiundvierzigstes Kapitel.

Meine erste Unterredung mit dem Könige.

Der Intendant des Hoftheaters. — Abschlägiger Bescheid. — Audienz beim Könige. — Mein Portrait. — Ohrfeigenhistorien.

So waren die Verhältnisse, als ich, eine völlig Uneingeweihte in alle diese Controversen, in München auftrat. Ich war nichts als eine Tänzerin, und wollte auch in München nichts anderes sein. Einer meiner ersten Gänge war also zum Theater-Intendanten der Münchner Hofbühne, aber es gelang mir nicht, diesen Herren für meine Bedingungen, die gewiß nicht zu hoch geschraubt waren, zu gewinnen. Nach einer Unterhaltung, die wohl eine gute halbe Stunde gewährt haben mochte, verließ ich ihn ohne Hoffnung, in der bairischen Residenz meinen Zweck zu erreichen.

Aber ich gehöre nicht zu denjenigen Frauen, welche von ihrem Eifer für einen Vorsatz ablassen, so bald sich ihnen ein ernstliches Hinderniß in den Weg stellt. Gänzlich unbekannt, vom deutschen Journalismus fast ganz ignorirt, ohne irgend einen mächtigen Schutz, dessen ich mich doch mehr oder weniger in allen Ländern, welche ich bisher besucht, zu erfreuen hatte, kam mir die unter solchen Umständen gewiß natürliche Idee, — mich direct an den König zu wenden.

Ich schrieb also an Sr. Majestät und bat um eine Audienz, und sie wurde mir zu Theil.

Obwohl ich mich noch genau der Unterredung erinnere, welcher ich von Sr. Majestät gewürdigt zu werden das Glück hatte, so will ich doch nur im Allgemeinen sagen, daß diese erste Audienz eine Quelle der glücklichsten Empfindungen für mich war.

Sr. Majestät sprachen mit mir mit der größten Leutseligkeit und fragten nach meiner Herkunft, und ich nahm keinen Anstand zu versetzen:

Sire, ich bin von spanischem Geblüt, und an meiner Wiege wurde es mir nicht vorgesungen, daß ich dereinst als Balletänzerin fast ganz Europa durchirren sollte, ich würde lügen, wollte ich sagen, durchtanzen. Denn, obwohl dem Tanze bis zur Leidenschaft ergeben, habe ich dennoch erfahren, daß das Leben einer Tänzerin mehr über Dornen als über Rosen führt. Mein Leben — und ich bin, wie sie sehen, noch weit entfernt, von der Jugend als von einer Vergangenheit reden zu müssen — ist reich an den Wechselfällen des Geschickes, durch welches der Himmel oft diejenigen, welche er liebt, und wohl auch oft diejenigen, welche er haßt, zu führen pflegt. Aber ich beklage mich nicht, denn in welche Verhältnisse auch immer die Vorsehung mich bringen mag, niemals wird mir das Vertrauen auf ihren Beistand schwinden, und ich weiß, daß es Menschen, daß es Herzen giebt, welche um so mehr das Unglück schützen, als sie der Allgütige glücklich gemacht.

Nachdem ich diese Worte gesprochen hatte, blickte mich der König wohlwollend an und sagte:

Was mich betrifft, meine liebe Donna, gehöre ich zwar nicht zu den Glücklichen, denn noch vieles fehlt, daß mein Herz befriedigt sei, aber ich bin doch so glücklich, Ihnen Ihren Wunsch gewähren zu können.

Nachdem Sr. Majestät ein paar Zeilen niedergeschrieben hatten, fuhren Sie fort:

Sie sind also Spanierin?

Ich bin Andalusierin, Sire, Sevilla ist meine Geburtsstadt, aber ich habe meine Vaterstadt fast nicht gekannt, da ich sie als ein Kind verlassen mußte. Als ich sie vor einigen Monaten wieder sah, waren wir uns beide gegenseitig sehr fremd, ich mußte meiner Erinnerung Gewalt anthun, um selbst die Gegenstände wieder zu erkennen, welche mit meinen ersten Tagen in einiger Beziehung standen, und von denen meine Eltern mir zuweilen erzählt hatten.

Ich beklage Ihre Landsleute, sagte nach einer Weile der König, sie können aus der Revolution gar nicht heraus kommen, was soll bei diesen Zuständen aus dem armen Lande werden? —

Sire, versetzte ich, meine Landsleute sind brav und loyal, und mein Vaterland würde glücklich sein, hätte es Kraft und Energie genug, sich von zwei Uebeln zu befreien.

Und die wären? fragte der König.

Nach meiner Ansicht, Sire, müßte Spanien weniger bigott und mehr wahrhaft fromm, weniger liberal und mehr verständig sein.

Ach ja, sagte der König ein wenig bitter lächelnd, da mögen Sie Recht haben, meine liebe Donna, aber Sie haben da ein Uebel genannt, welches nicht allein in Spanien die Quelle vielen Unglücks ist.

Wir waren unwillkührlich auf das politische Terrain gekommen, aber wir verließen auch sofort dieses Thema wieder, und nachdem der König noch einige huldvolle Fragen an mich gerichtet hatte, entließ er mich unter den gnädigsten Ausdrücken.

Ich traf auf manchen spöttischen, auf manchen neugierigen

Blick, als ich aus den Gemächern Sr. Majestät kam. Die Unterredung war nicht ganz kurz, und ich bemerkte wohl, daß mir diese Audienz sehr rasch Freunde und Feinde geschaffen hatte, und doch war es nichts, als das allerdings erhabene Bewußtsein, an einem gütigen, milden Könige einen Beschützer gefunden zu haben, welches ich von dieser Audienz mit hinfort nahm.

Bald darauf erhielt ich ein sehr höfliches Schreiben vom Theater-Intendanten. Meinem Gesuch an ihn wurde vollständig nachgegeben, ja, es wurde mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß mir, selbst bei höher gesteigerten Forderungen, nichts entgegen stehe.

So war denn diese Angelegenheit bald zu meiner Zufriedenheit beigelegt, und ich hatte einige Tage darauf das Vergnügen, vor dem Münchener Publicum aufzutreten.

Die Hindernisse, welche mir entgegen traten, die Art und Weise ihrer Beseitigung durch die Güte des Königs waren, ich weiß nicht wie, dem Publicum schnell bekannt geworden, war das eine Veranlassung, mir mit einer Kälte zu begegnen, die ich allerdings nicht erwartet hatte? —

Ist es, daß man es eine Ausländerin, eine Fremde wollte fühlen lassen, daß sie vor den Augen des Königs Gnade gefunden hatte?

Oder waren schon jetzt gewisse Einflüsse thätig gewesen, mich in der Meinung des Publikums herabzusetzen?

Trotz dem trat ich zum zweiten und dritten Male auf, aber ich wurde immer mit derselben Kälte empfangen, obwohl es schon an Stimmen nicht fehlte, die mich gegen geheime Intrigue und Verläumdungen in Schutz nahmen.

Doch was that es mir?

Ich konnte mir die Gunst des Publikums nicht erwerben,

aber es gab doch Einen in Baiern, welcher mich mit Wohlwollen überschüttete, und dieser Eine galt mir mehr als das Publikum.

Nach dem dritten Male trat ich nicht wieder auf, aber bald wußte es ganz Baiern, daß ich unter dem persönlichen Schutze seines Königs stand.

Vielleicht hätte sich das Volk sehr wenig mit meiner Person beschäftigt, hätte es nicht im Interesse einer Partei gelegen, mich dem Volke gewissermaßen aufzudrängen. Man haßte nicht die Künstlerin, aber man haßte die Person, welche ein persönliches Verhältniß für politische Zwecke nicht ausbeuten wollte.

Da man sich umsonst bemüht, mich zu benutzen, wollte man mich verderben. — Ich kann wohl sagen, daß ich von allen Seiten mit ungünstigen Augen betrachtet wurde. Die jesuitische ultramontane Partei haßte mich, die liberale Partei liebte mich eben so wenig.

Es ist dies gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für meine Stellung dem Könige gegenüber. Ich wollte ein edles Herz nicht zum Spielball der Parteien machen, und erst als man mich reizte, fühlte auch ich, — daß ich ein Weib sei. —

Die Journale, welche mich früher ignorirten, fingen plötzlich an, sich ungemein viel mit meiner Person zu befassen, die deutsche Presse, welche mich bisher nicht kennen wollte, erging sich nun in allerlei Hypothesen über meine Herkunft und meine Person überhaupt.

Ich bin nicht mehr eitel, als andere Frauen, vielleicht etwas weniger, aber ich muß gestehen, daß meiner Eitelkeit sehr wenig geschmeichelt wurde. Das Günstigste, was die deutsche Presse über mich schrieb, und was keinen kleinen Beisatz von Ironie hat, ist ungefähr in den folgenden Worten enthalten:

Wer Lola Montez eigentlich sei, woher sie stamme u. s. w.,

darüber zerbrechen sich alle in- und ausländischen Journale den Kopf. Es dünkt uns dies sehr gleichgültig zu sein, denn wozu sollen Taufscheine, polizeiliche Aufenthaltskarten, Genealogien denn eigentlich dienen? Sie können den Werth einer Person weder schmälern, noch erhöhen, und gerade dieses ekelhafte Forschen nach dem Ursprung und das hienach geformte Urtheil beurkundet den lächerlichen Zopf, der unserem Zeitalter, obwohl es ihn sorgfältig zu verbergen sucht, anhängt. Ob sie als Lola Montez in Spanien das Licht der Welt erblickt, oder als Betsey James in Irland, ob sie eine Landsmännin Cid's, oder O'Connell's sei, ob sie die Kunst des Ballettanzes, oder des Rossebändigens geübt, das kann im Grunde in ihrer Beurtheilung nichts wiegen. Wenn sie unstet und flüchtig in Madrid, Paris, London, Berlin, Kalisch, Warschau, Petersburg, Leipzig, Baden-Baden, Homburg, München auftaucht, so ist dies Künstlerleben und Künstlerneigung. Wenn sie, ein weiblicher Ulysses, oft sonderbare Fata bestand, mit Notabilitäten in Berührung kommt, zuweilen der polizeilichen Zartheit, wie in Berlin, Warschau, Baden-Baden aus dem Wege geht, wenn einer ihrer Verehrer das Unglück hat, ihretwegen erschossen zu werden, wenn sie mit ächt spanischer Herzhaftigkeit über einem polnischen Gensd'armen die Reitgerte schwingt, so zeigt dies Alles nur, daß ihr romantischer Character die Grenzen des gewöhnlichen Philisterlebens und der mit Unrecht zugemutheten engen weiblichen Sphäre zuweilen überschritt.

Lola Montez bleibt bei dem Allem eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Leib und Seele hat ihr die Natur herrlich ausgestattet. Man denke sich eine schlanke und zartgliedrige Figur, mit reizenden, interessanten Gesichtszügen, tiefblauen Augen und blendend schwarzen Haaren, zartrothem Teint, mit

edler gebietender Stirn, Augenbraunen, welche Muth und Entschlossenheit verrathen, mit sprechendem, liebfreundlichem Munde, in welchem Zähne stehen, wie eine Perlenreih' am Faden hängt. Die zierlichste Hand, der niedlichste Fuß setzt dieses holde Frauenwesen in Bewegung. Es ist der Mühe werth, zu sehen, mit welcher Grazie und indianischen Muskulosität sie den Wagen besteigt und verläßt, welcher sie von ihrer jetzigen Wohnung in der Theresienstraße in das ihr vom Könige zugedachte, vom Grund aus neu erbaut werdende Palais in der Barrerstraße täglich führt. Dort leitet sie den Feinbau, denn sie weiß, was Geschmack und Pracht sei. Haltung und Bewegung ist würdevoll. Nichts gleicht dem Feuer ihrer Beredtsamkeit, das sie auf die holdseligste Weise zu mildern weiß. Auch ihre Feinde müssen gestehen, daß man sich in ihrer Nähe von ihrer Persönlichkeit gefangen fühle, ihren Reizen kann Niemand widerstehen, und selbst dann, wenn sie, äußerst reizbarer Natur, in Leidenschaft und Zorn geräth, in welchem sie häufig thätlich wird, ist sie eine liebenswürdige Amazone. Sie ist Liebhaberin eines regen Lebens; in ihren Zimmern duften die ausgesuchtesten und herrlichsten Blumen; Sing- und Schauvögel beleben die Räume, Katzen und Hunde haben Bürgerrecht in ihrem Hause. Sie selbst weiß sich auf das Geschmackvollste zu kleiden, ihre Toilette ist reizend, und wenn es gilt, ist ihr nichts prächtig genug.

Wie ihr Leib, so hat auch ihre Seele herrliche Vorzüge. Sie ist voll Geist und Witz, ihre Conversation ist lebhaft, anregend, frisch. Keine Hofdame vermag es ihr im Scharfsinn zuvorzuthun. Ahnend weiß sie, wer ihr Feind ist, auch wenn er sich hinter einer Larve zu verbergen sucht. Sie durchschaut die Pläne ihrer Gegner, noch ehe sie denken entdeckt zu sein, und weiß dann mit solcher Gewandtheit Minen und Gegenmi-

nen zu graben, daß sie in ihren Netzen sich verstricken und in ihre eigenen Gruben fallen. Man sieht, daß die Natur Vorsorge getroffen, ein Wesen zu schützen, welches einem Character und Temparamente gemäß in mancherlei Difficultäten sich begeben muß. Es ist die Nothwehr des gedrückten, verfolgten, überall beschränkten weiblichen Geschlechts. Wer mag es Lola verargen, wenn sie ihre Vorzüge dazu benutzt, um auf ihre Art glücklich zu sein?

So lautet diese sonderbare Vertheidigung, die manches unrichtige Factum enthält, ich will aber genau acceptiren, was sie schmeichelhaftes für mich sagt.

Ich nehme Komplimente an, wenn sie auch nicht aufrichtig gemeint sind, in einer Welt, die sich so oft an der Wahrheit versündigt, ist es gut, sie aus jedem Gefäße entgegen zu nehmen.

Aber lustig ist es fürwahr, daß dieselbe geistreiche Feder, welche ich schon einmal für mich habe schreiben lassen, das deutsche Publikum neben dem tiefen Ernst seiner historischen Darstellung und den wichtigsten Fragen mit einer Ohrfeigenhistorie unterhält, als wäre diese gleichsam das erläuternde Portrait zu der obigen Beschreibung.

Ich aber frage die Männer, womit wir Frauen es denn eigentlich verschuldet haben, daß wir ihnen gegenüber dazu sollten verdammt sein, stets die Lämmer zu sein, welche sich niemals daran erinnern dürfen, daß die Wange eines Mannes für die Frauen nicht immer zum Küssen da ist? —

Wenn der Zorn der Brutalität begegnet, so glaube ich, hat er ein Recht dazu.

Und ich glaube, es gehört nicht zu den Staatsactionen, Jemandem eine Ohrfeige zu geben. Ist das etwas, worüber sich das starke Geschlecht beklagen kann, was auch nur der Mittheilung werth wäre, wenn eine Frau, die man eben deß-

halb, weil sie nur eine Frau ist, beleidigen zu können glaubt, diese Beleidigung mit einer Ohrfeige zurückweist?

Darüber nun sollte das Münchener Publikum empört sein.

Lächerliche Farce!

Welche Meinung man auch immer von einem Volke haben mag, so ist es, denke ich, dennoch absurd, zu glauben, daß das Münchener Volk um ein Paar Ohrfeigen willen eine Revolution zu machen im Stande sei, oder daß diese nur den geringsten Beweggrund zu einer solchen hätten abgeben können.

Ich denke von einem Volke besser.

Doch ich will die possirliche Geschichte, wie sich der Herr Verfasser ausdrückt, hier folgen lassen:

Wir glauben unseren Lesern nicht lästig zu werden, wenn wir in den Kreis unserer Berichte auch solche Thatsachen aufnehmen, welche spaßiger und possirlicher Natur sind. Zumal bilden diese Facta, was man kaum denken sollte, einen Hauptgrund, warum Münchens edle Bevölkerung so herzlich erbos't über unsere Heldin war. Diese Facta sind die so hart berüchtigten und bezüchtigten Ohrfeigengeschichten. Wir erzählen dieselben so, wie sie uns am Meisten authentisch erscheinen, und wollen dem Leser recht gerne seine Kritik und sein Urtheil darüber belassen. So lächerlich nun aber diese Geschichten scheinen mögen, so haben sie doch auch eine ernste Seite, denn wenigstens eine derselben griff in ihren Folgen etwas tiefer in das Practische ein, indem die Versetzung eines Beamten dadurch bedingt war.

Eine Ohrfeige erhielt von Lola ein Practikant aus der Veterinärschule in München, der ihren erkrankten Hund in Behandlung hatte. Nachdem letzterer eine Zeit lang in des Thierarztes Spital gewesen und, wie es überhaupt Spitalkranken ergeht, nicht gesund geworden war, kam Lola in Per-

son und erkundigte sich nach dem Schicksale ihres Lieblings. Etwas brüsque und dictatorisch erklärte der Arzt, das Thier sei keineswegs schon hergestellt, vielmehr sei die Krankheit etwas heftiger geworden. Entrüstet über diesen Gleichmuth und vielleicht auch über die schwache Heilkunst, welche sich als starke preist, vielleicht auch aus Mitleiden mit den vermehrten Schmerzen des Thieres gab sie dem Arzte eine Ohrfeige und nahm unverzüglich ihren Hund zu sich. Daß derselbe durch häusliche Pflege wiederhergestellt wurde, erhellt aus einem späteren Factum, bei welchem jener Hund nochmals seine Rolle spielt. Als der Practikant polizeiliche Ahndung wegen dieser Realinjurie ansprechen wollte, soll der König ein Handbillet an den Director der Veterinärschule geschrieben haben, und befreite auf diese Weise Lola von der Hand ihres drohenden Peinigers.

Eine zweite Ohrfeige bekam der Packknecht des Ingolstädter Boten, der eben mit Aufladen von Gütern beschäftigt war und einen großen, starken Hund zur Seite hatte. Zufällig passirte Lola, von zwei Herren begleitet, diese Straße. Ihr Hnnd, eine schöne schwarze Dogge, mochte Miene machen, den Hund des Packknechtes anzufallen. Der Packknecht schlug deßhalb ohne Weiteres mit einer Ladaxt nach dem Hunde Lola's, worauf Letztere blitzschnell auf den Packknecht eindrang und ihm eine derbe Ohrfeige versetzte. Derselbe war ganz consternirt, eine solche heroische Dame zu sehen, und verhielt sich ruhig. Nicht so das Publicum, welches sich während dieses Schauspieles in Masse versammelt hatte. Des Auflaufs halber begab sich Lola in einen Silberladen und mußte dort geduldig verharren, bis die lächerlich-tobend sich geberdende Menge nach Dazwischenkunft von einer Anzahl Gensd'armen und selbst des Polizeicommissärs auseinanderging. Der Packknecht

verklagte zwar Lola bei der Polizeibehörde wegen der erlittenen Injurie, in Ansehung aber, daß der Schlag ihn electro-magnetisch durchzuckt und gerade keine eigentlich großen Schmerzen verursacht habe, begnügte er sich mit einigen Reichsthalern Schmerzensgeld und stand von der weiteren Verfolgung der Sache ab. So endete auch dieser Spaß ohne fernere Folgen für Lola, nnd der König soll sogar über diese Geschichte herzlich gelacht und die Heldin wegen ihres Muthes belobt haben. Anders sprachen die gekränkten Einwohner München's. Mit Pathos hörte man Männer und Frauen in die Worte des Unmuthes ausbrechen: „So weit ist es gekommen, daß diese Fremde bayerische Bürger ungestraft schlagen kann!" Fürwahr, der Casus macht mich lachen!

Die dritte Ohrfeigengeschichte ereignete sich auf folgende Art. Während der diesjährigen Faschingstage wollte Lola's Kammerdiener als Maske bei einem Privatball im Gasthof zum goldenen Hirschen in München hospitiren. Havard, der Gastgeber, bemerkte ihm, daß die Gesellschaft eine geschlossene sei, und letztere selbst wies die Maske auf eine wenig freundliche Art hinaus. Hierauf verfügte sich Lola, welche, was hier bemerkt werden muß, im goldenen Hirschen, wenigstens in dem dazu gehörigen gegenüberliegenden Gebäude wohnte, in Person zum Gastgeber und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er die übliche Maskenfreiheit während der Faschingszeit so wenig respectire, zumal sie ja eine Mitbewohnerin des Hauses und sogar als Fremde zu betrachten sei. Im Wortwechsel erhielt endlich Havard eine Ohrfeige; eine zweite erhielt endlich der Kleidermacher Riehle, welcher sich unberufen in die Streitsache mischte. Während Havard die Injurie nicht erwiderte, suchte sich jedoch Riehle durch Repressalien zu entschädigen, versetzte der schönen Dame mehrere Streiche auf die Wange und suchte

seine männliche Kraft durch Hinauswerfen zu zeigen. Die Sache, welche polizeilich anhängig wurde, endete damit, daß über Lola und den Schneider Arreststrafe ausgesprochen wurde, über Lola wegen Realinjurie, über den Schneider wegen unberufener Einmischung. Beide wurden jedoch durch die Gnade des Königs von der Arreststrafe entbunden. Havard soll diesen Handel nicht weiter verfolgt haben. Lola verließ gleich des anderen Tages ihre Wohnung und zog in die Theresienstraße.

Eine folgenreichere Ohrfeige erhielt endlich ein Postpacker, welcher ihr, als sie in ein Postlocal eintreten wollte, um sich über etwas ihr sehr wichtiges zu erkundigen, den Eingang etwas brüsque versagte. Der Postpacker verklagte Lola bei der Polizei wegen beleidigter Amtsehre. Sie wurde mittelst Schreibens von letzterer citirt. Im Zorne und Aerger, daß sie sich persönlich stellen und überhaupt so viel mit der Polizei zu schaffen haben solle, zerriß sie das Citationsschreiben, durch welchen neuen Act der Selbstäußerung die Sache noch schlimmer angesehen wurde. Der Handel wurde nämlich, wie man zu sagen pflegt, criminell und erschien als Widersetzlichkeit und Verachtung gegen die staatliche Behörde. Wir lassen es dahingestellt, ob es absolut nothwendig war, dieses Vergehen als criminell und als dolus anzusehen, oder vielmehr als etwas im augenblicklichen Aufwallen des Zornes Geschehenes, da, wie schon bemerkt, Lola sehr reizbaren Temperamentes ist. Wir berichten blos, daß diese allerdings scharfe Auffassung der Sache dem damaligen Polizeidirector, Freiherrn von Pechmann, von hoher Stelle sehr übel ausgelegt wurde. Derselbe war bekanntlich nach dem Ableben des Freiherrn von Karg-Bebenburg erst kurz an seine Stelle berufen worden, und war früher Landrichter in Landshut. Man sagt, der König habe, bei jener Ueberweisung der Sache zum Stadtgerichte, den Frei-

herrn von Pechmann vor sich kommen lassen, um ein Referat zu vernehmen oder sie günstiger zu gestalten. Im Laufe des Gespräches habe er ihn unter Anderem gefragt, was denn eigentlich das Volk dazu sage, Freiherr von Pechmann habe sich auf diese Frage zuerst zurückhaltend benommen, dann aber, aufgefordert, unverhohlen zu sein, geantwortet: „Majestät! Sie haben die schönste Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe Ihres Volkes!“ Darauf habe der König schnell erwiedert: „Fort! fort! in Landshut ist auch eine gute Luft.“ Somit hatte Freiherr von Pechmann aufgehört, Polizeidirector in München zu sein, und wurde wieder an seine Stelle als Landrichter in Landshut zurückversetzt, die Polizeidirection aber erhielt der Polizeicommissär Mark. — Weitere unangeaehme Folgen hatte auch dieser Handel für Lola nicht. Ihre Zurechnungsfähigkeit erschien aus mehreren Gründen für eine zu verhängende Strafe nicht hinlänglich, dieweil, wie aus einem angeblichen Gutachten des königlichen Leibarztes unwiderleglich hervorgehen soll, sie damals, sich in temporären interessanten Umständen befindend, äußerst gereizt gewesen ist. So wich auch diese Trübsal, und Lola ist ein aus der Asche hervorgehender Phönix.

Was soll man nun zu allen diesen Vofällen sagen? Soll man sie mit dem strengen Ernste einer Jury beaugapfeln? Ich fürchte, man ahme dann Don Quixote nach, der Windmühlen für Riesen hält. Jedes Ding hat zwei Seiten, die strenge und die milde. Das Alterthum hat zwei Philosophen gehabt, von denen der eine über alles lachte, der andere über alles weinte. Man kann in einer Laterna Magica die freundlichsten Figuren zu entsetzlichen Schreckbildern umgestalten. Man kann durch verschiedene Schlüsse in dem kleinsten moralischen Fehler eine Sünde gegen Gott erkennen. Offenbar

spielen in dergleichen Urtheile gar oft fremde Strahlen hinein, und es ist ein alter Satz: Wer liebt, verzeiht. Wer demnach haßt, sieht gerne Alles schwarz; kleine Fehler werden zu großen, kleine Vergehen zu Verbrechen, Uebereilungen zu Bosheiten, Eigensinn zur Empörung. Lola ist, wie schon gesagt, von reizbarem, leicht in Zorn aufwallendem Temperament, einer Gemüthsverfassung, die leicht zur Reibung mit anderen Personen, zur Selbsthülfe und somit zur polizeilichen Sphäre führt. Ihr Charakter ist chevaleresque, hat einen Anflug von Romantik; sie hat Muth und Entschlossenheit. Bei all diesen Eigenschaften sind Collisionen leicht möglich. Würde Lola ein Liebling des Volkes sein, so würde man sich solche Dinge mit heiterem Scherze erzählen. So aber ist das Publikum gegen sie eingenommen, und die lustigen Tagesereignisse werden zu blutigen Thaten, zu tief traurigen Vorfällen, zu heillosen Gewaltthätigkeiten. Ja, man läßt sich in kindisch-lächerlichem Pothos so weit treiben, das man das bayerische Bürgerthum als von einer Fremden hart und arg verletzt sich vor die Seele führt. Difficile est, satyram non scribere! — Lola ist nicht in Allem zu rechtfertigen, wie denn leidenschaftlicher Zorn Niemand, am wenigsten einer Dame, zu rathen ist, aber bekennen müssen wir zur Steuer der Wahrheit, daß Einem von der wenig gebildeten Klasse in München oft mit eclatanter Grobheit begegnet wird. So hat vielleicht jener Packknecht des Ingolstädter Boten sein Schicksal verdient. Man hat für ein so rohes Betragen in München selbst ein Wort, das Wort „protzenhaft". Unter Protz aber versteht man eine Kröte und im figürlichen Sinne einen Menschen, der mit großer Wohlhabenheit eine bedeutende Genährtheit des Körpers, Ungenährtheit des Geistes und erstaunliche Grobheit verbindet, und diese Eigenschaften finden sich fast in allen Ständen; leider wird

man selbst auf Aemtern nicht immer mit der gebührenden und so wohl anstehenden Feinheit behandelt, was hier nicht das erste Mal, sondern bekanntlich schon öfter gerügt worden ist. Strenge Amtstreue ist lobenswerth, aber sie paare sich mit Höflichkeit! Hiernach wird ein Theil jener obigen Facta zu entscheiden sein.

Nur ein Wort müssen wir über Freiherrn von Bechmann's Versetzung vernehmen lassen. Verdienten seine Worte: „Majestät! Sie haben die schönste Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe Ihres Volkes!" eine solche Strafe? Lesen wir in der Seele des Königs richtig, so fand dieselbe in dieser Aeußerung keinen amtlichen, sondern einen persönlichen Charakter, eine Parteiergreifung gegen des Königs Benehmen. Ich schweige, denn die Sache ist fein, und grobe Hände dürfen sie nicht fassen.

Die Leser werden die Frage an mich richten, ob diese possirlichen Geschichten wahr seien, und ich werde darauf antworten:

Ich habe allerdings so manche Ohrfeige in meinem Leben ausgetheilt, — aber ich habe niemals ein Tagebuch darüber geführt, auch habe ich es versäumt, mir Quittungen über den Empfang geben zu lassen, man wird es also erklärlich finden, wenn ich nicht mehr genau weiß, ob ich mit den oben genannten Personen wirklich in die oben beschriebene Collision gerathen bin.

Diesen oder jenen Umstand aber, welcher mir zufällig noch erinnerlich ist, zu berichten, halte ich wie gesagt nicht der Mühe werth.

Ich habe mich jetzt mit ernstern Gegenständen zu beschäftigen.

Führen wir den Griffel weiter.

Hundertdreiundvierzigstes Kapitel.

Sittlichkeits-Theorie meiner Vertheidiger.

Es ist wohl selten über das Verhältniß einer Frau zu einem Könige so viel Gerede gewesen, wie über das, in welchem zu dem Könige von Bayern zu stehn ich einige Jahre lang das Glück hatte. Man sehe die Zeitgeschichte aller Jahrhunderte, man sehe sich um auf allen Thronen der Erde und gebe sich darüber Antwort, ob es so Unerhörtes sei, daß ein König liebe, und daß eine Frau von ihm geliebt werde, welche nicht wie er auf einem Throne geboren ist. — Ich wenigstens glaube mich vollkommen über die Scrupel hinwegsetzen zu können, welche zwar auch das bürgerliche Gesetzbuch hat, welche aber sicherlich nicht der natürlichen Moral entnommen sind. —

Als mir der König zum ersten Male erklärte, daß er mich lieb gewonnen, daß er es gern sehen würde, wenn ich länger in seiner Residenz verweilte, daß ich nicht nöthig haben sollte, von den Almosen des wetterwendischen Volks-Beifalls zu leben, daß ich immerdar rechnen könnte auf seinen Schutz, auf sein Herz, — da dachte ich nur Eins: der, welcher so mit Dir spricht, ist ein König.

Ich kümmerte mich wirklich in diesem Augenblicke um nichts, was außerhalb dieses wohlthuenden Gedankens lag, ich fragte nicht: haben Ew. Majestät nicht schon eine Gemahlin, und soll ich etwa die Ehre haben, Ihre Maitresse zu sein? — Sind Ew. Majestät nicht etwa schon zu alt für ein solches Verhältniß? Und erlaubt es auch das Volk, Sire, Ihre Gunst einem fremden, unbekannten Wesen zu schenken, welches Ihnen Interesse einflößt? Alle diese Gedanken blieben mir vollkommen fremd, und was ich dem Könige auf seine mich so beglückenden Worte erwiderte, lautete einfach:

Sire, ich habe den schönsten Augenblick meines Lebens erreicht in dem Momente, wo zu mir ein König sagte: ich schütze Dich, Verlassene; ich danke Ew. Majestät für das kostbare Asyl, welches Sie mir darbieten, und wenn die Dankbarkeit nicht gänzlich auf Erden entschwunden ist, so rechnen Sie darauf, daß mein Leben, meine Gedanken, mein Herz, mit einem Wort, daß Lola Montez Ihnen angehören wird, so lange sie unter den Lebenden sein wird.

Wie gern glaube ich Ihnen, meine liebe Lola, sagte der König mit wehmüthigem Lächeln, ich glaube an die Wahrheit Ihrer Empfindungen und an die Worte, welche Sie ihnen leihen, ich möchte auch wohl einmal erfahren, wie sich die wahre, aufrichtige Dankbarkeit gegen einen König ausspricht, o, glauben Sie, meine liebe Lola, wir Könige haben das wenig beneidenswerthe Schicksal, oft für das Unrecht, was wir unwissentlich thun, gelobt, für das Gute aber, was wir mit Bewußtsein ausführen, getadelt zu werden. Dankbarkeit, den Königen gezollt, ist eine seltene Herzensgabe. O, es ist wohl schwer, ein König zu sein, so sehr er auch um den Glanz des Thrones beneidet wird.

Sire, versetzte ich, Niemand weiß das besser zu würdigen,

als ich; ich habe die Diplomatie der Heuchler und Schmeichler kennen gelernt, ich habe die Höflinge kennen gelernt, welche den Thron in Beschlag nehmen, arm an Werken der Liebe und der Menschlichkeit, durch welche sie dem Throne und sich zugleich nützlich sein könnten, und das Volk, Sire, das Volk hat sich ja deshalb Königen unterworfen, weil es weiß, wie viel leichter es ist, daß Alle von Einem Gerechtigkeit erhalten, als Einer von Allen.

Es ist nur Eines, meine liebe Lola, um das wir in der That zu beneiden sind, das ist die glückliche Lage, welche uns gestattet, denen rücksichtslos Gutes zu thun, welche wir lieben, und denen zu verzeihen, welche uns hassen.

Sire, gab ich bewegt von diesem Edelmuth zur Antwort, das sind die Ideen, welche ich mir stets von einem Könige gemacht habe und — von einer Königin. Sire, mein Loos hat mich schon mehr als einmal an die Stufen eines Thrones geführt, ich konnte greifen nach dem Diadem, aber es war in einem Welttheile, in einem Lande, wo die Frauen Sklavinnen sind.

Nach diesen Worten forderte mich der König auf, ihm die Geschichte meines Lebens in Indien mitzutheilen, ich that dies mit der größten Bereitwilligkeit, und der König verließ mich, indem er mir in Bezug auf meine Zukunft die huldvollsten Zusicherungen gab.

Das war der Anfang eines Verhältnisses, das für mich die Quelle so großer Leiden und Freuden wurde.

Ich habe nie geglaubt, daß die Schritte eines Königs mit so mißtrauischen Augen betrachtet würden; daß man den Einfluß eines weiblichen Wesens mehr als den aller Männer fürchte, und es ist komisch genug, wie viele Mühe sich die Leute gaben, das Verhältniß des Königs mit mir zu tadeln.

Selbst diejenigen, welche mit unbefangenen Augen sahen und dieses Verhältniß offen vor dem Lande vertheidigten, mischten in ihre Mittheilungen so viel Ironie, daß sich nichts lustiger lesen läßt, als diese so genannten Apologien. Ich will einige davon des Spaßes halber hier anführen:

Es giebt eine rohe und gemeine Welt, welche, wo es einigermaßen thunlich ist, nur eine schmutzige Seite zu finden und hervorzukehren weiß. Man braucht jedoch kein Libertin zu sein, um gewisse galante Abenteuer nicht auf der Wagschale der strengen Kritik zu wiegen. Wird es ja als eine christliche Tugend hingestellt, von Andern das Beste zu glauben und in der Beurtheilung mild und leidenschaftslos zu sein. Zudem sind gerade oft die strengsten Mückenseiger die größten Kameelverschlucker, indem sie in gewissen Sachen den Zügel der sogenannten Sittlichkeit sehr straff ziehen, für andere Zwecke aber ihn sehr lax halten. Es kommt dabei die alte Frage auf's Tapet, was denn eigentlich Sittlichkeit sei. Ich will den Begriff derselben, wie er in mir zur Ueberzeugung geworden ist, nun keineswegs der Welt aufdringen, auch hier nicht einmal soll er die Basis einer Apologie des Königs bilden, aber mit vollem Rechte glaube ich, verlangen zu können, daß man eine mildere Auffassung nicht kalt und ungläubig von sich abweise und so sich unter die Reihen der gemeinen rohen Kritiker mische.

Hochgestellte Personen sind der Kritik am Meisten ausgesetzt, und wem ein wichtiges Amt übertragen ist, über den werden die verschiedensten Stimmen je nach dem politischen oder kirchlichen Systeme laut werden. Unbestritten, lobenswerth und von jedem Vernünftigen wohl anerkannt ist des Königs Sinn für antike Schönheit, und hier hat sich derselbe gewiß ein Denkmal erbaut, dauernder als Erz. Haben andere Fürsten auf Militär und Kasernen ungeheure Summen vergeudet, so

war es eine liebe theure Privatneigung des bayerischen Fürsten, die Kunst zu beschützen und ihre Schätze der gewiß einst dankbaren Nachwelt aufzubewahren. Es ist überflüssig, aller der Bauten und Kunstsammlungen Erwähnung zu thun, welche durch ihn an's Licht kamen.

Sinn für Schönheit und Geschmack für Kunst adeln in der That das Herz des Königs, sie stehen aber auch in einem gewissen Contrast mit den Eigenschaften eines christlichen Fürsten. Um offen zu sprechen: das strenge Christenthum schließt eigentlich die Kunst aus. Man lasse sich nicht beirren mit dem Einwurf, die christliche Religion habe ja die Kunst gefördert, und noch heute heiligen sie dieselbe durch die Ausschmückung ihrer Tempel. Illusion ist es! ein täuschendes Quiproquo. Nicht die Kunst will die Kirche fördern, sondern sie will **sich** fördern durch die Kunst; nicht die Kunst will sie heiligen, sondern s i c h will sie schmücken durch die Kunst. Diese Andeutungen mögen hier genügen und haben nur den Zweck, auf ein Phänomen hinzuweisen, welches zu erklären ein interessanter Gegenstand wäre. Ein Contrast ist es, zugleich der Kunst und Kirche in Wahrheit anzugehören. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der König aufrichtig den Grazien opfert. Seine Liebe zu ihnen ist ungeheuchelt, und der Beweis dafür könnte von hundert Seiten, sowie von seinen Gedichten geliefert werden. Der König hat also Individualität, wo Welt, Menschenthum, Griechenthum, Kunstschönheit hineinragt. Das ist wichtig, es ist ein Schlüssel zu seinem Privatleben. Schönheit weiß er zu schätzen, Schönheit weiß er anzubeten, für Schönheit lebt er, in ihr webt er. Wo aber die Grazien ihren Wohnsitz aufgeschlagen, da darf auch Aphrodite nahen. Tretet, ihr Schwergläubigen, in die Residenz, durchschreitet die sinnig ausgeschmückten Gemächer! Dort werdet ihr auch einen Saal finden, wel-

9*

cher der Schönheitssaal heißt. Abgebildet von Meisterhand sind dort die herrlichsten Frauengestalten, und ihr holdes Antlitz leuchtet euch gleich der Sonne am Frühlingsmorgen entgegen. Dort prangt auch Lola's Bildniß in Lebensgröße. Keiner zulieb, und Keiner zuleid, aber sie ist die Perle unter den Perlen, die Blume unter den Blumen. Von Stieler's Hand ist dieses Meisterwerk der Schöpfung. Zwar soll das Gemälde des Königs Kunstgefühl nicht ganz befriedigt, und er soll Stieler sogar, auf der Straße mit ihm zusammentreffend, gesagt haben: „Stieler, Euer Pinsel wird alt!" Aber wo das Leben spricht, muß ja die Kunst zurückstehen.

Noch kaum je für ein schönes Frauenwesen war der König so enthusiastisch gestimmt, wie für Lola, und mit Hinweisung auf den Eingang in diesem Kapitel kann mit voller Wahrheit behauptet werden, es umschlinge Beide ein seelisches Band. Ihre Zuneigung ist zugleich Freundschaft. Daher schreibt es sich, daß Lola mehr Einfluß auf den König hat, als ein gewöhnliches Verhältniß zu thun pflegt. Dadurch erklären sich die gewaltigen Veränderungen, welche in jüngster Zeit stattfanden. Es spricht der Geist zum Geiste, die Seele zur Seele. und ich denke, vor der Heiligkeit eines solchen Verhältnisses müßte jedes falsche Licht, boshafterweise hinübergespielt, verschwinden. Wenigstens ändert es nichts in der wahren Sachlage.

Daß ein König durch solche Huldigungen die schönste Perle aus seiner Krone verliere, wie Freiherr von Pechmann dem Volke in den Mund legt, wäre eine sehr abenteuerliche Sache. Ueberhaupt ist ja in gewissen Dingen die Person des Fürsten von seiner Würde zu trennen. Der König ist auch Privatmann und Cavalier. Wie lächerlich müßte ein Buch ausfallen, welches zum Zweck hätte, darzuthun, wie Alles und Jedes, was der Fürst treibe, eigentlich Staatssache sei. Wahrscheinlich

müßte er dann essen und trinken, um sich dem Staate zu erhalten; spazierengehen, um sich für Staatsgeschäfte neu zu stärken; heirathen, um einen Thronerben zu haben u. s. w. Da wäre ja der König gar nichts Anderes, als der Knecht der Knechte, zugleich Triebrad und getriebenes Rad. Und was nicht streng in die Staatsmaschine paßte, das müßte er bleiben lassen. Lieblingsneigungen, Privatvergnügungen wären unzulässig. Wer aber in aller Welt möchte da noch König sein! Das große Publicum urtheilt in diesen Dingen, wie bekannt, engherzig; es weiß nicht, was es fordern darf und soll. Es glaubt, der Fürst müsse ebenso bürgerlich zurückgezogen leben, als der schlichte Handwerksmann. Es murrt über ein schönes Gespann, über eine fürstliche Tafel, über ein prächtiges Palais, und nennt es überschwenglichen Luxus. Und hat ein Fürst nun gar Sinn für weibliche Schönheit, sucht er außer dem häuslichen Kreise Nahrung für seinen Geist, Labung für sein Herz, Befriedigung des Freundschaftstriebes, da ist es aus, da ist Feuer im Dach, da wankt des Staates Säule, da sinkt des Reiches Grundbau, Alles ist verloren, selbst die schönste Perle der Krone, des Volkes Liebe. Aber nur eine Nacht Geduld, und zauberisch hat sich Alles wieder eingestellt. Als nach den tumultuarischen Auftritten am 1. März der König zum erstenmale wieder im Theater erschien, wurde er mit jauchzendem Vivat empfangen und begrüßt. Hat das Publicum gemurrt über das Verhältniß des Königs zu Lola, so vergesse man nicht, daß es ebenso unzufrieden ist mit seinen herrlichen Kunstbauten und, wie es sich auszudrücken pflegt, mit seiner Geldverschwendung auf Kunstschätze, daß es sich aufhält über seine Reisen, die er der Gesundheit wegen unternimmt. Hier zeigt sich das Publicum tyrannisch, und seine Unzufriedenheit ist unrecht.

Die Welt ist noch keineswegs darüber im Reinen, was denn eigentlich Sittlichkeit sei. Man frage einen christlichen Priester, und er wird den Bescheid geben: Kreuzige dein Fleisch, d. h. unterdrücke deine natürlichen Neigungen, befriedige nicht deine natürlichen Bedürfnisse! Gottlob, daß dieser Zuruf von den Wenigsten beachtet wird, denn im Punkte solcher Sittlichkeit irren alle mannigfaltig von dem christlichen Pfade ab. Auch würde die Welt, wäre solcher Grundsatz streng durchgeführt, gar bald, wenn nicht ein Leichenacker, doch wenigstens ein Kloster sein, und man würde jenen erdfahlen, häßlichen, lebendigen Menschengerippen begegnen, wie sie uns Holzschnitte aus dem Mittelalter zeigen. Anderes ist das, was ein sogenannter ehrsamer christlicher Bürger Sittlichkeit heißt. Er hielte es für Sünde, Sonntags eine Messe oder Predigt zu versäumen. Neben der Sättigung seiner Seele vergißt er jedoch Essen und Trinken nicht und weiß sich für Fasten und Kasteiungen mit seiner Frau und seinen Kindern, die er in dem Herrn erzeugt, weidlich zu entschädigen. Auch decket ja ein solcher frommer Kirchengang der Sünden Menge. Zu kleines Brod, zu leichtes Gewicht will Sühnung haben, und ist eine große vonnöthen, so läßt er sich's angelegen sein, Mitglied eines Pietistenconventikels oder einer Rosenkranzbrüderschaft zu sein. Man erzählt wenigstens, daß ein Bäcker in Nürnberg, der bei den Brüdern in Christo einen ziemlich heiligen Geruch hatte, öfters wegen zu kleinen Brodes polizeilich abgewandelt worden sei. — Anders definirt ein Frauenherz die Sittlichkeit. Ein kleines Rendez-vous vor, noch lieber nach der Messe oder Predigt vergiebt sich das Gewissen leicht, und gar oft zaubert die Phantasie an die Stelle der hölzernen Augen des Heiligenbildes schöne, frische, blaue, braune oder schwarze lebendige Augen des Geliebten. **Relata refero.** In

Burnet's Reisebeschreibung wird erzählt, daß nicht allein die italienischen Maler ihre Geliebten in Gestalt der heiligen Jungfrau Maria vorgestellt, sondern auch die Mönche und Nonnen ihre Liebeshändel also fortzusetzen suchten, daß sich zum Exempel der Mönch in Gestalt des heiligen Antonius, die Nonne in Gestalt der heiligen Catharina von Siene malen ließen, und diese Bilder unter einander auswechselten, damit ein Jeder in seinem Kloster unter der Maske seines Heiligen seinen Liebsten anbeten könne.

Es giebt aber auch eine junge Generation, welche sich sittlich und practisch von strengchristlichen Principien lossagt, dieweil sie bei strenger Durchführung derselben würden aufhören müssen, leibliche Wesen, Familienglieder, Staatsbürger, — Menschen zu sein. Denn was bliebe auch den wahren, specifischen Christen, die Halbchristen und humanisirten Christen schließe ich aus, was bliebe, sage ich, jenen Christen, wenn sie das sein wollen, was ächte christliche Priester ihnen sagen, übrig, als sich zu kasteien, sich zu kreuzigen, sich zu geißeln, — sich zu verstümmeln, ja zum religiösen Selbstmorde zu schreiten. Das Christenthum befiehlt Gewaltthätigkeit gegen die angeborne Natur. Diese junge Generation mag noch über die wahren und ewigen Gesetze der Sittlichkeit im Unklaren sein, mag die Grenze überspringen, welche die Natureinfalt, das Naturmaaß gesetzt, aber sie ist sich in ihrem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt. Wenn der heilige Augustin sich nicht gescheut hat zu sagen, daß die Tugenden der Heiden glänzende Laster seien, so möchte man im gekränkten natürlichen Gefühle bei der näheren Beschauung der christlichen Tugend sagen, daß man offenbare Laster der Christen als verborgene Tugenden anzusehen habe.

Wozu denn nun aber dies Alles? fragst du, lieber Leser. Wie kommt es, daß die durch Lola Montez in jüngster Zeit zu München herbeigeführten Ereignisse einen Sittlichkeits-Prolog nöthig haben? Sehr natürlich! denn auch hier sprach vornehmlich die christliche Sittlichkeitstheorie, bald in ganzer, bald in halber Gestalt ihr Verdammungsurtheil, und was man bei einer jeden anderen Hofdame stillschweigend übergangen hätte, das wurde bei ihr als schwarze Schattenseite gierig hervorgezogen und mit bittrer Schmähung belegt. Die Schönheit hat das Unglück, beneidet zu werden, natürliche Reize trifft Verfolgung, und eine alte Dame, die ihr Gutes genossen hat in diesem Leben, predigt einer jungen, von weniger anziehendem Aeußeren, gar zu gerne Zurückgezogenheit. Das große Publikum schrie und tobte wild durcheinander, motivirte seinen Unwillen durch kleine Nebeninteressen, beneidete Lola's irdisches Glück, und war — das Organ kirchlicher und aristokratischer Umtriebe.

Hundertvierundvierzigstes Kapitel.

Ein geheimnißvoller Mann.

Der Besuch. — Rechtfertigung der Jesuiten. — Meine Ungläubigkeit. — Man bemüht sich vergebens, mich zu gewinnen.

Große Räder werden gar häufig durch kleinere getrieben. Dies ist ein Satz, welcher in der Pragmatik der Geschichte nicht außer Acht zu lassen ist, es ist ein Schlüssel, welcher die geheimen Laboratorien aufschließt. Von vielen wichtigen geschichtlichen Ereignissen wissen wir, daß sie oft durch scheinbar kleine Momente herbeigeführt worden sind. Es haben besonders die Frauen eine viel wichtigere Rolle gespielt, als gewöhnlich angenommen wird. In der Kirche und im Staat, in der Dogmatik und Politik läßt sich allerwärts und zu allen Zeiten ihr Einfluß nachweisen.

Auch in den jüngsten Münchener Ereignissen, welche der Gegenstand dieser unserer Betrachtung sind, spielt eine Dame. Durch sie werden Veränderungen vermittelt in kirchlicher und staatlicher Beziehung, welche man nicht für möglich gehalten hätte, und zwar so schnell und unerwartet, daß die Partei, welche der Schlag traf, rein den Kopf verlor und sich für den Augenblick weder zu rathen, noch zu helfen wußte. Sonst immer

schlau und vorsichtig, hinterlistig und umsichtig, ist sie dieses Mal zu plump aufgetreten und hat durch allzu ungestümes Sichgebärden die Schlinge nur noch fester zugezogen, in welche sie gerathen war.

Warum aber, fragt man mit Recht, ist vorzüglich die Kirche auf die Kampfarena herabgestiegen und hat den Handschuh aufgehoben, den ihr ein holdes Kind von Eva's Geschlecht hingeworfen? Es wäre vielleicht besser gewesen für ihre Sache, zu schweigen und zu dulden, abzuwarten, bis eine bessere Aussicht zum Siege käme und eine günstigere Wendung der Umstände einträte. Die Vorsehung wollte es anders. Ihr Gott hat sie mit Blindheit geschlagen: ihre pharaonische Verhärtung hat sie verstrickt in ihre eigenen Fäden. Wem's wohl geht, der überschreitet das Maß. Wer fest zu stehen glaubt, der wagt. Es ist ja doch nichts Anderes, um was es sich hier handelt, als um den alten Erisapfel, um den Streit zwischen Krone und Ring, Scepter und Bischofstab. Beide spielen wie Katz und Maus, und mag die Einigkeit noch so gegründet scheinen, so bricht das Feuer der Zwietracht doch immer aus seiner Latenz hervor. Es bedarf nur einer kleinen Zugluft, und der offene Ausbruch ist da.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, etwaige galante Abenteuer hätten den wahren Anstoß zum Kampfe gegeben. Wie könnte die Kirche so engherzig sein, sie, die in Christi Verdienst einen so reichen Schatz zur Absolution besitzt, sie, welche die Macht hat, zu binden und zu lösen, und möchte solche Galanterien so ernst und streng nehmen, wie sie sie wirklich genommen hat. Die Geschichte beweist, daß sie oft gräulichen Sachen durch die Finger gesehen und Indulgenz hat angedeihen lassen. Offenbar muß die Basis der Feindschaft und des Hasses tiefer liegen. Es giebt nämlich eine Todsünde,

welche die Kirche nie verzeihen kann, sie ist die Sünde wider den heiligen Geist der Kirche. Diese aber besteht darin, daß man sich nicht als Organ, Mittel und Werkzeug für jesuitische Zwecke und Machinationen brauchen läßt. Da ist's aus mit dem Frieden, da versiegt der Schatz des Verdienstes Christi, da giebt es keine Indulgenzen und Absolutionen. Hier beginnt vielmehr der geheime und der offene Krieg, und hundert Arme sind geschäftig, das Kreuz aufzurichten, hundert Stimmen in Bereitschaft, das „Kreuzige" ertönen zu lassen.

Mit diesen Worten leitet mein Freund die Indignatsgeschichte ein, eine Angelegenheit, welche, obwohl sie nur meine unbedeutende Person betraf, ganz Bayern, ja ich kann wohl sagen, ganz Deutschland in Feuer und Flammen versetzte.

Es liegt in diesen Worten dieselbe Ironie, aber es liegt in ihnen auch dieselbe Wahrheit — ich verzeihe die Eine der Andern wegen.

Kaum hatten diejenigen, welche dem Könige sehr nahe standen, erfahren, welcher Art der Schutz war, dessen ich mich zu erfreuen hatte, so wurde von Vielen dieser Herrn der Calcul gemacht, welchen die Staatsmänner Frankreichs zu einer Zeit machten, als eine Dübarry, Maintenon die Zügel der Regierung in der Hand hielten. Man wollte durch das Weib den Herrn beherrschen. Ich habe schon erwähnt, daß ich mit der Politik Bayerns völlig unvertraut war, und daß ich es durchaus nicht für nothwendig hielt, mich ex officio mit ihr zu beschäftigen. Sie beschäftigte mich in dem Grade, in welchem ein gebildetes Herz sich überall und immer um die gesellschaftlichen Zustände einer Nation bekümmert. Mehr nicht. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als eines Tages ein Herr zu mir in's Zimmer trat, welcher nach der Art, in welcher er sich bewegte, ein Herr von hoher Stellung sein mußte. Er

that so ungezwungen, so vertraulich, und dennoch so überaus fein und höflich mit mir, daß ich, ehe ich mich dessen versah, mit ihm in ein tiefes Gespräch gerieth. —

Der Inhalt dieses Gesprächs war Bayern.

Im Anfange wurde mir der Zweck des Besuches dieses unbekannten Mannes nicht recht klar, ja, wir geriethen so in Disput, daß ich es vergaß, daß ich ihn heute zum ersten Male sah. Wir sprachen anfänglich von gar vielen Dingen, aber der Fremde wußte das Gespräch mit großer Geschicklichkeit auf die Jesuiten zu lenken und bei diesem Gegenstande festzuhalten.

Ich sprach, wie immer, meine Meinung unverhohlen aus.

Ich lobte die Jesuiten nicht und wußte nicht viel Gutes von ihnen. Ich bekannte mich mit Leib und Seele zu der Kirche, in welcher ich erzogen war, aber ich zeigte keine Liebe für die starren Fesseln des Ultramontanismus. Ich zeigte mich mit einem Worte als eine protestantische Katholikin. Ich bin religiös, aber nicht bigott, ich bin fromm, aber nicht abergläubisch, ich verabscheue die Menschen, welche aus Rosenkränzen Fesseln, welche den unbedingten Gehorsam zur Aufgabe einer Menschenseele machen, den Glauben an Gott in einen Glauben an die Dummheit verkehren. Ich liebe also die Jesuiten nicht und mache, wie gesagt, kein Hehl daraus.

Der fremde Herr war aber anderer Meinung und er sagte mir ganz dreist:

Wenn Sie, Donna, die Jesuiten nicht lieben, obwohl Sie eine gute Katholikin sind, so ist bei dem Grade ihres Verstandes anzunehmen, daß Sie die Jesuiten nicht kennen, oder — erlauben Sie mir diesen Ausdruck, daß Sie solche nur aus dem Geschwätze ihrer Feinde kennen, welche die Jesuiten niemals mit einem historischen Auge betrachtet haben.

Wenn dieses historische Auge, mein Herr, versetzte ich lächelnd, nur nicht die Brille eines blöden Alten ist.

Der Fremde schien sich über diese Antwort nicht wenig zu ärgern, aber er hatte Feinheit genug, seine Empfindlichkeit nicht merken zu lassen, und er bat mich, ihm aufzuzählen, was die Jesuiten eigentlich Schlechtes begangen hätten.

Ich sagte ihm sehr Vieles.

Und der Herr versetzte mir auf alle meine Beschuldigungen sehr ruhig:

Das beweisen Sie mir.

Soll ich Ihnen beweisen, fragte ich, daß sie die entsetzliche Bartholomäusnacht veranlaßt haben? —

Soll ich Ihnen auch beweisen, daß sie es verschuldet haben, daß mein armes Vaterland, einst das mächtigste Land der Erde, durch sie in den tiefsten Verfall gerathen ist?

Soll ich Ihnen auch beweisen, daß sie es sind, welchen wir das fürchterliche Geschenk der Inquisition zu verdanken haben? Die Inquisition, mein Herr, es bedarf nicht mehr, als dieses entsetzliche Wort auszusprechen, um dem Jesuitismus für alle Zeit den Fluch der Menschheit aufzubürden und ihn verabscheuungswürdig zu machen.

Der Jesuitismus und die Religion überhaupt, versetzte der Fremde, sind so unschuldig an der Bartholomäusnacht, als die Freiheit an der großen Reihe der Morde zur Zeit der Republik während eines Zeitraums von dritthalb Jahren. Weder die Freiheit, noch der Glaube brauchen sich einen Thron auf Leichen zu errichten, um ihre Macht zu befestigen. Der Hof von Frankreich hatte nur seinen Feind schlagen wollen; der große Haufe benutzte diese Gelegenheit, und machte es wie der Hof. Die Jesuiten haben allerdings den in der Geschichte unvergänglichen Ruhm erworben, in schlimmer Zeit, wo die Religion und

die menschliche Gesellschaft, wo Thron und Glaube in der größten Gefahr schwebten, dieser Gefahr glücklich entgegengearbeitet und sie gewissermaßen für alle Zeiten beseitigt zu haben.

Der Jesuitismus hat seine Märtyrer aufzuweisen, würd'ge Nachahmer Christi, Märtyrer, die einen Huß und andere unglückliche Ketzer bei Weitem überstrahlen.

Aber niemals hat er zu so scheußlichen Mitteln, wie die Inquisition gegriffen, die Inquisition ist keine religiöse, sondern ein rein politische Institution.

Als die verderbliche Irrlehre von England, Deutschland und Frankreich aus sich auch über Spanien ergoß und in Sevilla und Valladolid Boden gewann, traten allerdings als ihre ersten und ernstesten Gegner nur Jesuiten auf. Mit aller Macht ihrer Beredsamkeit bekämpften und entlarvten sie solche. Als die Sektirer sahen, daß sie den Jesuiten nicht beikommen konnten, beschuldigten sie solche der Vorliebe für das Lutherthum, welches zu bekämpfen gerade die Aufgabe ihres Lebens war.

Diese Beschuldigung aber half ihnen nichts, man konnte die Jesuiten nicht mit dem San Venito bekleidet sehen, und der Erzbischof von Sevilla, der damalige Großinquisitor erklärte in einer offiziellen Urkunde seines Tribunals die Orthodoxie der Söhne Loyola's für unantastbar und berief sogar den Jesuiten Don Valdez zur Mitübernahme seines furchtbaren Amtes.

Aber der Jesuit schlug es aus.

Die Jesuiten, damals noch im Anfange ihres Werkes, hätten durch die Hülfe der Inquisition schnell zur Herrschaft gelangen können, aber sie wollten lieber dieses Amt nicht übernehmen, dessen furchtbare Strenge ihre sprüchwörtlich gewordene Güte gemildert haben würde. —

Der Irrlehre hatte man sie nicht überführen können. Die

Ketzerei verzweifelte, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen, und sprengte nunmehr das Gerücht aus, die Jesuiten seien Diener der Inquisition. Alle Grausamkeiten derselben wurden von nun an ihnen aufgebürdet. Die Sektirer hatten es nicht dahin bringen können, die Jesuiten auf den Scheiterhaufen zu bringen, jetzt erklärten sie solche für Errichter des Holzstoßes.

Der Orden hielt diese Verläumdung so abgeschmackt, daß er dagegen sich zu verwahren für unnöthig hielt. Daran that er Unrecht.

Ist die Bosheit erregt, so darf man sie niemals durch Stillschweigen, welches sie mißbraucht, noch mehr Raum gewinnen lassen. Der Orden aber schwieg, und so schloß man, wenn auch in diesen Beschuldigungen Lüge und Uebertreibung nicht zu leugnen sei, so erweise dieses Stillschweigen, daß irgend etwas Wahres zum Grunde liegen müsse. So blieben die Jesuiten in dem Gerede, daß sie sich der Inquisition zur Durchführung ihrer Zwecke bedienten. Aber alle Beschuldigungen, welche man gegen diesen unvergleichlichen Orden geschleudert hat, sind aus der Luft gegriffen. Dieser Orden theilt das Schicksal aller derjenigen, welche in aufgeregten, gesetzlosen Zeiten, in denen alles Bestehende zu zerfallen droht, sich diesem zerstörenden Geiste feindselig und furchtbar gezeigt haben, — er wird gehaßt.

Nachdem der Fremde so gesprochen hatte, begann er zu den Zuständen der Gegenwart überzugehen. Er suchte mir zu beweisen, welch eine große Ähnlichkeit zwischen den Epochen des Ausbruchs der Reformationskriege und der Gegenwart herrsche, und sagte mir, daß sich diejenigen Sterblichen, welche sich dem Geiste der Jetztzeit entgegenstämmten und ihn niederzuhalten strebten, eben so verdient machten um die Ordnung

und um die menschliche Gesellschaft, als die Jesuiten sich damals verdient gemacht hätten. —

Man darf nicht vergessen, daß man, als ich diese Unterredung hatte, das Jahr 1847 schrieb. Ich hatte noch keine Zeit, wie die von 1848 erlebt. Die Revolution von 1830 hatte ich als ein Kind erlebt, ich wußte damals noch nicht wie heute, was in der That großartige Principien, wie die der Jesuiten, in Zeiten wie die unseren bedeuten. Alles, was ich damals bald begriff, war, daß es in Bayern zwei Parteien gab, von denen die eine am Ruder war, die andere aber mancherlei Zurücksetzungen erfahren hatte; daß die regierende Partei die kleinere und allgemein verhaßt war, das wurde mir sehr bald begreiflich, denn wenn sie eine wirkliche reelle Macht gewesen wäre, hätte sie wohl nöthig gehabt, sich um mich zu bewerben, da ich mich um sie nicht kümmerte?

Aber man ging recht schlau zu Werke.

Man sandte mir also jenen fremden Herrn, den ich nicht nennen will, weil ich es nicht liebe, diejenigen, weche unglücklich sind, noch mehr bloß zu stellen, um meine Gesinnung zu sondiren.

Man sprach mit mir von Politik, vom Katholizismus, von den Ultramontanen, vom Jesuitismus.

Ich zeigte mich als gute Katholikin und als schlechte Jesuitin.

Man versuchte mich zu bessern.

Ich fragte, wie ich besser werden könnte? —

Sie müssen in unsere Lehre gehen.

In Ihre Lehre, meine Herren? Nun, wohlan ich will den Versuch machen, ich möchte doch wissen, wohin es führen wird.

Sie sagen also, die Jesuiten waren gute Menschen, Sie

haben das arme Amerika vom Untergange gerettet, sie haben das Loos der Indier erträglich gemacht, sie haben vor drei Jahrhunderten verhindert, was heute kaum mehr ohne ein Wunder, welches nur die Jesuiten verrichten können, zu verhindern ist. Sie haben für die Sache der Religion, die doch auch die Sache der Könige ist, für die Sache der gesetzlichen Ordnung, welche doch ebenfalls die Sache der Könige ist, unzählige Märtyrer gehabt, ich will Ihnen das Alles glauben, da Sie es, wie ich nicht zweifle, schwarz auf weiß besitzen, — nun was soll ich mehr thun? Geht noch etwas über den Glauben? —

Ja wohl, es wäre auch gut, wenn Sie es Andere ebenfalls glauben machten.

Andere? Was kümmert mich der Glaube Anderer? Es ist lächerlich, sich darum zu quälen. Und ich tauge vollends nicht dazu, ich habe in meinem Leben mehr Heiden, als Gläubige gemacht.

Spotten Sie nicht, meine Schöne, wurde mir zur Antwort, es handelt sich hier um nichts Geringes, bedenken Sie Ihre Stellung — —

Meine Stellung? —

Sie sind die Geliebte eines Königs.

Was thut das hier zur Sache?

Sie gehen mit uns oder Sie gehen — —

Warten Sie, meine Herren, einen Augenblick verziehen Sie, meine Antwort währt nicht länger —

Ich gehe nicht mit Ihnen, — und Sie gehen.

So wurden mir denn gewaltsam die Augen aufgerissen und ich erkannte bald, was es hieß, einem Könige nahe stehen.

Ja, ich gestehe es, ich war mir kaum klar über dieses Verhältniß, ich war noch geneigt, Alles für einen Traum zu halten, als sich schon Menschen zu mir herandrängten, Män-

ner, welche, wie man zu sagen pflegt, von Stande und von Stellung waren, um dieses Verhältniß nach besten Kräften für sich auszubeuten.

Ich habe es nur zu sehr erkannt, von welchen Egoisten ein König umlagert ist.

Ich habe es erkannt, wie viele Herren verlangen, daß ein König erst an sie, an ihre armselige Personen denke, bevor er an sein Volk denken kann, — und dennoch sagen diese Herren gern: Alles für das Volk! —

Ja, Alles für das Volk, sagten auch die Herren Minister zu München, für das Volk wollten sie gemeinschaftliche Sache mit mir machen, für das Volk wollten sie gegen mich sein.

Ich sagte lachend zu seiner Majestät:

Sire, haben Sie keine Krone für mich? Ich möchte wohl eine Krone haben.

Und was wollen Sie damit beginnen? fragte der König huldvoll lächelnd.

Ich möchte Ihre Minister daran probiren.

Meine Minister? —

Ihre Minister lieben mich nicht, Sire, vielleicht gewinnen Sie mehr Neigung zu mir, wenn ich eine Krone trage.

Meine liebe Lola, versetzte der König, Sie sollen eine Krone haben, ich gebe Ihnen mein königliches Wort darauf.

Es waren nur ein paar Worte, welche mir der König da an jenem Abende gesagt hatte.

Es war ein Scherz von mir, ein närrischer Einfall, die Laune eines Kindes.

Ich forderte eine Krone, und der König sagte:

Sie sollen eine Krone haben.

Wie verhängnißvoll sind diese Worte geworden!

Damals zwar hatte ich keine Ahnung von der Tragweite

meines sonderbaren Einfalls und ich schlief am Abende ruhig ein und träumte von nichts, als von Kronen.

Aber leider schliefen meine Feinde eben so unruhig und träumten von nichts, als der Tänzerin.

Wie konnte eine Tänzerin so frech sein — das Herz eines Königs zu gewinnen.

Wie konnte eine Tänzerin sich so vergessen — eine Krone zu fordern.

Wie konnte eine Tänzerin es wagen, andere Gesinnung zu hegen, als die constitutionellen Minister eines Königs, — der sie liebte.

Diesen Herren war die Liebe zu viel, sie verstehen nur den Haß.

Sie konnten nicht sehen, daß ein König liebte, und noch weniger, daß er geliebt wurde.

Ja — Sire.

Ich habe nicht gelogen mit meinen Empfindungen, ich habe Sie geliebt, geliebt mit ganzer Seele, weil Sie ein ganzer König waren.

Ich habe Sie geliebt in der Fülle Ihrer Macht, in der Fülle Ihres edlen, poetischen Herzens; — was vermag ein Herz wie das Ihre, wenn es unter dem Purpur schlägt.

O, diese gemeinen Naturen, welche sich selbst brandmarken, indem sie meine Ideen mit frivoler Satyre darstellten, sie haben nie daran gedacht, welch einen heiligen Zauber das Wort König auf ein weibliches Herz ausüben kann, welches, geschaffen zu beglücken, durch die gesellschaftliche Stellung zu allen Zeiten verdammt war — unglücklich zu sein. —

Warum sollte es mich nicht beglücken, als ein König mir eine Krone versprochen hatte?

Wahrlich, es mußte wohl ein großes Unglück für Bayern

sein, daß sich so große Herren bemüheten, mir diese Krone zu entziehen.

Eine Gräfin mehr in Bayern! meine Herren Minister.

Eine Gräfin mehr; — wird deshalb das Volk unglücklich werden?

Und diese Gräfin, das sage ich Ihnen, wird nicht die allerschlechteste sein.

Sehen Sie sich um unter ihren Gräfinnen, sehen Sie, wie viel Liebe sie für ihren königlichen Herrn, wie viel Dankbarkeit sie für empfangene Wohlthaten hegen, und sagen Sie mir, wie viel edleres Blut in ihren Adern rollt, als in den meinen, um mich einer gräflichen Krone unwürdig zu erklären. —

Aber das Volk wollte nicht, daß Sie eine Krone seines Landes tragen.

Ah — das Volk! —

Seht nur! — Wenn Etwas nicht nach den Plänen und den Wünschen dieser Herren geschieht, — gleich kommen sie mit dem Volke.

Wie wenig denken sie bei anderen Gelegenheiten an dieses arme Volk.

Ja wahrlich, ein armes, bedauernswürdiges Volk! — —

Und ein armer, bedauernswürdiger König! —

Wenn sich solche Herren zwischen Volk und König stellen, — dann muß wohl beiden Unrecht geschehen.

Von allen Seiten ist man mit diesen Ministern unzufrieden, natürlich diese Herren hüten sich wohl, es dem Könige zu sagen:

Entlasse uns, Herr, das Volk will nicht mit uns gehen und wir nicht mit ihm. Wir wollen also weichen; — die Liebe deines Volkes ist das Höchste.

Wenn aber der König eine Neigung faßt, die so mensch-

lich, so natürlich ist, von der man auch nicht das geringste Aufsehen machen sollte; wenn der König eine Tänzerin zur Gräfin machen will, — dann schreit man Zeter, dann geschieht Alles im Interesse des Volkes, dann ist diese Liebe die schönste Perle am Königlichen Diadem.

Und Ihr wollt, daß ich schweigen soll?

Ich werde mit meinem Königlichen Freunde reden, wie ich mit Euch rede.

Diese Minister sind falsch!

Diese Minister — — —

O, Ihr wißt, daß ich Euch rasch durchschaute.

Geht nur Euren Gang, — ich werde den meinigen gehen.

Hundertfünfundvierzigstes Kapitel.

Eine Krone

Die Indigenatsgeschichte. — Widerstand des Staatsrathes. — Constitutionelle Formen. — Ein Urtheil. —

So lange der König von Bayern, unbewegt von irgend einer Form, ganz nach dem Ermessen seines Herzens handeln konnte, gewahrte er den Widerstand wenig, welcher ihm, in Bezug auf meine Person, in den Weg trat; hätte ich damals das constitutionelle Gewebe Bayern's verstanden, ich würde dem Könige gesagt haben:

Sire — lassen Sie mich ohne Krone glücklich sein.

Aber ich wußte, wie gesagt, noch nicht, daß die Constitution die Könige von Bayern bei Adelsverleihungen von ihren Unterthanen abhängig macht; hätte es mir der König gesagt, ich würde ihn, hätte er dabei beharren wollen, jedenfalls auf den Sturm aufmerksam gemacht haben, der sich bei dieser Gelegenheit gegen mich erhob, denn ich kannte bereits meine Leute.

Es war übrigens gut, daß es so und nicht anders kam, denn ich, die man beim Volke durch Ausstreuung der absurdesten Gerüchte verhaßt zu machen suchte, wurde seine Wohl-

thäterin, indem ich es von einer Regierung befreite, die sein Interesse sehr wenig beachtete, obwohl die Herren Minister den König glauben machten, — die Stimmung des Volkes sei vortrefflich.

Ja wohl, das Volk liebte seinen König.

Aber einen Herrn von Abel und Consorten? —

Ja wahrlich, niemals hat ein König wahrer seine Stimmung ausgesprochen, als in dem schönen Sonnet:

Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert;
Doch macht ihr mich nicht hassen, statt zu lieben.

Die Festigkeit, sie ist noch nicht zersplittert,
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben,
Ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben;
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie ihr gen mich seid, giebt's kein Gleichniß,
Die eig'nen Thaten haben euch gerichtet,
Des Undanks, der Verleumdungen Verzeichniß.

Die Wolken flieh'n, der Himmel ist gelichtet,
Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet.

Bevor ich erzähle, wie die bekannte Indigenatsgeschichte von Seiten der feindlichen Partei aufgefaßt wurde, will ich aus Freundesmund einen Bericht über diese Angelegenheit bringen, welcher wieder ganz erbaulich klingt:

Um Lola einen Beweis seiner Huld zu geben, hatte der König beschlossen, ihr das Bayerische Indigenat zuzuwenden. Daß er auf einen so heftigen Widerstand von Seite des

Staatsraths stoße, durch welchen die Indigenatsverleihung begutachtet werden sollte, wie er wirklich gestoßen ist, hatte der König in der That nicht geahnt oder vermuthet. In der Ansicht, daß man einer Sache nicht so große Wichtigkeit und Bedeutsamkeit beimesse, die doch mehr ein Herzenswunsch und Beweis seiner Huld war, hatte der König dem Staatsrathe seine Willensmeinung zur Begutachtung vorgelegt, wie es die constitutionellen Normen verlangten. Welch' ein unerhörtes Schauspiel aber wird nun der Welt zum Besten gegeben! Der einfache Gnadenakt dünkt den Männern, welchen die oberste Berathung der Staatsangelegenheiten übergeben ist, ein dem Volke in die Hand gereichtes Messer, die Stränge der Staatsmaschine abzuschneiden; er dünkt ihnen eine der gefährlichsten Concessionen, welche die Ruhe des Reichs gefährden; er dünkt ihnen eine Calamität, das heißt ein unheilschwangerer Akt der Willkühr; er dünkt ihnen als etwas, was alle constitutionellen Bande löse, Gesetz, Recht und Ordnung unter die Füße trete. Bei solcher Wichtigkeit der Sache, die man voraussetzte oder sich imaginirte, glaubte der Staatsrath seine Gewissenhaftigkeit dem Könige oder vielmehr dem Volke gegenüber zeigen zu müssen, und in seiner Sitzung vom 8. Februar begutachtete er die Indigenatsverleihung an Lola verneinend. So war denn ein Wurf gefallen, der Unklares zur Klarheit, Schwankendes zur Festigkeit, geheime Feindschaft zu offener bringen sollte. Es schwanden die falschen Lichter, es fiel die Ueberkleidung, es ward heller Tag. Lassen wir es vorläufig dahingestellt, ob der Staatsrath seine Nichtentsprechung auf einen gültigen Grund basiren konnte, und nehmen wir an, er habe dem Volke gegenüber Gewissenhaftigkeit zeigen wollen — Beides aber wird durch eine juristische Erörterung, die wir beibringen, sogleich näher beleuchtet werden — so kann

uns andrerseits auch nicht entgehen, daß man eine Sache, welche offenbar die Wichtigkeit nicht hatte, unter das Vergrößerungsglas setzte

In seiner Sitzung vom 8. Februar soll blos der Staatsrath Georg von Maurer, lutherischer Confession, und derselbe, welcher nach dem Memorandum die Indigenatssache als die größte Calamität hinstellte, sich für dieselbe entschieden haben. Man will dies mit seiner späteren Ernennung zum Justizminister in Verbindung bringen.

Ueber das verneinende Gutachten des Staatsrathes war der König, wie sich leicht denken läßt, äußerst verwundert. Als Staatsmann mußte er jedenfalls erkennen, daß, wie sich sogleich herausstellen wird, dasselbe einer gültigen Basis ermangle, indem durch diese Verleihung kein Landesgesetz und kein Recht verletzt wurde; aber als König fühlte er um so tiefer diese Niederlage seiner Willensneigung und, was noch mehr ist, er sah in dieser ganzen Begutachtung eine dürftig überkleidete Demonstration, eine Demonstration gegen sein Verhältniß mit Lola. Hier schaute der König gewiß ganz klar.

Es war diese verneinende Begutachtung des Staatsrathes jedoch nicht der einzige Widenstand, den der König erfuhr; bald sollte er auch auf einen zweiten stoßen. Da die Verleihung des Indigenats durch königliches Drecret constitutionell sanktionirt ist, so fand es der König für gut, auch gegen das Gutachten seines Staatsrathes Lola das Indigenat zu verleihen. Im Geiste der constitutionellen Normen mußte aber das Decret von einem der Minister contrasignirt sein. Da trat nun wiederum eine Weigerung ein, die um so fataler war, als sie geeichfalls den Schein der Popularität hatte. Es war eine zweite Demonstration, ebenso demüthigend für die königliche Würde, als die erstere, ebenso wenig gültig basirt als sie, in-

dem ja bei dieser Contrasignatur keine Verantwortlichkeit zu fürchten war. Der König befand sich in einiger Verlegenheit, Wahrung der Popularität und der königlichen Würde stand sich gegenüber. Der König fühlte sich allein, und hier beginnt vielleicht die Wirksamkeit Lola's, obwohl wir damit nicht sagen wollen, der König sei blos eine passive, eine geleitete Person gewesen, wie die gestürzte Partei die Leute so gerne glauben machen möchte. Die ganze Welt kennt die Unbeugsamkeit des Königs, wenn er einmal zum Entschluß gekommen: seinen Scharfsinn hat er bei den jüngsten Ereignissen bewiesen, wo seine Hand stets den Rechten erfaßte und noch erfaßt. Unbeschadet alles dessen aber war doch Lola ein Haltpunkt, eine Stütze für ihn, wenn sie gleich in einzelnen Fällen weichherziger als ihr Ludwig war, und, wie die Fama berichtet, um die Nichtentlassung des Universitäts-Professors von Lasaulx, wiewohl vergebens, beim König, als er bei ihr war, fußfällig gebeten haben soll.

Des Königs Entschluß war von da an zur Reife gekommen. Schon verbreitete sich im Publikum das Gerücht, das Ministerium werde entlassen. Man sagt, was ich jedoch nicht vertreten will, der König habe nach jener Verweigerung der Contrasignatur an den Minister des Innern von Abel, an den Finanzminister Grafen von Seinsheim, an den Justizminister von Schrenk und an den Kriegsminister von Grumpenberg ein Handbillet ergehen lassen, worin er ihnen nochmals die Sache zu bedenken gab. Der Minister des Aeußeren, Graf von Berg, hatte vom Könige Urlaub bekommen, und es ist nicht bekannt, wie er in dieser Sache der Contrasignatur gestimmt war.

Betrachten wir diesen Schritt als einen Versuch der Ausgleichung, so ließ sich leicht voraussehen, daß dieser zu keinem

genügenden Resultate führen würde. Die Störung war einmal an einem Stadium angelangt, wo Alles in der Klemme war und Niemand mehr rückwärts schreiten konnte. Die Minister hatten einmal eine factische Demonstration gegeben und den Nimbus der Popularität um ihre Häupter geschwungen; ein Krebsgang wäre lächerlich gewesen: das Dilemma hätte zu der alten Verwicklung nur noch eine neue hinzugefügt. Zudem war der Riß ja tiefer, der faule Fleck lag noch wo anders, als in der politischen Sphäre.

Es fragt sich nun, in welchem Verhältniß das Benehmen des Staatsraths und des Ministeriums, das heißt, die Begutachtung des Indigenats und die Verweigerung der Contrasignatur, zu den constitutionellen Normen in Bayern stand. In der Voraussetzung, daß die Leser die hier einschlägigen Verordnungen in der Verfassungsurkunde nicht kennen, möchten folgende Notizen nicht unerwünscht sein, indem durch sie mehr Licht und Einsicht in die Sache gebracht wird. Es diene demnach Folgendes zur Unterweisung:

Der volle Genuß aller bürgerlichen, öffentlichen und Privatrechte in Bayern ist durch das Indigenat bedingt, welches entweder durch Geburt, oder durch Naturalisation erworben wird.

Durch Naturalisation erhält das Eingebornenrecht neben anderen Fällen auch derjenige, dem es „durch ein besonderes, nach erfolgter Vernehmung des Staatsrathes ausgefertigtes königliches Decret“ beigelegt wird. Der Staatsrath aber hat hierbei keine entscheidende Stimme und der König kann gegen das von der Majorität abgegebene, ja selbst einstimmige Gutachten dieser Behörde das Indigenat ertheilen.

Dieser schon früher vorgekommene Fall trat nun neuerdings bei Anlaß des Indigenatsgesuchs der Sennora Lola

Montez ein. Der Staatsrath sprach sich, wie man sagt, mit Ausnahme einer einzigen Stimme für die Nichtentsprechung aus; der König dagegen fand für gut, gegen das Gutachten seines Staatsraths der gedachten Sennora das Indigenat zu verleihen. Als er jedoch das betreffende Decret dem Ministerium zur Contrasignatur vorlegte, verweigerte Letzteres dieselbe.

Es fragt sich nun, ob diese Verweigerung einen gültigen Grund hatte, und hierüber ist Folgendes zu erörtern:

In dem Wesen einer constitutionellen Monarchie liegt es, daß die Minister nicht blos der Person des Königs, sondern auch den Stellvertretern des Volkes, den Kammern, verantwortlich sind. Diese auch in der Bayerischen Verfassung ausdrücklich anerkannte Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten bezieht sich auf die Gesetzmäßigkeit oder Uebereinstimmung der Regierungshandlungen mit der Verfassung und den Gesetzen des Staates. Damit aber für alle Regierungsacte die grundgesetzliche, ministerielle Verantwortlichkeit bestehe, bedürfen alle vom Monarchen ausgehenden Verfügungen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines der höchsten Staatsbeamten. Hieraus ergiebt sich von selbst das Recht des Letzteren, einer allerhöchsten Verfügung, die eine Verletzung der Verfassung oder der Gesetze des Staats enthielte, die Contrasignatur zu verweigern.

Betrachten wir nun die königliche Verleihung des Indigenats an Sennora Lola Montez, so liegt in dieser allerhöchsten Verfügung weder hinsichtlich der Form, noch hinsichtlich des Inhalts eine solche Verletzung. In ersterer Beziehung nicht, weil der Staatsrath hierüber vernommen wurde, und in letzterer Beziehung nicht, weil dadurch kein Recht verletzt wurde. Keiner der Minister hatte daher zu befürchten, für die Contrasignirung des königlichen Decrets von den Ständen ver-

antwortlich gemacht zu werden; somit entbehrt ihre Verweigerung jedes gültigen Grundes und stellt sich als rein willkürlich dar.

Aus dieser kurzen Erörterung kann ersehen werden, daß die Begutachtung des Staatsraths und die Verweigerung der Contrasignatur nicht so unbedingt den Anspruch auf Popularität machen konnten, den sie wirklich machten. Es war, wie gesagt, eine Demonstration, deren Wurzel wo anders lag: Popularität hatte nur den Schein für sich und war, wie sich später noch klarer herausstellen wird, nur eine Appellation an das Volk. Bei solcher Sachlage war natürlich eine friedliche Ausgleichung ganz und gar nicht möglich. Auch war der Weg der Friedfertigkeit keinesweges der der feindseligen Partei. Man hatte einmal angefangen, energischer zu verfahren, und wollte erst abwarten, wie die gewählten Mittel anschlügen. Eine Krankheit, dachte man, weicht nicht auf die erste Medicin, und wer einen Schritt gethan hat, muß auch den zweiten thun. So konnten die Minister keinen andern Weg einschlagen, als sich an den König zu wenden und, im Falle der Nichtsinnesänderung, ihn um ihre Entlassung zu bitten, somit von der Bühne abzutreten. Es war dies der richtigste Weg, den sie gehen konnten. Wäre ihr Entlassungsgesuch, was sich freilich nicht erwarten ließ, da der König bereits klar und entschlossen war, nicht angenommen worden, so hätte die Gegenpartei ein gewisses Feld gewonnen, von welchem aus sie hätte weiter agiren und neue Vortheile erringen können. Das Entlassungsgesuch aber mußte erfolgen, weil man wohl einsah, daß man ohne die Sinnesänderung des Königs sich nicht mehr halten konnte. Entscheidung, Gewißheit war absolut nothwendig.

So entstand nun das höchst merkwürdige Memorandum, ein ministerielles Actenstück, das in neuerer Zeit wohl nicht

seines Gleichen hat. Es wird darin die ministerielle Lage, herbeigeführt durch die Indigenatsfrage, geschildert, und das Entlassungsgesuch auf eine Art motivirt, welche die ernstesten Betrachtungen veranlaßt. Es wird auf eine imaginirte Stimmung des Landes hingewiesen, das Familienleben herbeigezogen, das Nationalgefühl in die Waagschale gelegt, der Gegenstand der Neigung des Königs herabgewürdigt, das Bischofthum in die Schranken gerufen, die Kirche als Institution vorgeführt, die Polizei als kraftlos hingestellt, die feindselige Journalistik gebilligt, die allgemeine Verbreitung der Unzufriedenheit mit Eifer erwähnt, das Königthum als bedroht und geächtet erklärt, das Selbstlob nicht gespart, die bewaffnete Macht zu bedenken gegeben, die Zukunft umdüstert, der Landtag hereingezogen, und das Alles mit einer Loyalität, einem Schmerzgefühle, einer Ergebenheit, einer Pflichttreue, daß man nicht weiß, worüber man mehr erstaunen soll, ob über die Materie oder über die Form. Wir werden in dieses Actenstück später noch besonders die Sonde der Kritik senken und wollen sehen, ob die Ansicht der Dinge, wie wir sie genommen haben, dadurch nicht auf das Bestimmteste, Klarste und Schneidendste bewiesen wird. Deshalb glauben wir, dieses Memorandum in keinem Fall unsern Lesern vorenthalten zu dürfen, und es wird dies nach getreuem Texte im nächsten Kapitel geschehen.

Hundertsechsundvierzigstes Kapitel.

Das Memorandum.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In dieser Lage sehen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den Allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das bayerische Indigenat durch Königliches Decret zu verleihen, sich versetzt, und sie Alle sind eines Verrathes an den Euerer Königlichen Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig, — ihr Entschluß konnte daher nicht schwanken.

Diese Indigenatsverleihung ward in der Staatsrathssitzung vom 8. d. M. vom Königlichen Staatsrathe v. Maurer

als die größte Calamität, die über Bayern kommen kann, laut und oftmals bezeichnet.

Diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatsrathe getheilt, sie ist der Ausdruck der Gesinnung aller treuen Unterthanen Euerer Königlichen Majestät, und es hat nicht erst einer Staatsrathssitzung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treugehorsamst Unterzeichneten nur zu unerschüttert zu begründen.

Seit dem Monat October v. J. sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet, und es haben sich in allen Theilen Bayern's über das, was hier vorgeht und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gespräches im Inneren der Familien, wie an allen öffentlichen Orten bildet, Urtheile festgesetzt, und es ist aus diesen Urtheilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemüthern ausgetilgt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das Tiefste verletzt, weil Bayern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, regiert glaubt, und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Euere Königliche Majestät über jeden Zweifel erhaben sind, vergießen über das, was vorgeht, und über die täglich sich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen, und die treugehorsamst unterzeichneten Minister des Inneren und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und bitteren Klagen des genannten Bischofs gewesen.

Der Fürstbischof von Breslau hatte kaum von einem hier

verbreiteten Gerüchte, er habe ein das fragliche Verhältniß entschuldigendes Gutachten abgegeben, Kenntniß erlangt, als er augenblicklich einen Brief hierher erließ mit der Aufforderung, diese Sache, wo immer davon gesprochen würde, auf das Bestimmteste als unwahr zu erklären und seine entschiedene Mißbilligung der Vorgänge auszusprechen. Sein Schreiben ist hier kein Geheimniß mehr und wird bald im ganzen Lande bekannt sein, und welches ist die Wirkung? — Die ausländischen Blätter bringen täglich die schmerzlichsten Anecdoten und die herabwürdigendsten Angriffe gegen Euere Königliche Majestät.

Das anliegende Stück Nr. 5. der Ulmer Chronik enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Einbringung solcher Blätter nicht zu verhindern. Sie werden verbreitet und mit Gier verschlungen. Der Eindruck, der in den Gemüthern lebt, kann nicht zweifelhaft sein, er erneut sich täglich und wird bald nie und durch nichts mehr erlöscht werden können. Eine gleiche Stimmung besteht von Berchtesgaden und Passau bis Aschaffenburg und Zweibrücken, ja sie ist über ganz Europa verbreitet, sie ist ganz dieselbe in der Hütte des Armen, wie im Palaste des Reichen.

Es ist nicht blos der Ruhm und das Glück der Regierung Euerer Königlichen Majestät, es ist die Sache des Königthums, die auf dem Spiele steht. Daher das Frohlocken Derer, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten, und die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu verderben.

Daher aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller derer, die Euerer Königlichen Majestät mit treuer Liebe anhangen, und die über den Gefahren, denen das Königthum vielleicht zu keiner Zeit in größerem Maßstabe ausgesetzt ge-

wesen ist, die Augen nicht verschließen. Dabei liegt es außer dem Bereiche menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und zu verhindern, daß die Rückwirkungen dessen, was vorgeht, nicht mehr und mehr auch auf die bewaffnete Macht übergehen, und wo soll eine Hülfe gefunden werden, wenn auch dieses ungeheuere Uebel einträte, wenn auch dieses Bollwerk schwankte? —

Was die treugehorsamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen wagen, beruht nicht auf Gespensterseherei, es ist das traurige Ergebniß der Beobachtungen, welches sich Jeder in seinem Wirkungskreise täglich seit Monaten hat machen müssen. Was unter solchen Verhältnissen vom nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt offen am Tage. Unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie mit solchem Eindrucke gepflogen werden. Jeder der treugehorsamst Unterzeichneten ist bereit, in jedem Augenblicke Gut und Blut für Euere Königliche Majestät freudig zu opfern. Aber deshalb ist es ihnen eine doppelt heilige Pflicht, Euerer Königlichen Majestät die Gefahren offen darzulegen, welche mit jedem Tage wachsen, und Allerhöchstdieselben zu beschwören, ihre flehentliche Bitte um die Gewährung der einzigen hier möglichen Hülfe zu erhören und dem unseligen Gedanken zu entsagen, als sei es Leidenschaft oder Widerstand, die nur gegen solche Verhältnisse gerichtet ist, durch welche jeder treue Bayer untergraben sieht, was ihm vor Allem am Herzen liegt: den Ruhm, die Macht und das Glück, die ganze Zukunft seines geliebten Königs. Die treugehorsamst Unterzeichneten haben die Folgen des Schrittes, zu welchem die treueste und innigste Anhänglichkeit an Euere Königliche Majestät, die Erkenntniß der unberechenbaren Wichtigkeit des Augenblickes allein sie vermocht hat, nach allen

Richtungen gar wohl erwogen; sie wissen und sind davon durchdrungen, daß, wenn Euere Königliche Majestät ihr heißes Flehen nicht zu erhören geruhen, ihre Wirksamkeit auf der Stelle, zu welcher sie die Gnade und das Vertrauen ihres geliebten Monarchen berufen hat, beendet, und dann nur noch eine Pflicht auf dieser Stelle zu erfüllen ihnen übrig ist, die Pflicht, Euere Königliche Majestät um die Enthebung von der Führung der ihnen anvertrauten Ministerien, wenn auch mit tiefstem Schmerzgefühle, ehrfurchtsvollst zu bitten.

In allertiefster Ehrfurcht und mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit ꝛc.

v. Abel, v. Gumppenberg, Graf Seinsheim,
v. Schrenk.

Hundertsechsundvierzigstes Kapitel.

Glossen zum Memorandum von mir und Andern.

Das Memorandum, welches wir so eben mitgetheilt haben, soll aus der Feder des Ministers von Abel geflossen sein, worauf wir jedoch keinen besonderen Werth legen wollen, insofern dieses Actenstück, wenn es nicht gemeinsam berathen und entworfen wurde, durch Unterschrift das Eigenthum jedes einzelnen der vier Minister wird. Ferner müssen wir erwähnen, daß dasselbe ungemein schnell und in vielen Abschriften unter dem Publikum sich verbreitete, daß man demnach, wie doch sonst zu geschehen pflegt, kein besonderes Geheimniß daraus machte. Man appellirte offenbar an die Sympathie des Volkes und wollte auf indirecte Weise in ihm Stütze und Hülfe haben.

Betrachtet man dieses Actenstück leicht und oberflächlich, so möchte man sich allerdings von dem Scheine der Gutmüthigkeit, Pflichttreue und Loyalität berücken lassen. Allein es kommt mir dasselbe wie die Zunge eines Löwen vor, welche im Lecken blutig verwundet. Es hat Aehnlichkeit mit einem spielenden Tigerthier, dessen Krallen sich in's Fleisch einschlagen. Da, wo die schwächste Seite ist, werden die schärfsten und schneidendsten Worte gewählt, was mit den sonstigen

Aeußerungen der Ehrfurcht ganz sonderbar contrastirt. Gleich von vorn herein wird die Verleihung des Indigenats an Lola Montez ein Verrath genannt. Von der Gewandheit einer ministeriellen Feder ließe sich denn doch erwarten, daß sie den nämlichen Gedanken auf mildere und nicht minder entschiedene Weise hätte ausdrücken können, wenn man so gewollt hätte. Aber man wollte das nicht, es lag in der Absicht, Indigenat und Verrath auf Eine Linie zu stellen. Sapienti sat!

Daß gerade des königlichen Staatsraths von Maurer Aeußerung, diese Indigenatsverleihung sei die größte Calamität, die über Bayern kommen könne, hervorgehoben wird, scheint mehr als zufällig zu sein. Man erinnere sich, daß Herr von Maurer Protestant und, wenn die Sage begründet, derjenige gewesen sei, welcher allein für dieselbe gestimmt habe. Um Jemanden wehe zu thun, muß man ihm jede Stütze rauben.

Im Verlaufe heißt es, daß im ganzen Lande, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen sich eine Stimmung offenbare, die zu den bedenklichsten gehöre. Hier wird sichtlich übertrieben. Die Feder ergeht sich in Floskeln, der Geschichtschreiber wird Novellist. Wie kann er wissen, was in ganz Bayern, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen gesprochen wird? Da müßte Jeder Jeden verrathen haben. Im Gegentheil ist bekannt, daß man lieber den Gegenstand im Gespräche vermied. Allein der Verfasser will einmal die bedenklichste Stimmung. Und was heißt denn bedenklichst? Eine Stimmung, die revolutionärer Natur ist? Eine solche hat in der That nur ein Gespensterseher entdecken können. Denn, haben die Vorfälle in München auch Unmuth erregt, so war doch derselbe keineswegs ein so bedenk-

licher. Man sucht Niemanden hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gesteckt, sagt ein Sprichwort.

Ferner ward gesagt, daß die Ehrfurcht vor dem Monarchen mehr und mehr in den Gemüthern ausgetilgt werde, daß der bitterste Tadel, die lauteste Mißbilligung, die tiefste Verletzung des Nationalgefühls obwalte, daß jene Fremde in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt sei. So dem Könige gegenüber, vor dem man Ehrfurcht zu hegen vorgiebt, von dem Gegenstand seiner Verehrung zu sprechen, ist — frech und unverschämt. Hier ist alle Decenz verschwunden, alle Rücksicht vor der Majestät. Die grellsten Tinten sind gewählt.

Von der härtesten Schmähung wird zu der weinerlichsten Rührung übergegangen und erzählt, daß der Bischof von Augsburg (Herr Dr. Richarz) und der Fürstbischof von Breslau (Herr von Diepenbrok), jener in heiße Thränen, dieser in entschiedene Mißbilligung sich ergossen hätte, daß das Schreiben des Letzteren bald dem ganzen Lande kein Geheimniß mehr sein werde. Das mag sein, aber eine gewisse kirchliche Partei hat eine Rolle gespielt und spielt sie noch, welche keineswegs Vertrauen erwecken konnte. Wir kennen jene geistlichen Persönlichkeiten nicht und wollen uns deshalb eines Urtheils enthalten, doch will uns jene allgemeine Verbreitung des fürstbischöflichen Schreibens nicht recht gefallen.

Noch weniger aber will uns munden, daß die Minister ihrem Memorandum eine Nummer der Ulmer Chronik beilegen, von der sie sagen, daß sie die herabwürdigendsten Angriffe gegen die Königliche Majestät enthielte. Das ist viel, sehr viel: Man sagt es nicht allein, sondern legt das Blatt auch bei. Manchmal werden Artikel dieser Art von Hände geschrieben, die man in der Nähe suchen muß.

Weiter vernimmt man, daß die polizeiliche Aufsicht nicht

mehr genüge. Risum teneatis amici! Censur, Preßbeschränkung, Beschlagnahme waren unter dem Ministerium Herrn von Abel's in der größten Blüthe, und nun will sie abfallen.

Ferner heißt es: die Sache des Königthum's steht auf dem Spiele. Dieses wird mit dem Frohlocken derer in Verbindung gesetzt, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten. Es wird von einer Verzweiflung gesprochen, die sich der treusten Anhänger des Königthums bemächtige. Es sind dies die alten Theatercoups, die sich durch das ganze Memorandum hindurchziehen, es sind die bekannten Uebertreibungen. Nur ein Passus, der von einer Rückwirkung dessen, was vorgeht, auf die bewaffnete Macht spricht, fällt wieder grell herein, eine leise Drohung läßt sich kaum darin verkennen; es wird sogar gefragt, wo Hülfe gefunden werden solle, wenn auch dieses ungeheure Uebel einträte, wenn auch dieses Bollwerk schwankte. Der erste März hat dieses Bedenken nicht bestätigt.

Man sieht, daß die Minister der Vorwurf der Gespensterseherei recht wohl treffe, den sie gegen das Ende des Memorandums von sich abzuweisen suchten, und was den nächsten Landtag betrifft, so sieht jeder Bayer, dem Fortschritt zu Licht und gesetzlicher Freiheit am Herzen liegt, demselben mit fröhlicheren Hoffnungen entgegen, als er seit den letzten Jahren zu thun vermochte.

So ist denn, wie Jedem leicht ersichtlich ist, der nur einigermaßen hinter die Larve zu blicken vermag, das Memorandum ein Ausfluß der bittersten Galle, die sich in der letzten Zeit angehäuft. Mit Unredlichkeit wird ein revolutionärer Zustand Bayern's imaginirt und die Unzufriedenheit des Volkes bis zur Fratze verkehrt. Offenbar vergrößerte man auf rednerische Weise die Störungen, um dieselben entweder wirklich auf diese Höhe zu treiben, da man das Memorandum so schnell und

weit als möglich im Volke verbreitete, oder um den König durch einen Popanz zu schrecken. Dies Alles ist unwürdig für Männer, die mit Wahrheitsliebe, Gewissenhaftigkeit und Biederkeit Hand in Hand gehen wollen. Das Memorandum ist in der That nichts Anderes, als eine herausfordernde Demonstration, welche das Schwert in die Waagschale legt und mit drohender Geberde den König zur Unterwürfigkeit zwingen will. In ihr ist ein Trotz, ein diabolischer Geist, der sagen will: „Hüte Dich anzutasten, was Du antasten willst. Es wäre aus mit Dir, denn Dein Feind hat Waffen in der Hand, gegen welche es keine Hülfe giebt." Das Alles wird nun mit heuchlerischen Worten überkleidet, mit den Versicherungen der Ehrfurcht, der Ergebenheit und liebevollsten Theilnahme. Aber diese Worte sind Trug und Schein und werden durch die Maßlosigkeit des innern Grimmes, der aus seiner Verhüllung hervortritt, Lügen gestraft.

Oben haben wir das Verhältniß des Königs zu Lola auseinandergesetzt, inwieweit und inwiefern das Publikum damit unzufrieden war. Tiefer eingreifende Störungen waren nicht vorhanden, sie kamen erst, als die ultramontane Partei sich nicht mehr in ihrer scheinbaren Geduld erhalten konnte und sofort ihrem Grimme freien Lauf ließ. Es hat sich das Volk nie von Lola regiert geglaubt, wie das Memorandum in gehässiger Weise und boshafter Absicht sagt. Es sind für eine solche Behauptung keine genügenden Anknüpfungspunkte vorhanden; wohl aber mögen wir der Vorsehung danken, daß durch Lola eine Aenderung der Dinge eingeleitet worden ist. Die feindselige Partei hat sich selbst gestürzt, indem sie in Sieggewohnheit das Feld nicht räumen wollte und in der Sucht, neue Vortheile zn erringen, ganz aus seiner Stellung verdrängt wurde. Das ist das Wahre an der Sache.

Gehört das etwa mit zum constitutionellen System, daß ein König nicht mehr die Freiheit haben darf, seinen Herzensneigungen folgen zu dürfen? Oder hielten die Herren Minister und ihr geistiger Anhang, die Herrn Bischöfe und wie sie noch heißen mögen, eine andere Freundin für den König in petto, etwa eine liebe, fromme Schwester, welche es besser verstand, wie man das Herz eines Königs im Interesse einer Partei lenke?

Hatte der König nicht Recht, über eine Vorstellung böse zu sein, welche in der Geschichte unerhört ist?

Hat es je das Pabstthum, hatten es je die Päbste, frage ich, in der Zeit ihrer größten Gewalt gewagt, so mit Königen zu sprechen?

Hatte man gewagt, so mit einem Heinrich VIII. zu reden? —

Hatte man gewagt, so mit einem Heinrich IV. zu reden, als er seine geliebte Gabriele besuchte?

Hatte man gewagt, so mit einem Ludwig XIV. zu sprechen?

Hatte man gewagt, so mit einem Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu reden?

Das war allerdings ein Protestant, aber hatten sich etwa seine Minister herausgenommen, ihm seine Neigungen vorzuwerfen und ihm deshalb mit dem Abfall des Volkes und des Heeres zu drohen?

Wahrlich! — das ist unerhört in der Geschichte.

Was that die Kirche, als Könige — und wenn es schlechte Könige gab, so ist daran noch nicht das Königsthum schuld — ihre Frauen hinrichten ließen oder selbst hinrichteten?

Sie that nichts.

Es giebt Sünder, die nur Gott bestrafen kann.

Es giebt auch Sünder, die zu bestrafen Gott allein das Recht und die Macht hat.

Zu solchen Sündern gehören auch schlechte Könige.

Aber einem Monarchen mit dem Abfall seines Volkes, seines Heeres zu drohen, weil er seine Neigung einer fremden Dame zugewandt, — das ist wahrlich tragi=komisch.

Als ich die Mittheilung des merkwürdigen Actenstücks vernahm, da konnte ich nichts anders thun, — als entsetzlich lachen.

Wahrlich ich mußte die Mäßigung eines so tief gekränkten Königs bewundern, welcher nichts that, als sagen:

Wir wollen sehen, ob ich es bin oder die Minister, welche mein Heer und mein Volk mehr liebt. Sie mögen gehen.

Bald nach diesen ministeriellen Krisen und Vorfällen im Staatsrathe las man im amtlichen Blatte, Regierungsblatt, folgende königliche Verfügungen:

1) Se. Majestät der König haben unterm 16. Februar l. J. geruht, dem bisherigen Minister des Innern, Staatsrath Carl v. Abel, die von ihm nachgesuchte Enthebung von der Leitung Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern, unter dem Ausdrucke Allerhöchst Ihrer vollen Anerkennung der von ihm während seiner langjährigen treuen und anhänglichen Dienstesleistung erworbenen Verdienste, allergnädigst zu ertheilen, ihn zugleich als Staatsrath im ordentlichen Dienste in zeitliche Quiescenz zu versetzen und denselben zu Allerhöchst Ihrem Staatsrathe im außerordentlichen Dienste zu ernennen. Reg.=Bl. Nr. 5. S. 99.

2) Se. Majestät der König haben unterm 18. Februar den bisherigen Präsidenten der Regierung von Niederbayern, J. B. v. Zenetti, mit 1. März zu Allerhöchst Ihrem Staatsrath im ordentlichen Dienst in provisorischer Eigenschaft zu befördern und denselben zugleich mit besagtem Tage, nach §. 3 der

IX. Verfassungsbeilage, zum Verweser Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern zu ernennen geruht.

3) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar, das Gesuch des Finanzministers, Grafen Karl v. Seinsheim, allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Finanzministers zu entheben und ihn ferner in seiner Dienstes-Eigenschaft als Staatsrath im ordentlichen Dienste zu belassen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 177.

4) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar, das Gesuch des Justizministers Freiherrn Karl v. Schrenk, allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Justizministers und Ministers des Innern für die kirchlichen Angelegenheiten, so wie von der provisorisch bekleideten Stelle eines Staatsraths zu entheben. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 177.

5) Unterm 24. Februar wurde der bisherige Präsident der Regierung der Oberpfalz und Regensburg, Friedrich Freiherr von Zu-Rhein, mit dem 1. März zum Staatsrath im ordentlichen Dienste in provisorischer Eigenschaft befördert und zugleich mit dem besagten Tage nach §. 3 der IX. Verfassungsbeilage zum Verweser des Finanzministeriums ernannt, demselben auch, auf so lange der König nicht anders verfügt, die Führung des Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten übertragen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 178.

6) Unterm 24. Februar wurde dem Staatsrath im ordentlichen Dienste, Georg v. Maurer, vom 1. März angefangen, die Verwesung des Justizministeriums nach §. 3 der IX. Verfassungsbeilage übertragen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 178.

7) Unterm 24. Februar wurde das Gesuch des Kriegsministers Anton Freiherr v. Gumppenberg genehmigt, denselben von der Stelle eines Kriegsministers zu entsetzen. Reg.-Bl. Nr. 10. S. 221.

8) Unterm 24. Februar wurde der General-Major und Brigadier, Bernhard Freiherr von Hohenlohe, zum Verweser des Kriegsministeriums ernannt. Reg.-Bl. No. 10. S. 221.

9) Unterm 24. Februar wurde der Staatsrath im ordentlichen Dienst und Präsident der Regierung von Oberbayern, von Hörmann, in beiden Eigenschaften in Ruhestand versetzt. Reg.-Bl. No. 10 S. 221. Derselbe wurde unterm 1. März wieder in die Klasse der Staatsräthe im außerordentlichen Dienst eingereiht. Reg.-Bl. No. 10 S. 222.

So war denn endlich Entscheidung eingetreten, sagt mein Freund. Mit rücksichtsloser Hand zerschnitt der König das Gewebe, in welches man ihn hatte hüllen wollen. Nicht angebissen hatte er an den Köder, unter dem die Angel verborgen war. Der Coup der ultramontanen Partei hatte das erwünschte Resultat nicht. Der König hatte sich keinen Schrecken einjagen lassen, und das Altweibergeschwätz mit loser, giftiger Zunge verhallte spurlos in der Luft. Das Verhältniß mit Lola blieb das alte, ja es blieb noch fester und enger, je gewaltiger man sich anstrengte, an demselben zu zerren, es zu zerreißen. Man sagt, der König, durch die vielen Aergernisse und widerlichen Feindseligkeiten von Unpäßlichkeiten heimgesucht, habe einen großen Theil des Morgens allein gearbeitet und fast Niemanden vor sich gelassen, als Lola, welcher er sogar den Schlüssel zum geheimen Gang, in sein Kabinet führend, anvertraute. Den kranken König besuchte sie alle Tage und verweilte bei ihm oft stundenlang. Von dort aus ergingen die königlichen Verordnungen über die Entlassung der alten Minister und von der Ernennung der neuen. Von dort an scheint dem König ein klares Licht aufgegangen zu sein über die ganze Lage des Reiches. Er erkannte nun die Fangnetze und hinterlistigen Machinationen der ultramontanen Partei,

und es reifte in ihm der feste Entschluß, mit energischer Hand dieses Bühnenwerk zu zertrümmern und, koste es was es wolle, ihrem finsteren Wirken ein Ende zu machen.

Es ist starker Verdacht vorhanden, daß das Abel'sche Ministerium schon früher im Credite des Königs gesunken war, wodurch die hin und wieder auftauchenden Gerüchte von ministeriellen Veränderungen Licht erhielten. So viel ist gewiß: dem Könige fing vor Abel zu grauen an, indem eine innere Stimme ihm sagte, er habe durch seine Politik ihm die Sympathie des Volkes entrissen und durch eine diabolische Sophistik die Constitution untergraben. Fühlte er sich auf diese Weise gebunden, so mußte eine von den Ultramontanen selbst herbeigeführte Krisis ihm willkommen sein, denn, indem er hier Entschiedenheit zeigte, konnte er den Kreis verlassen, in den er gebannt war.

Daß das Auge des Königs weiter sah, als auf seine ministerielle Umgebung, bezeugt die Quiescirung des Staatsraths und Regierungspräsidenten von Oberbayern (München) von Hörmann. Bei der Indigenatsgeschichte betheiligt, stand er zudem auf der ultramontanen Seite. Zum ersten Male taucht diese Persönlichkeit vor uns auf, die bei den politischen Untersuchungen, welche 1833 über Studirende ergangen waren, mit wahrer Lust sich lieber für das „Schuldig", als für das „Unschuldig" aussprach. Mehr Thränen sind über ihn geweint, mehr Seufzer ausgehaucht worden, in Familienwohnungen und in Kirchen, als der Bischof von Augsburg über den König geweint hat. O! das Schicksal ist gerecht, und seine Werkzeuge werden oft geschmiedet da, wo man es nicht erwartet.

Ob das neue Ministerinm seine Aufgabe kenne und den Anforderungen einer neuen Aera in Bayern gewachsen sein werde, das wird die Zukunft lehren. Sehen wir in der Sache

klar, so reicht ein Juste-milieu nicht hin. Wollte er dieses System ergreifen, so wäre es nur ein interimistisches. Mit gespannter Erwartung sieht Alles der ferneren Entwickelung der Ereignisse entgegen, denn das, was von nun an geschieht, ist nicht allein das Eigenthum Bayern's, sondern von ganz Deutschland.

Ja, in der That, es hat sich nach der Entlassung der Herren Minister weder ein rebellisches Heer, noch ein rebellisches Volk zeigen wollen, so viele Mühe man sich auch von gewissen Seiten her gegeben hat. Der Tumult vom 1. März war ein künstlich erregter, und es war einer der lächerlichsten Auftritte, der lächerlichsten Krawalle, welche es je gegeben hat.

Davon später.

Hundertsiebenundvierzigstes Kapitel.

Krieg den Männern.

Eine Unterredung mit dem Könige. — Was ich als Königin thun würde. — Die Stellung der Frauen. — Urtheile der Philosophen. — Königliche Gedanken.

Sie sind fort, sagte der König, als er mich nach der Entlassung des Ministeriums besuchte, ich glaube nicht, daß sich das Land darüber entrüsten wird.

Sie sind fort, — und ich erhalte meine Krone, sagte ich lächelnd.

Lola, Sie bedürfen der Krone nicht — um eine Königin zu sein.

Sire, ich habe immer gehört, daß mit der Macht, mit dem Ansehen auch die Würde, der Muth und die Zuversicht wachse.

Das ist möglich, meine liebe Lola, aber Ihnen kann wirklich die Krone zu allen diesen Eigenschaften nichts hinzufügen.

Sie sind sehr gütig, Sire, aber ich glaube, wenn ich eine Königin wäre, die Lola Montez würde doch nicht mehr die Lola Montez sein.

Und was würden Sie, was wollten Sie dann anders sein?

Ja, Sire, wäre ich als eine Königin geboren, ich hätte die Uebel des Krieges über den Erdball getragen und mich mit allen Königen geschlagen.

Auch mit mir, Lola? fragte der König lachend.

Auch mit Ihnen, Sire.

Und weshalb?

Weil ich als eine Königin auf der ganzen Welt kein Gesetz geduldet haben würde, welches den Männern mehr als den Frauen erlaubt.

Aber woher hätten Sie die Soldaten nehmen wollen, welche Sie bei einem Unternehmen, das auf den Untergang ihres Geschlechts abzielt, unterstützt hätten?

Sire, erlauben Sie mir, daß ich lache.

So viel Sie wollen, sonderbares Wesen, — aber was haben Sie gegen meinen Einwand?

Gegen Ihren Einwand, Sire, habe ich das, daß ich meine, die Soldaten haben oft genug den Despoten, welche ihr Geschlecht unterdrückten, die Hand geboten.

Das ist etwas Anderes, — diese Unterdrückung galt dem Feinde, nicht dem Manne.

Und das, was ich beabsichtige, gilt dem Rechte, nicht der Tyrannei.

Finden Sie wirklich, daß das Weib gegen den Mann in der menschlichen Gesellschaft so sehr zurückgesetzt ist, und daß, wenn dies der Fall wäre, nur ein vernichtender Krieg diese Ungleichheit heben könnte?

Allerdings, Sire, versetzte ich, ist es bei civilisirten Völkern nicht mehr ganz so schlimm, nur in dem Zustande der Barbarei ist das Weib völlig unterdrückt, hier ist es mehr die Magd, ald die Gehülfin, mehr die Sklavin, als die Genossin des Mannes. Die Frau befindet sich unter denjenigen, bei denen kriegerische Tapferkeit fast die einzige Basis der Macht ist, und von denen geistige Gaben kaum anerkannt werden, in einer Stellung, die nothwendiger Weise ihrer nur geringen

physischen Kraft zukommt. Diesen Umstand bemerkt man auch jetzt noch unter den niedrigsten und den wenigst gebildeten Klassen der civilisirten Welt. Es ist überall die Tyrannei der Kraft über die Schwäche. Aber dasselbe gehässige Princip erklärt die Herabwürdigung des Weibes überall und wo eine Verbesserung ihrer Lage stattfindet, da wird man erkennen, daß sie dieselbe durch den Umstand erkauft hat, daß der Mann in Bezug auf seine Bequemlichkeit in größerem Maßstabe von ihrer bereitwilligen Hülfe abhängig ward. —

Dieses traurige Kapitel in der Geschichte des Menschengeschlechts, sagte der König, paßt zu wenig auf die gegenwärtige sociale Stellung der gebildeten Frauen in den civilisirten Staaten, als daß es nöthig wäre, die Gesetzgebung umzustoßen. Wenn das Weib auf der untersten Stufe der Civilisation am meisten unterdrückt und herabgewürdigt wird, und wenn bei fortschreitender Civilisation seine Lage sich verbessert, so ist es ein natürlicher Schluß, daß die allgemeine Tendenz der Civilisation darin besteht, der Ungleichheit der beiden Geschlechter abzuhelfen, und die Uebermacht des Mannes einzuschränken. Es ist auch wahr und ich gebe es gerne zu, daß wir dem Fortschreiten der Civilisation keine Grenzen setzen können, daß das ganze Menschengeschlecht ihren Fortschritt wünschen muß und daß ihre Tendenz nicht ist, die menschliche Natur einzuzwängen und zu verschlechtern, wie es Rousseau alberner Weise behauptet hat, sondern alle ihre besten Fähigkeiten zu entwickeln und sie mehr zu dem zu machen, was sie sein sollten. Man kann deshalb mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß, da der rechtmäßige Gang der Civilisation dahin strebt, das Weib mit dem Manne auf gleiche Höhe zu stellen, sie damit aufhören wird oder aufhören sollte, daß sie die Gleichheit der Geschlechter

an Macht und Einfluß auf die Angelegenheiten der Welt begründet.

Und daß Alles, warf ich ein, was diese Gleichheit verhindert, eine ungerechte Contravention gegen die Absichten der Vorsehung ist.

Dieser Schluß hat zwar einige Wahrscheinlichkeit, sagte der König, aber er ist dennoch unrichtig. Die Civilisation verbessert die Lage des Weibes, weil sie den Einfluß der physischen Kraft im Verhältniß zur geistigen vermindert, und weil das Weib dem Manne an Macht des Verstandes ähnlicher ist, als an Kraft des Körpers. Daraus erfolgt jedoch nicht, daß sie an geistigen Fähigkeiten ihm gleich ist, oder daß die Höhe, zu welcher ihre Stellung durch den Fortschritt der Civilisation erhoben werden kann, nicht ihre Grenzen haben könne, die von vollständiger Gleichheit weit entfernt sind.

Ich habe, Sire, tüchtige Gewährsmänner für die Theorie der geistigen Gleichheit beider Geschlechter, wandte ich ein: Plato sagt: Von Natur ist der Mann dem Weibe nicht überlegen, außer an physischer Stärke, und Voltaire meint, daß die Frauen alle Talente, außer der Gabe der Erfindung, mit den Männern gemein haben.

Bei aller schuldigen Ehrfurcht vor diesen hohen Gewährsmännern, versetzte der König, kann ich doch nicht ganz Ihre Ansichten annehmen, liebe Lola und ich will Ihnen die Worte des Philosophen Montaigne, die mir zufällig im Gedächtnisse sind, anführen, er sagt: Ich behaupte, daß Männer und Frauen in dieselbe Form gegossen sind; außer dem Unterschiede der Erziehung und Beschäftigung findet kein großer Unterschied zwischen ihnen statt. Plato beruft beide Geschlechter zu gemeinschaftlichen Studien, Uebungen, Kriegs- und Friedensämtern und Geschäften in seiner Republik und der Philosoph

Antisthenes hob zwischen den weiblichen und männlichen Tugenden allen Unterschied auf. Es ist weit leichter, sagt Montaigne am Schluß, das eine Geschlecht zu beschuldigen, als das andere zu entschuldigen. Das Sprüchwort sagt: Ein Esel heißt den anderen ein Langohr. Aber trotz allen diesen Aussprüchen, meine liebe Lola, werden Sie doch nicht leugnen, daß große Unterschiede, mögen sie nun der Erziehung oder der Natur zugeschrieben werden, zwischen der moralischen und geistigen Charakteristik der beiden Geschlechter bestehen, die Frauen haben weniger aktiven und mehr passiven Muth, als die Männer. Sie haben mehr Reizbarkeit der Nerven und daneben alle jene Eigenschaften, welche diese Reizbarkeit in's Leben ruft. Sie sind enthusiastischer, ihre Sympathie ist lebhafter; sie besitzen in höherem Grade die Fähigkeit, kleinliche Umstände wahrzunehmen. Dagegen stehen sie dem Manne im zusammenhängenden und logischen Denken nach; sie sind weniger unparteiisch, weniger fähig, ihre Gefühle ihrem Urtheile zu unterwerfen und sich selbst von Vorurtheilen fern zu halten. Sie besitzen weniger die Gabe, allgemeine Begriffe zu bilden, sie sind einer fortgesetzten und concentrirten Aufmerksamkeit weniger fähig, und obwohl ihre Geduld der der Männer nicht nachsteht, vielleicht diese noch übertrifft, so ist ihre Ausdauer doch geringer.

Das mag in einzelnen Fällen seine Richtigkeit haben, entgegnete ich, aber ich bleibe doch bei meiner Behauptung, daß diese Unterschiede das Resultat der gesellschaftlichen Stellung, nicht der angeborenen Eigenthümlichkeit der Frauen ist.

Nun, ich sehe wohl ein, sagte der König lachend, daß Sie unter allen Umständen auf den Krieg beharren würden. Der liebe Gott wird dies wohl eingesehen haben, indem er Ihnen eine Krone versagte, die — es mag nun sein, wie es

wolle, gewiß niemals auf einem schöneren Haupte gesessen haben würde. Nun, ich freue mich, meine liebe Lola, daß Gott mir die Macht gegeben hat, Ihnen wenigstens eine Krone niederen Ranges verleihen zu können. Ich hoffe, daß ich in meinem Reiche noch so viel König bin, dies durchsetzen zu können.

Der gute König hatte Recht — er setzte es durch, aber welch' ein Kelch voll Bitterkeit mußte diese edle, hochherzige Natur noch leeren, ehe sie dieses Versprechen erfüllen konnte.

O, Ihr scheinheiligen Königsfreunde, wenn Ihr doch endlich lernen wolltet, was es heißt — königlich gesinnt zu sein!

Hundertachtundvierzigstes Kapitel

Der Widerstand der Universität.

Dr. v. Lasaulx. — v. Philips. — Dr. Döllinger. — Görres

Die Sache des Widerstandes gegen den Königlichen Herrn war mit der Entlassung des Ministeriums keineswegs aufgehoben. Man hatte noch andere Mittel und man wollte sie Alle erst erschöpfen, ehe man sich verloren gab. Es war allerdings nur noch der Widerstand der Verzweiflung — aber diese Verzweiflung war wahrlich böse genug gemeint.

Als die Verhältnisse diesen Grad der Reifheit erlangt hatten, so schreibt mein Freund, hätte man glauben sollen, die Lust zu weiteren Agitationen sei abgestumpft. Der Ultramontanismus steckt sein Schwert nicht so schnell in die Scheide, und wenn er im Großen nicht mehr handeln kann, so legt er sich auf das Detail. War er auch im Haupttreffen unterlegen, so that er sich doch noch auf ein wohl verschanztes Lager etwas zu Gute. Von dort aus wagte er kleinere Ausfälle, Vorpostengefechte und machte seiner Kampfbegierde in Plänkereien Luft. Der kleine Krieg war nun sein Plan.

Dieses Mal war es der Sitz der Wissenschaften, an dem die Waffen geschmiedet wurden — die Universität oder vielmehr ihr Senat. Soviel hatte ja der Minister von Abel für die Pflege und das Gedeihen der Wissenschaften gethan; so viele Verdienste hatte er sich ja um Licht und Aufklärung erworben — er war ein treuer Freund, Beschützer und Eiferer für Religion gewesen — wer hätte so undankbar sein können, solche Verdienste zu übersehen, zu verkennen, zu mißachten?! — Im Unglücke zeigt sich der Freund. So dachten jene Männer der Wissenschaft, in ihrem geweihten Gremium, und Einer nahm das Wort und sprach: „Auf, und lasset uns das tiefgebeugte Haupt des edlen Märtyrers mit Lorbeeren und unverwelklichen Immortellen umschlingen! Der Gute verdient es. Lasset uns ihm ein Zeugniß geben, wie sehr wir ihn achten und lieben, und wie hart sein Verlust unser Herz verwundet. Traun! wir sehen einer bittern Zukunft entgegen, und gebunden wird von nun an unsere Zunge sein bei der Verkündigung der Wahrheit. Ist er auch gesunken in der Gunst des irdischen Königs, nicht gesunken ist er in der unsrigen, dieweil wir dienen einem Herrn, der über Alle Herr ist, und dem wir vor Allen gehorchen müssen, treffe uns auch gleich Jenen die Ungnade, und das Alles um jenes Götzenweibes willen. So sprach der Redner, und Viele winkten ihm Beifall zu. Die Hand griff zur Feder, und man beschloß eine Adresse, worin die Professoren dem abgetretenen Minister ihre Zufriedenheit bezeugen und wegen seines Verfahrens beloben wollten.

Bei solchen Gelegenheiten finden sich in der Regel verschiedene Stimmungen. Eine Partei theilt den Enthusiasmus

nicht, findet die Sache entweder sehr gleichgültig und unnöthig, oder sie ist sogar dagegen eingenommen. Eine zweite Fraction ist begeistert, stimmt ganz und gar bei, aber sie bezähmt dabei ihre Zunge und läßt sich von einer gewissen Weltklugheit und scheinbaren Leidenschaftslosigkeit beherrschen. Eine dritte endlich führt das Wort, schafft die That, läuft, rennt, schreit und kennt keine Rücksicht mehr. Wer zu dieser letztern und zu der zweiten Klasse gehört habe, ist genugsam bekannt. Der Hauptagitator bei dieser Adreßgeschichte war Professor Dr. von Lasaulx, Philolog; er war es, der hauptsächlich das Wort führte und jene abermalige Demonstration vertrat. Neben ihm figurirten Professor Dr. von Philips, Jurist, Professor Dr. von Moy, Jurist, Professor Dr. Höfler, Historiker. Standen nun noch andere renommirte Ultramontanisten nicht im Vordertreffen, so lugten sie doch aus dem Hintergrunde hervor, riethen, warnten, lockten, mäßigten das theilweise junge Volk. Der alte Nestor, der Fuchs — der Leser weiß schon, wen ich meine, doch ich will ihn nennen — Görres, der mit dem Rosenkranze die Sünden des Radicalismus seiner Jugend abbüßt, der Hercules am Spinnrocken der Kirche, der den sanften Tritt des Maulthieres dem raschen Schritt des Götterrosses vorzog, verhielt sich ruhig, dirigirte aber um so mehr hinter der Bühne. Auch der Protestantenfresser Dr. Döllinger, Theolog, schwieg, wenn er auch im Stillen sann und wirkte. Noch viele Andere könnten wir nennen, deren Name im Buche der Rechtgläubigkeit verzeichnet ist, aber es genügt die Angabe der oben Genannten, um zu zeigen, wer die Hand im Spiele hatte.

So ward denn der Friede abermals gestört. Die ultramontane Partei hatte wiederum ihrem Grimme freien Lauf gelassen, und so gleichgültig, so natürlich Manchem jene Adresse

scheinen möchte, so liegt in ihr dennoch eine gewaltige Demonstration. Wenn der König Grund hatte, den Minister von Abel, obwohl auf sein Gesuch, von seiner Stelle zu entheben, wenn sogar viel Anlaß vorhanden war, die oberste leitende Behörde zu verändern, so war es vom Senat auf's Wenigste unschicklich, gerade zu dieser Zeit und unter solchen Umständen der Majestät sich gegenüber zu stellen, und den zu loben, der von ihr eutlassen war. Man sieht hier abermals für wie fest sich jene Partei halten mußte, um solch einen Streich auszuüben. Man vergesse nicht, daß jene Professoren die Lehrer uud nächsten Leiter von Jünglingen waren, auf welche jene Demonstration einen entschiedenen Eindruck machen mußte. Es ist bekannt, daß die Studirenden leicht gereizt und bei einer gewissen jugendlichen Unüberlegtheit zu Schritten hingerissen werden können, die oft von bedauernswerthen Folgen sind. So wenig man aber den König respectirte, eben so wenig beachtete man seine Stellung zu den Studirenden; und betrachtet man die weiteren Ereignisse, welche erfolgten, so ist starker Verdacht vorhanden, daß man jene studirende Jugend enthusiasmiren und in's Spiel ziehen wollte. Und wäre auch dieses nicht der Fall, so ist schon die Rücksichtslosigkeit tadelnswerth genug, mit welcher man verfuhr. Das Publikum mußte nicht minder über solche Schritte betroffen sein. Wie kann ein Institut des Staates, und dieses ist der Senat, entschuldigt werden, wenn er in einem kritischen Zeitpunkte, anstatt sich passiv zu verhalten, Oel in's Feuerr goß. Ein Ministerwechsel ist in der Regel ein solcher Zeitpunkt, und daß er ein kritischer war, möchte aus dem Bisherigen zu ersehen sein.

Um aber zur Endgeschichte jener Adresse zu kommen, so haben wir Folgendes zu berichten. Jene Vorgänge im Senate wurden dem Könige hinterbracht, der, wie leicht zu vermuthen

ist, diese neue Demonstration nicht gleichgültig ansah, vielmehr höchst aufgebracht darüber war, schon in Rücksicht der Folgen, die daraus erwachsen konnten. Kein Vernünftiger kann ihm verdenken, wenn er diesem heillosen Unwesen von kurzer Hand zu steuern suchte und vor allen Dingen dem Hauptagitator zur Rechenschaft zog. Dies war bekanntlich Professor von Lasaulx; auf höheren Befehl mußte er sogleich seine Vorlesungen einstellen, was er sofort den Studirenden durch Anschlag am schwarzen Brette bekannt machte. Dies war der Anlaß zu neuen Störungen, von denen wir sogleich berichten werden, den tumultarischen Auftritten am 1. März.

Hundertneunundvierzigstes Kapitel.

Merkwürdige Actenstücke, welche noch völlig unbekannt sind.

So weit waren also die Sachen gediehen, aber die feindliche Partei war noch weit entfernt sich schon für vollkommen geschlagen zu halten. Es war wirklich spaßhaft mit anzusehen, wie weit ihre Intriguen und Verblendungen gingen. Man glaubte noch immer der König würde sich einschüchtern lassen, ja man bot Alles auf, um mich einzuschüchtern und mich dazu zu bewegen, das Feld freiwillig zu räumen.

Lächerliche Zumuthung.

Als hätten diese Herren nicht schon Gelegenheit genug gehabt, meinen Muth und meine Beharrlichkeit zu erproben.

Ich werde im Nachstehenden einige geschichtliche Actenstücke mittheilen, welche sicherlich in irgend einem großen Staatsarchive aufbewahrt zu werden verdienen, ich besitze solcher Actenstücke eine große Menge, und sie werden ein Zeugniß geben von der Gesinnung eines deutschen Volksstammes gegen eine Dame, von der man sagte, daß sie beim Volke verhaßt sei. Doch von diesen Actenstücken später, jetzt wollen wir erst einige anderer Natur produciren.

Das eine, natürlich in der Form eines Briefes, war in französischer Sprache, doch sehr fehlerhaft, geschrieben, indeß schienen mir diese Fehler so gewaltsam zu sein, daß ich die Vermuthung nicht unterdrücken konnte, daß dieser Brief absichtlich so geschrieben sei, um den Glauben zu erregen, daß ihn ein gewöhnlicher, der Sprache unkundiger Mensch geschrieben habe.

Also der Brief:

An die Tänzerin Lola Montez aus Spanien.

Fräulein! — Ein Freund spricht zu Ihnen, ganz gewiß ein Freund, ein wahrer aufrichtiger Bayer, welcher nicht viel Umstände macht und spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Also zur Sache. Sie halten es mit unserm König, das weiß die Welt. Nu — was unser König thut, ist gut, denn unser König, das muß man ihm lassen, ist ein ganz tüchtiger Mann, aber es ist nicht Recht, es ist nicht Recht, sag ich, daß Sie sich in unsern Staat mischen, nein das geht über die Liebschaft, das ist über die private Weltordnung. Der Staat ist öffentliche Sache, aber Sie sind keine öffentliche Sache, darum braucht sich kein Mensch zu kümmern, aber um unsern Staat brauchen Sie sich auch nicht zu kümmern, das werden wir Bayern uns ohne Bescheidenheit höflichst verbitten. Lassen Sie man den König ganz allein machen, der weiß schon was Recht ist, ob er weiß. Sie brauchen ihm in Nichts zu rathen. Der ist allein klug genug, und dann, wenn er etwas wissen will, wozu hat er seine Minister? Ja, wozu sind die Herren Minister da, die so schweres Geld kosten? Ach — da liegt der Hund begraben. Ja, da liegt er. Sie haben unserem König gerathen, die Minister abzu-

thun, unsern Herrn Abel, ja Sie sind der Kain geworden, welcher unsern Abel erschlagen hat, es ist eine saubere Geschichte, das wird schlimm werden. Ich sage Ihnen als Freund, denn ich bin immer ein Freund von den hübschen Frauen, und zumal einem solchen Teufel wie Sie sind, und unser guter König hat — das muß ich beiläufig sagen — einen guten Geschmack, ich sage Ihnen also als Freund, solche Sachen können wir Bayern durchaus nicht dulden. He — glauben Sie, daß es bei uns auch spanisch hergeht? Katholisch allerdings, aber nicht spanisch. — Wir Bayern tragen zwar keine Messer, aber Knüppel und wenn es nicht so recht will, dann geht's druf los. Also darnach haben Sie sich zu richten. Minister müssen da sein, das geht Sie nichts an, was unsere Minister sind und thun, und ich rathe Ihnen als Freund, machen Sie, daß Sie München verlassen, und daß wir unsere Minister wieder kriegen, sonst giebt es ein Unglück in Bayern, ein großes Unglück. Denken Sie sich, hübsches Frauenzimmer, wenn nun eines Tages, oder möglich, daß es auch in der Nacht ist, ein Paar baumstarke Kerle, — Sie kennen uns Bayern — zu Ihnen kommen und noch dazu ein Paar große Knüppel mitbringen und sagen: Meine schöne Lola, wir zerbrechen Ihnen Arm und Bein, Sie werden künftig nicht mehr tanzen können in Paris und Rom, in Lissabon und Dublin, in Warschau und Constantinopel, und Sie werden künftig keinen Mann mehr mit mit ihren Sirenen-Armen umgittern können, wie den Vogel Kolibri in Ihrem Indien. Nanu, was meinen Sie dazu? — Was unser König thut, das geht uns nichts an, denn dafür ist er unser König und es soll uns Keiner kommen und sagen, daß wir Bayern ihm nicht mit Leib und Seele ergeben

sind — aber Sie — pfui — Sie müssen fort, weil Sie unseren Ministern nicht grün sind. Und Minister müssen wir haben — das sage ich Ihnen als Ihr guter Freund, und wenn wir binnen 24 Stunden unsern Abel nicht wieder haben, dann wird es Ihnen, Eva, schlecht gehen. Das sage ich Ihnen schließlich. Es wird sehr schrecklich werden, Blut wird in Strömen fließen, ich bürge für Nichts nicht.

Ihr guter Freund,
ein braver Bayer,
hinter dem Millionen Gleichgesinnte stehen.

Ein zweiter Brief lautete wie folgt:

An die Dame Lola Montez,
hochwohlgeborene Gräfin.

Ich habe mich recht sehr gefreut, Frau Gräfin, daß Sie unsere Minister zum — gejagt haben. Gott weiß, welch ein Leidwesen sie über unser gutes Land gebracht haben. Heil unserm lieben, guten König, daß er sich nicht hat irre führen lassen von den Kapuzen und den Jesuiten, und Sie haben mit zu diesem glücklichen Umschwung beigetragen. Seien Sie versichert, das ganze Land ist Ihnen dankbar dafür, denn es hätte doch Niemand außer Ihnen den Muth gehabt, dem Könige die Augen zu öffnen und ihm zu sagen, wie diese Herren gewirthschaftet uud wie sie Alles aufgeboten haben aus unserm schönen Lande ein großes Kloster und eine Jesuitenschule zu machen. Als ich gehört habe, wie furchtlos Sie dem Könige Alles entdeckt und wie Sie den Wölfen, welche Ihnen Fangeisen stellten, die Larve abgezogen haben, da lachte mir das Herz und ich umarmte meine schlimmsten Feinde, welche schon seit Jahr und Tag in meinem Schuldbuche stehen. Und das bin ich nicht allein. Das

ganze Land jubelt auf und weint vor Freuden und Alles sagt, unsere Lola; ja, in der That, Sie haben sich um das ganze Bayerische Volk verdient gemacht, daß es mit Recht sagen kann: unsere Lola.

Und dafür sein Sie und unser guter König hundertfach gesegnet und wenn Sie einmal unserer bedürfen, dann denken Sie nur, daß wir in Ihrer Schuld stehen, und fahren Sie so fort, dann wird das ganze Land sich eine Ehre daraus machen, Sie als seine liebste, beste Bürgerin zu betrachten.

Der Bürger H. K....
für sich und im Namen vieler Anderer.

Bei diesen beiden Briefen blieb es aber nicht, ich führe nur diese beiden an, weil sie nach verschiedenen Richtungen auslaufend, das bayerische Volk und die damalige Volksstimmung charakterisiren. Ich habe außer diesen beiden Briefen noch eine Menge Zuschriften erhalten, von welchen die meisten die Gesinnung des zweiten Briefes hatten, doch kann ich nicht leugnen, daß auch in Art des ersten Briefes, nur in einer noch etwas gröberen Form, noch einige an mich gerichtet wurden. Ich habe dem Könige natürlich nur diejenigen gezeigt, welche ihm besonders angenehm sein mußten, ich muß aber zugleich, sagen, daß, wie grob und gemein die Sprache auch immer war, in welcher bayerische Bürger an mich schrieben, doch niemals die Ehrfurcht gegen den König außer Augen gelassen wurde, und ich bestätige nochmals, daß, so traurig auch die Erfahrungen waren, welche ich in Deutschland gemacht habe, ich doch gefunden habe, daß es in der ganzen Welt kein loyalers Volk giebt, als das Deutsche.

Mögen die Könige und Fürsten, welche heut Deutschland regieren, stets diese Erfahrung bestätigt finden.

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Achter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Hundertundfünfzigstes Kapitel.

Der erste März.

Der erste März des Jahres 1847 war einer der bewegtesten Tage meines Lebens. Zum ersten Male während meines unruhigen Lebens war ich inmitten eines Volkstumultes, ja ich war der Mittelpunkt, das Ziel desselben. Wirklich war es der zu Boden geschlagenen ultramontanen Partei gelungen, einen Volkstumult zu erregen, aber er verfehlte vollkommen sein Ziel, theils weil die Gesammtmasse des Volkes durchaus kein Interesse dabei hatte, mit zu spielen, theils aber auch, weil sich der König von Bayern so fest und muthvoll, als menschlich und milde zeigte.

So weit hatten es die Herren gebracht, deren zweites Wort Liebe und Anhänglichkeit an das Königsthum heißt.

Als der Lärm und der Tumult näher und näher an meine Wohnung heranbrauste, waren einige wenige Freunde und — Feinde bei mir versammelt. Die Letzteren nannten sich zwar auch meine Freunde, — aber es war diese Freundschaft nichts als eine Larve, denn das, was diese Herren mir und dem Könige riethen, war genau das, was uns, hätten wir es befolgt, in's Verderben gebracht haben würde.

Was sie uns riethen?

Geben Sie dem Volke nach, sagten sie, sonst sind Sie verloren, sonst ist der Thron verloren.

Meine Herren, versetzte ich, es ist Nichts verloren, so lange wir den Kopf behalten, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde den meinigen nicht verlieren.

Aber den Thron, bedenken Sie den Thron, den König.

Meine Herren, glauben Sie, daß diese Handvoll Menschen im Stande sind, einen Thron zu erschüttern, einem Könige zu schaden, der der Wohlthäter seines Volkes und der aus einem erlauchten Hause stammt, welches mit Bayern identisch ist? —

O, Sie kennen das Volk nicht, versetzte man mir, das Volk vergißt alle Wohlthaten, wenn es erregt und zornig ist.

Meine Herren, das Volk ist, wie Sie Alle sind; je mehr man ihm giebt, je mehr nimmt es sich, — aber was mich betrifft, ich gebe Ihnen mein Wort, ich mache nicht das kleinste Zugeständniß.

Hören Sie den Tumult? Es wird immer ärger.

Es ist ein Spaß.

Ein Spaß?! — Das könnte ein blutiger Spaß werden, wir können Sie nicht schützen.

Das ist auch gar nicht nöthig, meine Herren, ich schütze mich selber.

Mit diesen Worten nahm ich ein paar Pistolen von der Wand, welche geladen da hingen.

So schritt ich an's Fenster.

Um Gottes Willen, was wollen sie beginnen?

Lassen Sie mich, meine Herren, ich will dem Volke nur zeigen, daß es mich gerüstet findet, ich will das Volk fragen, ob es wirklich die Absicht hegt, mich zu insultiren.

Lassen Sie die Pistolen, es ist um Sie geschehen, wenn Sie das Volk, welches wie ein gereizter Löwe ist, noch mehr erbittern.

Ein paar Schüsse, und Sie werden sehen, wie zahm dieser Löwe sein wird.

Sie kennen das Volk nicht.

Meine Wohnung war in diesem Augenblicke von einer unabsehbaren Menschenmasse umringt, ich schaute furchtlos auf die Menge und ich erkannte, daß die meisten dieser Leute mehr aus Neugierde, als aus böser Absicht hier versammelt waren. Es fehlte der Impuls zu einer ernsten Feindschaft gegen mich. Ich legte die Pistolen bei Seite und sagte meinen Freunden:

Diese Leute da unten haben durchaus nichts gegen mich, sie sind unschuldig an dem Spektakel und ich bin überzeugt, daß ich ungehindert mich in ihre Mitte begeben kann.

Mit diesen Worten ließ ich meinen Kammerdiener Champagner bringen, füllte die Gläser und trat mit einem vollen Glase an's Fenster:

Auf das Wohl des bayerischen Volkes! rief ich hinunter und leerte mein Glas.

Ein grenzenloser Jubel folgte auf diese Handlung.

Meine Herren, sagte ich zu den Anwesenden, fürchten Sie noch für den Thron und mich?

Die Herren sahen sich stumm und verlegen einander an.

Der Tisch war mit Confecturen aller Art besetzt, ich nahm einige Hände voll davon und warf sie unter die Menge.

Das ist Hohn! Das ist Hohn! hörte ich eine Stimme rufen, Rache, Rache an diesem Weibe! —

Die Herren erblaßten abermals.

Fürchten Sie nichts, sagte ich lächelnd, treten Sie an's

Fenster, Sie werden sehen, wie wenig Sympathie dieser Schreier findet.

Indessen hatten es mehrere meiner vermeintlichen Freunde für gut befunden, sich hinweg zu schleichen, wahrscheinlich hielten sie mich für ein Kind des Todes und wollten ihre Haut in Sicherheit bringen.

Sie hatten Recht, die armen Tröpfe; solche Leute sind am besten bei Hochzeitsfeierlichkeiten und Kindtaufsschmausen aufgehoben.

Nachdem das Volk eine gute Weile sich auf seine Weise vor meiner Wohnung amüsirt hatte, machte es Anstalt, wieder nach Hause zu gehen, als ich mitten hindurch den König voll Ernst und Würde schreiten sah.

Meine Herren, rief ich abermals triumphierend, sehen Sie doch, in welch großer Gefahr der Thron und der König schwebt, Sr. Majestät gehen mitten durch das tobende Volk, Sie sind ohne alle Begleitung, das Volk erkennt ihn und sehen Sie doch, wie ehrfurchtsvoll es von allen Seiten grüßt.

Weiß dies Volk nicht, daß der König jetzt gerade zu mir geht? —

Ach, Sie kennen das Volk nicht, meine Herren.

Muth! Muth! Muth! Und Sie machen aus dem Volke, was Sie wollen.

In diesem Moment trat der König zu mir in's Zimmer.

Aengstigen Sie sich nicht, Lola, sagte er zu mir, es sind alle Anstalten für Ihre Sicherheit getroffen.

Sire, versetzte ich, ich war keinen Augenblick für meine Sicherheit besorgt, denn dieses arme Volk, welches da unten steht, weiß nicht recht, was es will, ich denke aber, daß es, wie an Aufrührern, so auch nicht an einsichtsvollen Patrioten fehlen wird, welche das Volk über seine wahren Interessen aufklären

werden. Was mich betrifft, ich stehe mit diesem Volke ganz gut und ich glaube nicht, daß es noch zu ernsten Auftritten kommen werde.

Das Militair ist im Anzug, sagte der König, das Volk wird bald zerstreut sein, denn wenn ich auch gleich Ihnen an keine schlimmen Absichten, die Ruhe der Stadt ernstlich zu stören, glaube, so darf man doch dergleichen Ungebührlichkeiten nicht dulden. Ich werde mit aller Strenge gegen die Urheber dieses Tumultes verfahren.

Majestät, versetzte ich, ich glaube, daß die wahren Urheber schon stark genug bestraft sind, und daß der mißlungene Erfolg noch eine größere Strafe und zugleich die allergrößte Beschämung für sie sein werde.

In diesem Augenblick hörte man Militär heranrücken, der König und ich, wir traten an's Fenster und bemerkten, wie es mit leichter Mühe, ohne ernstliche Attaquen, die Straße säuberte, das Volk ging willig auseinander und in wenigen Minuten war die Straße fast menschenleer.

Der König befahl, daß, der größern Sicherheit wegen, eine Wache vor meiner Wohnung bleiben sollte, ich protestirte zwar dagegen, denn ich hielt mich wirklich für vollkommen sicher, aber der König beharrte bei seinem Willen.

Eine Stunde später war die Stadt ganz ruhig.

Der König verharrte an diesem merkwürdigen Abende noch sehr lange bei mir; seine Ruhe, seine Festigkeit, seine Milde, seine Menschlichkeit waren bewundernswerth.

Das Volk weiß nicht, was es thut! sagte er mehrere Male mit wehmüthiger Stimme. Ach, wie leicht sind doch die Völker zu verführen, die wir Könige regieren.

Wahrlich, ein Gott wacht über uns, wie würden wir sonst

unbetroffen bleiben von den tausenden Gefahren, welche unsere Throne umlauern.

Wie schrecklich kann dieses Volk werden, welches jetzt so ruhig in seinen Häusern ist.

Was vermag das Gesetz gegen ein Volk, welches den festen Willen, es zu übertreten, hat.

Das Gesetz vermag nichts, sagte ich, — aber das Bajonnet Alles.

Glauben Sie das nicht, versetzte der König tief bewegt, das Bajonnet vermag für die Dauer eben so wenig; — es ist eine andere Macht, welche die gesalbten Häupter schützt.

Und die wäre, Sire? fragte ich.

Es ist die Nothwendigkeit der Ruhe, das Gefühl der Selbsterhaltung. In dieser Welt ist Einer auf den Andern angewiesen — nicht der Untergang der Menschen, die Bedürfnisse des Lebens und der Lebendigen vielmehr erhalten die Welt.

Es hatten sich nach und nach noch einige Personen von Rang bei uns eingefunden, und die Unterhaltung wurde sehr lebhaft und interessant.

Unwillkührlich concentrirte sie sich um die Revolution.

Wir sprachen von den Ursachen und den Folgen der Revolutionen, von den Mitteln, mit welchen sie bekämpft werden müßten; es wurden interessante Geschichten erzählt.

Plötzlich warf Einer aus der Gesellschaft, es war der Herr v. B..., welcher damals im Auftrage des Königs von Hannover in München war, die Frage auf, ob wohl für die nächste Zeit eine Revolution zu befürchten sei?

Die Frage wurde nur sehr bedingungsweise bejaht, und zwar nur für Frankreich, für Deutschland aber entschieden verneint.

Wer hätte damals wohl geahnt, daß ein Jahr später die Geschichte eine so ganz andere Antwort geben würde!

Ich erinnere mich noch sehr genau der Worte, welche ich damals an die Gesellschaft richtete:

Die Revolutionen, meine Herren, sagte ich, kommen immer, wenn man sie am wenigsten vermuthet, und sie können nur dadurch verhütet werden, daß man stets auf sie gefaßt ist.

Das wäre ein trauriges Loos für die Regierungen, sagte Herr v. B.

Da möge jeder Andere, nur ich nicht, König sein, sagte der König, und glauben Sie, fügte er dann hinzu, daß die Liebe des Volkes zum Throne nicht in der That die sicherste Schutzwehr gegen Revolutionen ist?

Sire, versetzte ich, ich glaube, daß das Volk nichts liebt, — was ihm nicht gleicht. Ich hoffe mehr von seiner Furcht, als von seiner Liebe, mehr von seiner Gewohnheit, als von seiner Neigung.

Ich gebe Ihnen Recht, sagte der Herr v. B..., wenn die Furcht nicht wäre, — die Gesellschaft würde sofort in der gründlichsten Auflösung begriffen sein, aber die Furcht ist, was sie zusammenhält. Ich erinnere mich eines deutschen, einbändigen Werkes, „König und Narr" betitelt — der Name des Verfassers ist mir entfallen — welches in einem sehr possirlichen Gespräche, welches ein als Narr verkleideter Gauner mit dem Könige Heinrich VIII. von England führt, jenen sprechen läßt:

Unter uns gesagt, sind die Spitzbuben doch eigentlich die nützlichsten Bürger im Staate, und ein König ist ihnen zu großem Danke verpflichtet, denn, wenn's lauter fromme, ehrliche Leute gäbe, so könnten sich diese wohl selbst regieren. Wozu

wäre ein König noch nöthig, wenn die Leute keine Furcht vor einander hätten? Heißa, ich möchte König sein!

Was dann? fragte Heinrich VIII.

Ich würde, versetzte der vermeintliche Narr, wie Pharao jeden Judenknaben, so jeden Jungen, der kein angeborenes Talent zum Spitzbuben hätte, ohne Weiteres in die Themse werfen lassen. Das wäre Politik, denn, wie gesagt, die ehrlichen Leute machen einen König ganz überflüssig.

Diese Worte, welche ein Gauner in seinem Interesse einem Könige sagte, fuhr Herr v. B... fort, haben mich immer sehr amüsirt, denn sie enthalten ungemein viel Wahres. Die Furcht ist die beste Stütze der Throne, die Liebe ist dabei allerdings nicht zu verachten und es ist gut, wenn man sich diese zu erwerben weiß. Aber, wenn auch nichts leichter ist, als die Liebe des Volkes zu erwerben, — so ist es doch eben so leicht, seinen Haß zu erregen; nichts ist unbeständiger, als die Meinung, die Gesinnung des Volkes; auf diese zu bauen, heißt auf dem Nacken eines Löwen schlafen oder neben einer Schlange liegen.

Der König war sehr nachdenklich geworden, sein poetisches Gemüth nahm sich mit Wärme des Volkes an, und ich erkannte schon damals, wie hart das Herz dieses Königs von dem Undank seines Volkes betroffen werden mußte.

Ja wahrlich, der Herr v. B... hatte sehr Recht, es giebt nichts Unbeständigeres, als die Neigung eines Volkes.

Hunderteinundfunfzigstes Kapitel.

Was die Deutsche und die Französische Presse von mir nach den Märzereignissen schrieb.

Darstellung der Ereignisse des 1. März. — Beurtheilung meines Benehmens während derselben. — Herr Venedey und die französischen Journalisten.

Die Ereignisse in München hatten in Deutschland und auch im benachbarten Frankreich nicht wenig Eclat gemacht. Die Französischen Journalisten kannten mich besser, als das Deutsche Volk und die Deutschen Journalisten, und sie waren daher gerechter gegen mich. Doch muß ich gestehen, daß mich die deutsche Presse nach den Märzereignissen weniger schmähte, als früher, und daß sie ihre Schmähungen in ausländische, d. h. Französische Blätter zu ergießen suchte, deren Redacteure aber theils mich, wie gesagt, zu gut kannten, um ungerecht gegen mich zu sein, theils auch zu tactvoll waren, um Deutschen Schmähartikeln ihre Spalten zu leihen. Es wird den Lesern von Interesse sein, zu sehen, wie sich die Presse gerirte, während das Bayrische Volk, nachdem sich der künstlich erregte Tumult gelegt hatte und die Besonnenheit wiedergekehrt war, sich gegen mich dankbar bewies und mich als die Urheberin seiner Freiheit pries; obwohl ich allen Dank, als mir nicht

gebührend, zurückwies und es tausendmal wiederholte, daß ich der Politik fern stand, daß ich mich wenigstens nicht direct bei allen diesen Vorgängen betheiligt und der König Alles aus eigener, höchsten Entschließung gethan hatte. Wie mir das Volk in vielfachen Zuschriften seine Gesinnung zu erkennen gab, davon später. Sprechen wir zuerst von der Presse.

Vor Allem will ich das anführen, was mein guter Freund von den Vorgängen des 1. März erzählt, welches durch das, was ich oben selbst davon erzählt habe, seine Berichtigung finden wird.

Prüfen wir die bisherigen Schritte der ultramontanen Partei, so läßt sich ohne Verletzung der Wahrheit sagen, sie habe, wenn sie auch nicht direct an das Volk appellirte, doch dessen lebendigere Theilnahme an den Tagesereignissen gewünscht, und so viel ihr, ohne den Nimbus der Loyalität gänzlich zu verlieren, möglich war, auf die größere Activität desselben eingewirkt.

Was soll man dazu sagen, wenn, wie bekannt geworden ist, die Geistlichen Beichtenden am Schlusse der sacramentalen Handlung an's Herz legten, für den König zu beten, daß die heilige Jungfrau seinen Sinn abkehren möge von der ungläubigen Lola. Da haben wir den teuflischen Jesuitismus, der unter der Form der Religiosität seine Bosheit und seinen Ingrimm offenbart und die Menschenliebe in der schändlichsten Absicht mißbraucht. Bei der Pariser Bluthochzeit haben ebenfalls Wochen vorher die Priester im Beichtstuhle den Beichtenden Bittgebete als Genugthuung auferlegt, daß Gott doch alle Ketzer vertilgen möge. Der Mißbrauch, welcher durch die christliche Kirche hindurch mit dem Beichtstuhle getrieben worden, ist zu bekannt, als daß ich nur noch ein Wort darüber

verlieren sollte. Er dünkt mir, wenn Kirche und Staat feindlich einander gegenüberstehen, eines der gefährlichsten Institute, eine wahre Waffenschmiede.

Die Demonstrationen des Staatsraths, des Ministeriums, des Senates haben offenbar stark auf das Volk gewirkt, indem sie dem vorhandenen leichten Unmuth desselben eine ganz specielle politische und kirchliche Färbung gaben. Ist einmal eine solche da, so können durch die unbedeutendsten Vorfälle tumultuarische Auftritte erfolgen. Man mag die Sache betrachten, wie man will, so ist der größte Verdacht vorhanden, die ultramontane Partei habe einen Volkstumult, wie er am ersten März stattfand, gern gesehen und sogar eingeleitet. Ich selbst und mehrere Andere waren Augenzeugen, wie während jenes Tumultes ein Paar Geistliche, die im eifrigen Gespräch über Lola begriffen waren, mit ungemeiner Heiterkeit sich die Hände rieben. Ich sage das blos zum Scherze, finde aber in dieser Handbewegung den Sinn: Schicke dich an, jetzt geht's los!

Das, was dem Volkstumult am 1. März unmittelbar vorangíng, war, wie schon gesagt, die Suspension des Hauptagitators bei der Abel'schen Adresse, Professors Dr. v. Lasaulx, für welchen, wie wir oben erwähnt, Lola, allzumilden Herzens, aber fruchtlos, wie es auch Recht war, bei dem Könige fußfällig um Begnadigung gebeten haben soll. Schon einige Tage vorher war eine verdächtige Ruhe und Stille eingetreten, und man hörte hin und wieder in vertraulicher Weise die Worte: Hast du nichts vernommen, es soll ja losgehen? Auch berichtete man, es wäre Geld ausgetheilt worden; an wen, durch wen, bleibt natürlicher Weise immer unbekannt. So wenig nun auch auf diese Dinge Werth zu legen ist, etwas bleibt doch davon hängen. Jene dunkeln Volksgerüchte, vergrößern sie sich auch im Munde der Leute, haben doch gewöhnlich

Grund und Boden, und zeigen entweder die Volksstimmung oder das Dasein von Umtrieben an, welche eine Parthei beabsichtigt.

Nachdem Professor v. Lasaulx seine Suspension durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt gemacht hatte, versammelten sich Studirende, meistens katholische Theologen, in Gruppen vor dem Universitätsgebäude, ungefähr 9 Uhr Morgens. Nach einiger Berathung unter heftigen Declamationen zogen sie, vielleicht 150 an der Zahl, vor das Haus des Suspendirten in der Oberen-Gartenstraße, nicht weit von der Universität, und gaben ihre Theilnahme durch rauschende Vivats zu erkennen. Gleiches thaten sie vor der Wohnung des Professors v. Görres in der Schönfeldstraße, und noch mehrerer Professoren, die im Geruche des Ultramontanismus standen. Diese Demonstrationen, von der Polizei nicht beschränkt, dauerten bis nach zehn Uhr Morgens. Nachmittags 3 Uhr begann der Tumult wiederum, und zwar vor der Wohnung der Lola Montez, in der Theresienstraße. Es waren an 200 Studirende, denen sich Lehrlinge, Handwerksgesellen und Leute aus der Vorstadt Au, die ihren Montag feierten, angeschlossen hatten. Die unaufhörlichen Pereats, mit Beelzebub's Vocalmusik begleitet, ertönten unter so wildem Geschrei und Getöse, daß die Requisition von Polizeisoldaten für nöthig erachtet wurde. Ihr Erscheinen auf dem Platze änderte jedoch wenig. Vielmehr wuchsen die Volksmassen mit jedem Augenblick an; unter fortwährender Katzenmusik, Verwünschungen und den gemeinsten Schimpfworten warf der Pöbel, denn Bürger nahmen keinen Theil daran, die Fenster des Hauses ein, in dessen zweiter Etage Lola wohnte. Die Studenten, welche diesen Scandal veranlaßt hatten, waren fortan auf dem Platze und bildeten das Centrum dieser Demonstrationen.

Vergebens waren die Bemühungen des Professors v. Phillips, ihre fanatische Wuth zu zähmen. „Wenn die Kugel aus dem Laufe ist, ist sie kein todtes Werkzeug mehr, ein Geist fährt in sie und führet tückisch sie den ärgsten Weg.“ Das waren die sauberen Früchte der Abel'schen Adresse. Diese Folgen hatte das Benehmen des Senats.

In diesen rohen Stürmen zeigte sich Lola wirklich herzhaft und gleichmüthig. Man hat ihr Benehmen Frechheit genannt, jedoch, wie ich glaube, mit Unrecht. Frech ist offenbar nur derjenige, welcher, dem Anstande trotzend, wirklich Schaamloses begeht. Lola kann dergleichen nicht beschuldigt werden. Ihr Benehmen war sarkastisch und zum Erstaunen gentil. Sie leerte auf das Wohl des Volkes ein Glas Champagner, und in der That, sie hat dies wirklich gefördert. Sie warf Confect und Bonbons unter die wüthende Menge, und wahrhaftig, das, was sie gab, war süßer, als Honig. Der lautaufschreienden Menge konnte sie nur durch einen Pistolenschuß antworten, wenn dies die wenigen Beschützer, die gerade anwesend waren, ihr gestattet hätten. Hierin kann ich nichts wahrhaft Schaamloses finden, sondern nur beispiellosen Muth und prächtige Satyre. Was man sonst über sie berichtete, ist ungegründet. Wie wir schon früher bemerkt haben, so unterliegt das Wort Sittlichkeit einer gar mannigfaltigen Auslegung, und ich glaube sogar, dieses einzige Wörtlein werde eine ganz neue Aera der Weltanschauung begründen. Soviel ist gewiß: mit der Sittlichkeit, wie sie ein streng katholisch-pietistisches Princip verlangt, würden die Menschen nicht allein unglücklich, sondern unnatürlich und hiemit schlecht sein.

Doch wir sind von unserem Gegenstande abgekommen. Da der Tumult immer allgemeiner und drohender wurde, so war man gezwungen, Militär einschreiten zu lassen, welches

alsbald die Theresienstraße säuberte und absperrte. Die Menge ging jedoch nicht auseinander, obwohl es schon Abend geworden war. Unter Pfeifen, Schreien und Zischen wogte das Volk die Ludwigsstraße auf und ab. Gegen 7 Uhr zog es durch die Residenzstraße auf den Max-Josephs-Platz vor die Residenz. Der Königin wurde ein Hoch gebracht. Sodann begann es in der alten Weise; es wurden sogar einige Fenster in der Residenz eingeworfen, worauf die Königin sich flüchtete. Thatsache ist, daß unter Anderen auch ein studirender katholischer Theolog in dem Augenblicke von einem Officier verhaftet wurde, als er einen Stein gegen die Fenster der Residenz geworfen hatte. Die Umstehenden suchten diese Verhaftung zu verhindern, jedoch ohne Erfolg, indem der Officier durch die herbeigekommene militärische Macht unterstützt wurde.

Von nun an wurden die Maßregeln ernstlicher. Der Residenzplatz wurde von Militär besetzt; Cuirassierabtheilungen säuberten die Straßen, und so gelang es denn endlich, nachdem das Volk eine große Anzahl Laternen eingeworfen, sogar an der Hauptwache, gegen 11 Uhr dem Tumult ein Ziel zu setzen.

Tags darauf fielen keine weiteren ernstlichen Störungen vor, nachdem die Polizeibehörde durch Placat an den Straßenecken die Bevölkerung noch besonders zur Ruhe ermahnt hatte, unter Warnung und Verweisung auf den Artikel im Strafgesetzbuche über Tumult und Aufruhr. Die Theresienstraße blieb den Tag über besetzt, die Residenzstraße von Abend an gesperrt. Die geringen tumultarischen Aeußerungen einiger Volksmassen sind nicht nennenswerth. Vor dem Hause der Lola Montez war zwar eine Sicherheitswache aufgestellt, aber die daselbst Auf- und Abspazierende waren mehr Neugierige, als Böswillige. Noch zu erwähnen ist das edle und muthige Benehmen des Königs, welcher Montags gegen Abend, während der

Tumult ganz in seiner Entwickelung war, sich zu Fuße und in äußerst feiner Toilette zu Lola Montez begab. Freundlich grüßend schritt er durch die Menge, welche, einige Zeit ruhig, ihn wiederum höflich empfing.

Die Haltung der militärischen Mannschaft war bei diesem Tumult sehr lobenswerth. Vorsicht war mit Humanität gepaart. Von dem Abel'schen Passus im Memorandum, daß eine Rückwirkung der Vorfälle auf die bewaffnete Macht eintreten könnte und so auch dieses Bollwerk schwankte, hat sich nichts bestätigt. Der König wurde einige Tage nachher, als er im Theater erschien, mit den lautesten Vivats empfangen und begrüßt.

Das war der Verlauf und das Ende eines Straßenscandals, dem man im Ganzen von Seite der Journalistik eine viel zu große Wichtigleit beigelegt. Der Charakter dieses Tumultes war kein politischer, obwohl man derartige Sympathien unter dem Volke gern gesehen hätte. Solide Leute, ansässige Bürger u. s. w. haben keinen Antheil daran genommen. Der Scandal war nichts, als ein Ausdruck der Volksgemeinheit, fing, wie gewöhnlich, von einem kleinen Punkte an und steigerte sich dann bis zu der Höhe, die zum Vorschein gekommen ist.

Dieser Tumult war die Spitze und auch das Ende des Unmuthes, der durch mancherlei Einflüsse unterhalten und bis zu diesen Excessen getrieben worden war. Weiter ließ er sich nicht steigern, ja er sank von nun an ganz und gar. Der Pöbel, aufgeregt, hatte, so zu sagen, sein Müthchen gekühlt; der intelligentere Theil erkannte, woher die Pfeile kamen. Umsonst war das Bestreben der ultramontanen Partei, Popularität zu gewinnen. Seit der Entlassung des Ministeriums hatte sich durchaus die Stimmung des Volkes verändert; das angezündete Feuer fing an, zu verlöschen, und der Tumult am

1. März war nichts, als der Rauch, der das gänzliche Ersticken desselben begleitete.

Ganz verschieden von dieser Darstellung lautet das, was ein anderer deutscher Schriftsteller, der Herr Venedey, welcher damals, wenn ich nicht irre, als Flüchtling in Paris lebte, berichtet. Ich habe Selbstverleugnung genug, seine Worte getreu wieder zu geben, und gerade hierdurch hoffe ich am besten zu widerlegen, wie wenig ich dergleichen Schmähungen verdient habe. Mein wackerer Freund, Herr Considerant, hat den rechten Ausdruck für eine solche Verfahrungsweise gefunden, er nannte sie absurd, und ich begreife nicht, wie man solche Dinge der Presse zu übergeben vermag. Ich würde sie nicht der Vergessenheit entreißen, läge es mir nicht am Herzen, zu zeigen, was Feinde und Freunde über diese Verhältnisse und meine Beziehung zu ihnen dachten und schrieben, vielleicht, daß gerade hierdurch das Publikum die rechte Einsicht von meinem so viel geschmähten und herabgewürdigten Charakter erhält.

Herr Venedey schrieb nämlich an die Kölnische Zeitung, wie folgt:

1.

An die Kölnische Zeitung.

Paris, den 9. März 1847.

„Man sieht dem Gelde nicht an, daß es in Sünden erworben'', ist eine der schönen Redensarten, hinter denen sich die bankbrüchige Schamlosigkeit versteckt, sobald man ihr die scheinheilige Maske abzieht. Sollte die Zeit gekommen sein, wo die Freiheit, wo die heiligsten Menschenrechte sich mit einem ähnlichen Sprüchlein begnügen müßten? Deutschland kämpft seit fünfzig Jahren für seine geistige Entwickelung; seine edelsten

Männer traten für sie in die Schranken; was Namen in der Geschichte haben wird, stand für sie ein mit Wort und That. Und ihr Streben war bis jetzt, wenn auch nie vergebens, doch meist wenigstens unmittelbar erfolglos. Es gab der Ausflüchte viel und mancherlei. Da war das Volk nicht reif genug für Preßfreiheit, für eine freisinnigere Verfassung und Politik. Und wer es wagte, für sie mit dem Feuer der Begeisterung einzutreten, wer Herzensgluth und Seeleneifer genug hatte, nicht zu berechnen, daß sein Bischen zeitliche Wohlfahrt auf dem Spiele stand, sobald er ein ernstes Wort zur ernsten Zeit sprach, der büßte oft seine Vaterlandsliebe mit seinem Vaterlande, seiner Freiheit, seiner Bürgerehre. Auf einer bayerischen Festung ergraute ein Mann vor den Jahren, der einst der Freund seines Königs war und der in jämmerlicher Haft verkümmerte, weil die Grundsätze, in die früher sein königlicher Freund mit einstimmte, tiefer in seinem Herzen saßen, als selbst die Freundschaft des mächtigen Königs. Die Geschichte Deutschlands wird den Namen Behr's nur unter Schamröthe aussprechen, und dies Roth wird in den Purpur des Zornes übergehen, wenn neben diesem Namen dann der einer Tänzerin erscheint. — Ich habe einen jungen, tüchtigen, gluthherzigen Mann, der sein Vaterland über Alles liebte, gekannt, und sah ihn als Flüchtling in einem französischen Irrenhause, wo er sich einbildete, daß er gleich wieder abgeholt werden solle, um vor dem Bilde eines Menschen knieend Abbitte für einen Gedanken an die Größe und die Rechte seines Volkes zu thun. Er starb verrückt; — wie schade, die schöne Nachricht, daß eine Tänzerin, die vielgeliebte Gefährtin der französischen Gentilhommes unserer Zeit, in seiner Heimath der freien Volksbewegung und der freien Presse den Sieg verschafft, hätte ihn vielleicht wieder zu Verstand gebracht! — Wahrlich, ich bin ein

Freund der Preßfreiheit, ein Freund der Volksrechte; aber ich denke auch, die Freiheit, mit Sünde und Schmach gewonnen, trägt den Sündenfluch mit sich herum. Die abgetretenen Minister in Bayern waren gewiß nicht gerade diejenigen, denen die Freunde des Fortschrittes ihre Zustimmung gegeben haben würden, aber ihr letzter Schritt war der von Ehrenmännern. Und ihre Nachfolger werden sich mit dem Schmutze besudeln, den jene von sich abgewiesen, wenn sie ihr Erbe unbedingt aus der Hand annähmen, die es ihnen zu bieten scheint. Wenn die Freiheit, wenn die Entfesselung der Presse in Deutschland von der Zwischenkunft einer feilen Tänzerin abhängt, dann ist diese Freiheit selbst nicht den Lohn werth, den man für sie fordert. Die deutsche Geschichte hat der Flecken genug, aber Flecken der Art hat sie keine aufzuweisen. Und die Freunde der Freiheit, die Männer, die auf eine schöne, große und würdige Zukunft ihres Vaterlandes bauen, haben vor Allem den Beruf, das Kleid des Vaterlandes, das bis jetzt die deutsche Geschichte rein zu erhalten gewußt hat, vor dem Kothe zu bewahren, mit dem eine Lola Montez es zu beschmutzen droht. Es liegt wenig daran, ob heute oder morgen eintritt, was unausbleiblich ist, was in den Sternen geschrieben steht; — es liegt Alles daran, daß die Leute, die für Deutschlands Ehre, Würde und Freiheit kämpfen, die Sache, die heilig ist und heilig bleiben soll, nicht durch die Berührung mit dem Kothe des Lasters besudeln.

Nachschreiben.

„Wird dieser Brief gestrichen, so bitte ich mir ihn umgehend zurück. Dann kommt er übersetzt in ein französisches Blatt."

J. V.

Mit umgehender Post erhielt ich den Brief zurück. An der Seite stand mit rother Kreide: „Nicht durchzubringen."

2.

Ich übersetzte dann den Brief, und schickte ihn mit dem folgenden an die Redaction des „National".

An Herrn Armand Marast.

Paris, den 14. März 1847.

Herr Redacteur!

„Erlauben Sie mir, mich an Ihr Blatt zu wenden, um den beiliegenden Brief zu veröffentlichen. Ich hatte denselben an ein freisinniges Blatt in Deutschland geschickt. Er kam zurück, mit dem Rothstift der Censur bezeichnet, die den Druck nicht erlauben zu dürfen glaubte. Da ich übrigens nicht gerade darauf zählte, daß er in einem deutschen Blatte aufgenommen werde, so habe ich ihn nur, um meinem Gewissen zu genügen, hingeschickt, weil ich das Almosen der Oeffentlichkeit in der Fremde nicht verlangen wollte, ohne vorher vergebens an die Thür des Journalismus meines Vaterlandes angeklopft zu haben.

Es scheint mir, daß ein großer Theil der deutschen Presse in diesem Augenblicke das schmachvollste Schauspiel biete, das wir je, selbst zur Zeit unserer tiefsten Demüthigung, gesehen haben. Dieselben Leute, die vor ein Paar Jahren sagten, daß sie auch die vollkommenste Freiheit nicht aus der Hand des Ausländers annehmen würden, — und die, meinem Gefühle nach, damals Recht hatten, — vergessen sich heute so weit, einer Lola Montez für den Schein eines Fortschrittes in er-

heuchelter Demuth zu danken. Ich habe darüber meine Ansicht in einem deutschen Blatte sagen wollen, die deutsche Censur hat es nicht erlaubt; aber sie soll sich täuschen, wenn sie sich einbildet, auf diese Weise etwas zu gewinnen. Sie zwingt uns, unsere eiternden Wunden dem Auslande zu zeigen, von unserem schamvollen Elende (**nos misères honteuses**) dort zu sprechen, wo unsere schwache Stimme sicher einen ganz anderen Nachklang haben wird, als wenn man ihr erlaubt hätte, sich in einem deutschen Provinzialblatte zu verlieren. Ich fühle die Schmach, Ihres Beistandes gegen eine Thatsache, die heute mein Vaterland entehrt, zu bedürfen; aber ich glaube, eine Pflicht zu erfüllen, und diese Zustände selbst, die uns veranlassen, im Auslande die Oeffentlichkeit für eine solche Thatsache zu suchen, werden überdies abermals den Unsinn der Censur und die Nothwendigkeit der Preßfreiheit in unserer Zeit der Oeffentlichkeit beweisen.

Genehmigen Sie die ausgezeichnete Hochachtung, mit der ich die Ehre habe, zu sein, ergebenst

Ihr

J. V."

Der „National" hatte sich selbst ein Paar Tage vorher über diese schmutzige Geschichte mit Würde ausgesprochen. Ich dachte daher, bei ihm auf die Veröffentlichung des Briefes rechnen zu können. Nichts desto weniger erschien derselbe nicht. Am dritten Tage schrieb ich ein Paar Zeilen an Herrn Marast, in denen ich ihm sagte, daß ich geglaubt, mein Brief stimme zu den Ansichten, die er und sein Blatt hegten. Im Falle ich mich geirrt, bat ich mir denselben zurück. Am nächsten Morgen erhielt ich ihn durch den Boten des „National", und an demselben Tage (17. März) stand im „National", als indirecte Antwort für mich, die folgende Stelle: „**Quant à celles**

(les vertus) du roi de Bavière, nous n'en dirons rien, *par respect pour Lola Montès.*“

Drei Tage später (20. März) lieh der „National“ seine Spalten der Donna Lola Montez zu einer pompösen Vertheidigung des Königs von Bayern gegen die Jesuiten. Es wäre lustig, — wenn die Schmach nicht auf ein biederes Volk zurückfiele. —

3.

Ich war nichts weniger als erstaunt über die gemeinschaftliche Handlungsweise der deutschen Censur und der französischen Republikaner. Nicht, als ob beide aus denselben Gründen handelten. Die deutsche Censur nahm den König in Schutz, die französischen Republikaner — die Tänzerin.

Doch war der „respect pour Lola Montès“ für die „Nationalen“ nur ein Vorwand. Bei Gelegenheit eines Briefes, den ich am 20. November v. J. („National“ vom 22.), über das neue Unrecht an Polen veröffentlichte, sagte der „National“: „Nous croyons devoir publier la lettre suivante d'un écrivain, qui, en d'autre temps, s'est montré *injuste envers notre pays.*“ Diese „Ungerechtigkeit“ bestand darin, daß ich das Meinige dazu that, den Nationalen das Rheingelüste im Jahre 1840 austrommeln zu helfen. Ich glaube, daß dies halbwegs gelungen ist, und erst gestern veröffentlichte der „National“ einen Artikel, in dem er jedes derartige Gelüste von sich abwies. Das ist ein Erfolg, auf den man stolz sein darf. Er ist eine größere Wohlthat für Frankreich, als für Deutschland, denn heute hat Deutschland nichts mehr für seine Rheingränzen zu fürchten, weil vierzig Millionen Deutsche bereit sind, mit Leib und Blut für sie einzustehen. Dagegen würde ein Anspruch

Frankreichs auf die Rheingränzen den Franzosen ein Volk von vierzig Millionen zum bittersten Feinde, zum ergebenen Bundesgenossen aller seiner Gegner machen. Es wird eine Zeit kommen, wo Frankreich einsehen wird, daß wir Deutschen, und ins Besondere wir deutschen Flüchtlinge, als wir die Nationalen zu Verstand bringen halfen, Frankreich den größten Dienst geleistet haben, der ihm seit Langem geleistet wurde.

Aber vorerst sind die republikanischen Nachzügler des Kaiserthums in Frankreich noch nicht zu dieser Ueberzeugung gekommen. Im Gegentheile hassen sie uns, wie siegreiche Feinde. Leipzig haben sie uns halbwegs verziehen, aber nicht den Federsieg von 1840. Und daher der Zorn. Deswegen sind wir „injustes envers leur pays" gewesen, und deswegen sehen sie uns scheel und ingrimmig an. Es ist das bei der menschlichen Eitelkeit sehr verzeihlich, und Niemand verzeiht es ihnen sicher so von ganzem Herzen, als ich. — Und dies stolze Gefühl leitete mich, als ich in den bescheidensten Ausdrücken um das Almosen ihrer Oeffentlichkeit für eine Angelegenheit meines Vaterlandes anhielt. Daß sie den Werth dieser Verfahrungsweise nicht fühlten, ist ihre Sache, nicht unsere. Meinerseits glaubte ich mich nur verpflichtet, an die Art, wie wir Flüchtlinge für die Rheingränze eintraten, erinnern zu müssen. Daher die Anspielung auf diese Angelegenheit. Die Nationalen hätten großmüthig sein können gegenüber meiner Demuth; ich fürchtete und hoffte dies zugleich; ich fürchtete es, weil dergleichen doch stets in etwas verletzt; ich hoffte es, weil es mir schien, daß eine solche Verletzung nur zu einem um so schärferen Sporn für die öffentliche Meinung in Deutschland werden müsse. Der „National" hat dies nicht begriffen, vielleicht nicht gewollt. Ja, viele Franzosen sehen mit einer gewissen Zugabe von Angst und Neid auf die Bewegung, die sich

in Deutschland vorbereitet. Sie ahnen, daß dieselbe der Anfang des Endes jedes unberechtigten Einflusses der Franzosen in Deutschland ist; sie fühlen oft dunkel heraus, daß in Zukunft Deutschland berufen ist, eine wenigstens ebenso große Rolle, wie seit fünfzig Jahren Frankreich, zu spielen. Und in diesem engherzigen Gefühle sind sie nns unhold, sehen sie mit Scheu auf uns herab, — und haben gar nichts dagegen, das eine Lola Montez durch ihre entehrende Beihilfe die deutsche Sache niedergedrückt.

Ich denke, all' diese Gefühle haben mitgewirkt, als der „National" mit etwas selbstlächelndem Hohne beschloß: „Lassen wir sie ihre schmutzige Wäsche allein reinigen."

4.

Aus dem Regen in die Traufe.

Die „Democratie pacifique" hatte mir früher oft erlaubt, in ihren Spalten ein klares und verständliches Wort über Deutschland mitzusprechen. Im Jahre 1840 öffnete sie uns dieselben sogar zur Bekämpfung des Rheingelüstes. Ich war nie ein Anhänger des „Systems" der Phalansterier, wenn ich auch gerne zugestehe, daß Ch. Fourier oft im Einzelnen der Lösung der Fragen, die uns die Zeit stellt, sehr nahe tritt, und man viel und Manches von ihm und seinen Schülern lernen kann. Im Gegentheile behielt ich mir stets meine eigne Ansicht vor, und sprach diesen Vorbehalt in der „Democratie pacifique" selbst so oft aus, als ich dazu durch die Verhältnisse veranlaßt wurde. Man mochte hoffen, daß ich am Ende durch die fortwährende Berührung mit fortgerissen würde. Und ich denke mir, daß die Ueberzeugung von dem Gegentheile dazu mit beigetragen hat, unserer Verbindung zu schaden.

Genug, man suchte meine Mitarbeiterschaft nach und nach immer weniger, und ich drängte sie nicht auf.

Vielleicht wirkte aber dennoch auch hier das französische Gefühl. Unser Kampf 1840 gegen die ungerechten Ansprüche war oft herbe genug. Wenn uns die friedlichen Demokraten der Phalansters auch nicht „ungerecht" nannten, so mochten Viele uns doch oft für „unbillig" halten. Ueberhaupt huldigt Jeder in einem Volk mehr oder weniger der „Religion seines Landes." Diese Religion heißt in Frankreich: **La France est la grande nation!** Die kriegerischen Demokraten glauben sich berufen, dies mit dem Schwerte in der Hand zu beweisen; — die friedlichen möchten die Welt mit ihrem „Systeme" erobern. Daß Deutschland und die Deutschen auch selbst von einer solchen „friedlichen Eroberung" nichts mehr wissen wollen, ist eine Art Verketzerung gegen den Weltgeist, der in Frankreich für ganz Europa sorgt, denkt und schafft.

Das Gefühl der friedlichen Demokraten ist ein anderes, als das der kriegerischen; aber es ruht oft in demselben Boden der Ueberschätzung der Bedeutung Frankreichs und Alles dessen, was von Frankreich ausgeht. Die großen Phrasen Ludwigs XIV. und der Napoleonismus haben bei ihnen nur eine andere Haut angelegt. Ich bin weit entfernt, diese Aenderung zu geringe anzuschlagen. So lange sie nur im Wort und in der Lehre ihre Waffe sucht, ist sie in gewisser Beziehung nach Außen hin gerechtfertigt. Die Anhänger Ch. Fourier's haben das große Verdienst, diese Umgestaltung in Frankreich zuerst betrieben und immer mehr gefördert zu haben. Dafür ist ihnen Frankreich vor Allem, und auch die ganze civilisirte Welt Dank schuldig. Ehre, dem Ehre gebührt!

Aber im Innern wühlt dennoch diese Ueberschätzung und ist hier die Ursache, daß die sich selbst Ueberschätzenden oft

gegen Andersdenkende ungerecht sind. Kommt dazu, daß diese Auffassungsweise mit dem allgemeinen Ton des Landes, der „Gesammtreligion eines Volkes", halbwegs im Einklange ist, so wirkt diese letztere natürlich ebenfalls mit auf die Stimmung. Das mag mit Ursache sein, daß selbst die friedlichen Demokraten nicht mehr so theilnehmend für Deutschland, — und dann natürlich auch den Vertretern der deutschen Bewegung in Paris weniger hold sind.

Ich hatte schon oft bei Einzelnen, mit denen ich in Berührung kam, eine gewisse Gereiztheit zu bemerken geglaubt; ich täusche mich vielleicht hier, da ich nur Gefühle, keine handgreiflichen Gründe für diese Ansicht habe.

Ein ganz kleiner Zwischenfall hat diese wechselseitige Stimmung wahrscheinlich nur vermehrt, vielleicht zum Durchbruche gebracht. Ich schickte meinen Brief über die krakauer Ereignisse zugleich an den „National" und die „Democratie pacifique." In der Letzteren erschien derselbe verstümmelt; man hatte ihm alle scharfen Zähne ausgezogen, ihn so „pacifique" als möglich gemacht, mit einem Worte censurirt, wie es ein sächsischer Censor nicht besser hätte thun können. Trotzdem erschien der castrirte Brief mit meiner Namensunterschrift. Das empörte mich, und so schrieb ich an demselben Tage an Herrn V. Considerant:

„Was würden Sie sagen, mein theurer Freund, wenn Sie mir eine feierliche Verwahrung schickten, und ich es wagte, sie zu verbessern, hinzuzusetzen, sie zu verkleinern, je nach meinem persönlichen Gefühle? Ich habe das für ganz gewöhnliche Artikel unerträglich gefunden, und ich versichere Sie, daß ich keineswegs darauf gefaßt war, Sie so wenig achten zu sehen, was ich unter der Verantwortlichkeit meines Namens veröffentlichte. Soll ich nun gegen die Cen-

sur der französischen Journale protestiren, nachdem ich gegen dies Unrecht der absoluten Mächte protestirt habe? Das würde Manchem Spaß genug machen; und hierin allein liegt die Ursache, daß ich es nicht thue; aber ich kann es nicht überwinden, Ihnen meine Ansicht zu sagen.

Ganz Ihr

J. V."

Den 22. November 1846.

Ich schickte die Uebersetzung meines Briefes über den König von Baiern an Herrn Considerant mit der einfachen Bitte um die Aufnahme desselben. Am Abende war ich zufällig frei und ging auf die Redaction der „Democratie", um die Correctur durchzusehen. Ich dachte überdies: wer weiß, vielleicht haben auch sie respect vor der Lola Montez; und da ich gegen diese gar nichts habe, so beschloß ich, mich leicht dazu zu verstehen, etwaige Stellen, die diesem respect schaden könnten, gerne aufzugeben. Mit so versöhnendem Vorsatze trat ich in das Bureau der Redaction und fand dort Herrn Considerant, Herrn Cantagrel und zwei andere Freunde der „Democratie".

Herr Considerant sagte mir: „Haben Sie meinen Brief schon erhalten? Ich habe Ihnen geschrieben, daß ich Ihnen diesen Freundschaftsdienst nicht erzeigen kann. Ich glaube, die Deutschen Liberalen würden einen großen Fehler begehen, wenn sie sich jetzt, wo der König von Baiern zu einer freisinnigeren Politik sich hinneigt, gegen ihn aussprächen. Und am Ende, was liegt daran, wodurch Sie die Freiheit gewinnen, wenn Sie sie endlich erlangen? Jedenfalls ist es besser, sie aus der Hand eines schönen Weibes, als aus der blutigen des Volkes zu erhalten." —

„Lieber Freund," war meine Antwort, „die Wahl, die Sie

da bieten, ist eine harte, und es würde ein großes Unglück sein, wenn einem Lande keine andere, als die zwischen der blutigen Hand seines Volkes und der besudelten einer Lola Montez gelassen wäre."

Herr Cantagrel warf ein: „Die Hand der Lola Montez ist sehr rein und schön;" — er mochte es wissen; aber ich sprach, ohne mich stören zu lassen, weiter auf den ersten Einwurf Herrn Considerants antwortend: „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß das bayrische Volk bei allen diesen Geschichten keinen reellen Vortheil haben wird. Man ist liberal, man zeigt sich eine Weile als Mann des Fortschrittes, und wird später dennoch, man mag wollen oder nicht, zur Einlenkung in die alte Bahn gedrängt werden. Genug, es ist hier von keiner gewinnreichen Sinnesänderung, von keiner zeitgemäßen Systemsänderung die Rede. Den Schein einer Reform und sonst nichts, und den mit einer Volksschmach eintauschen, den aus der Hand einer Lola Montez mit Dank und Demüthigung hinnehmen; das heißt den faulen Apfel mit schöner Schale zu theuer kaufen."

Herr Considerant antwortete: „Sie sind ein Vertreter der alten Moral."

Ich hatte daran nicht gedacht, daß die Anhänger Fourier's eine alte Moral haben. Das war freilich ein arger Mißgriff gegen die Theorie, die alle Leidenschaften für gerechtfertigt hält. Der Anhänger der neuen Moral fuhr fort und sagte weiter: „Eine Tänzerin ist nicht schlechter als Andere."

„Ich habe nichts gegen die Tänzerin; ich will sie zahlen, wenn sie gut tanzt; habe auch nichts dagegen, daß, wem dies Spaß macht, sie sonst zahlt, so oft sie Lust hat etwas zu verkaufen. Das ist eine Privatangelegenheit. Aber wenn eine Courtisane nöthig wäre, um mein Volk zu befreien, so will

ich lieber, daß es nicht frei werde, jedenfalls, daß die Freiheit so lange aufgeschoben bleibe, bis es dieser Hülfe nicht mehr bedarf, um sie zu erzwingen."

Herr Considerant antwortete heftig: „Die Lola Montez ist keine Courtisane!" Er hatte recht, aber er hatte mich mißverstanden. Ich hatte dies nicht behauptet, sondern nur das harte Wort bedingungsweise ausgesprochen; doch war ich nicht mehr in der Stimmung, Vorbehalte zu machen, und ließ Herrn Considerant ungestört weiter sprechen. Er sagte: „Und wenn sie eine solche wäre, wissen Sie, wie sie zu dem geworden, was sie ist, wie die gesellschaftlichen Zustände sie herabgedrückt, bis sie auf den Standpunkt gekommen, auf dem sie steht?"

Einer der Anwesenden erinnerte an Esther und ihre Bedeutung in der Geschichte der Juden, und sagte dann den Vers Beranger's aus dessen Lied: **Les deux Sœurs de Charité** her:

> **Avec le prix d'une caresse**
> **Cent foi j'ai sauvé la vertu! —**

Herr Considerant setzte zum Schlusse noch hinzu: „Die deutschen Liberalen sind dumm (**absurdes**), wenn sie dem König von Bayern und der Lola Montez jetzt gegenüber treten."

Diese ganze Denkweise verletzte die meinige bis in ihre letzten Gründe. Der Unsinn einer **Fleur de Marie** stand hier lebendig vor mir; die Art, wie ein Lied Beranger's — den ich liebe — hier mißbraucht, wie ein Gedanke der milden Versöhnung durch thätige Herzensgüte, ein Gedanke der Begnadigung eines schwachen Weibes um ihrer Menschlichkeit und Mildthätigkeit willen, zum Deckmantel des kecken und unverschämten Lasters dienen sollte, empörte mich. Das Wort dumm, **absurde**, that ein Uebriges, obwohl ich sehr gut wußte, daß es nicht so böse gemeint war, und daß viele Franzosen mit der alten

Moral auch die alte französische Politesse halbwegs abgeschüttelt haben. Es überkam mich ein Geist, den ich oft besiegen gelernt hatte, aber der hier stärker war, als die Ruhe, die mir nach und nach eine umfassendere Erfahrung und kälteres Blut gegeben haben.

Die Heftigkeit Herrn Considerants, die ich hervorgerufen, brachte auf mich die Wirkung hervor, mich wieder auf die Stufe der ruhigen und kälteren Ueberlegung herabzustimmen, so weit dies bei den Gefühlen, die in mir kämpften, möglich war. Ich antwortete: „Ich bin nicht Jesuit genug, um zu glauben, daß das Mittel den Zweck heiligt. Im Gegentheil glaube ich, daß das Mittel selbst den heiligsten Zweck zu besudeln im Stande ist und besudelt, so oft es eben ein schnödes, schmachvolles, entwürdigendes ist. Ihr und Eure Väter habt ein verkehrtes, das Schwert und die Guillotine, Blut gewählt, und büßt heute schwer für den Irrthum in der Wahl des Mittels. Aber es war dennoch Volksthat, eigne Handlung und so gewann Frankreich durch sie wenigstens das Bewußtsein seiner Kraft, wenn es auch jedes höhere Rechtsgefühl, — und in Folge dessen auch die alte Moral, — untergehen sah. Aber hätte Euch eine Lola 1789 die Freiheit fertig und von Kopf bis auf den Fuß vollendet bringen können und gebracht, so würde heute Frankreich nicht nur das Bewußtsein seiner Würde, den höheren Moral- und Rechtsbegriff verloren, sondern auch das Gefühl seiner Kraft nicht gewonnen haben. Volksleben, Freiheit, höhere Rechte wollen errungen sein, und gerade darin, daß man sie erringt, liegt die Bürgschaft, daß man sie verdient, zu schätzen und dereinst zu benutzen weiß. Wer einem Volke die Freiheit schenken könnte, würde ihm eine Seifenblase geben, die beim nächsten Luftzuge platzen müßte. Der Mittel aber, die Freiheit zu erringen, gibt es

viele; Gott sei Dank sind Blut und Gewalt nicht das einzige. Wehe dem Volke aber, das sie, als Lohn einer heuchlerischen Demüthigung vor dem unverschämten Laster, ob es nun die Reitpeitsche oder sonst was führt, eintauschen zu können sich einbildete. Ruhiger Mannesmuth, stille Menschenwürde, Ernst des Wollens, kluge Handhabung des gesetzlichen Mittels, das bereits gegeben ist, — genügen, sie zu erringen und für lange, für eines Volkes ganzes Leben zu sichern; und das Leben wird um so länger dauern, wenn ein wenig alte Moral mit im Spiele ist."

„Doch denke ich, wir werden uns schlecht verstehen, unser Ausgangspunkt ist zu verschieden, und so mag es genügen, uns wechselseitig ausgesprochen zu haben."

Es wurden noch ein Paar Phrasen hin und her gewechselt im ruhigen, freundschaftlichen Tone. Ich bat Herrn Considerant, mir bald Gelegenheit zu geben, ihm zu zeigen, daß seine Weigerung, meinen Brief aufzunehmen, mich wenigstens nicht persönlich verletzte; worauf er versicherte, daß nur die Ideen und nicht die Menschen sich zwischen uns bekämpft hätten. Er begleitete mich aber mit mehr Ceremonie als sonst je bis an die Thüre; und ich werde warten, bis er mich um einen Dienst anspricht, ehe ich entscheide, ob dieser Ideenkampf ihn nicht ebenso weit von mir weggedrängt hat, als ich mich selbst seiner Denk- und Auffassungsweise gegenwärtig ferne fühle.

So leidenschaftlich benahm sich ein Freund der Freiheit und der Wahrheit, wie er sich nannte; mußte er um Willen der Sache, welcher er dienen wollte, zu deren Kämpe, wie er selbst sagte, er sich gemacht hatte — die Personen schmähen? —

So kleinlich fassen diese Freiheitsmänner die Freiheit auf. Wahrlich die geschmähte Tänzerin könnte diesen deutschen Männern lehren — was eigentlich Freiheit sei.

Jenen Hochherzigen, welche sich meiner so wacker annahmen, Ihnen sage ich meinen Dank, sie haben mich besser gegen Ungebührlichkeit vertheidigt, als ich es je mit meinen besten Kräften hätte thun können. Sie haben sich, indem sie eine vertheidigungslose Dame im Schutz gegen Ungebührlichkeiten nahmen, einen bessern Ruhm erworben, als sie sich mit tausend Tiraden über die Freiheit und die Menschenwürde hätten verdienen können.

Hundertzweiundfunfzigstes Kapitel.

Nach dem 1. März.

Entlassung der Professoren. — Was das Volk von mir glaubte. — Was die klugen Leute von mir sprachen. — Anecdoten und Curiosa, die man in Bezug auf mich entdeckt hat.

Bevor ich zur Geschichte einer Zeit schreite, in welcher es für mich nicht an Freuden, aber auch nicht an Leiden aller Art gefehlt hat; bevor ich mittheile, welch ein Glück mir im Umgange mit einem gütigen, intelligenten und geistreichen Könige erblühte, und welche Dornen dieses Glück für mich mit sich führte; bevor ich berichte, welche erhabene königliche Ideen einen Monarchen erfüllten, welcher gleichwohl so wenig Dank für sein edles Streben einerntete; bevor ich sie enthülle, die geheime Geschichte königlicher Gedanken, auf daß die Völker erkennen mögen, wie falsch sie oft ihre Monarchen beurtheilen; bevor ich dieses Werk, welches nur ein kleiner Tribut der Dankbarkeit für mich ist, beginne: will ich mir selbst gewissermaßen den Becher mit dem bittern Wermuth bis zum Rande anfüllen und dasjenige berichten, was die feindliche und die befreundete Presse über mich und mein Verhältniß zu schreiben für gut fanden.

Ich werde dann die Sonde der Selbstkritik an diese Aeußerungen legen, indem ich dem Leser nichts verhülle, was zur Aufklärung eines Verhältnisses, das zu so vielen sonderbaren Dingen Veranlassung gegeben hat, dienen kann.

Zunächst die historische Darstellung der nächsten Ereignisse nach den Auftritten des 1. März.

„Der Ultramontanismus hatte nichtsbestoweniger gezeigt, daß es ihm Ernst sei. Schlag auf Schlag waren die Demonstrationen auf einander gefolgt. Thatsachen waren die unmittelbare Antwort. Der Tumult am 1. März hatte dem Ganzen die Krone aufgesetzt. Zu spaßen, war jetzt wirklich nicht mehr an der Zeit, zu schonen, wäre unklug gewesen. Jetzt galt es, mit energischer Hand einzugreifen und dem Unwesen zu steuern. Das Volk zur Rechenschaft zu ziehen, diese Maßregel wäre nicht die geeignete gewesen. Es war ja der verführte, gereizte Theil. Man mußte sich an die Urheber wenden und bei der Wurzel anfangen. Zunächst mußten die Professoren, welche als die Agitatoren der Abelschen Adresse, wenn auch nicht direct, doch indirect den Tumult am 1. März herbeigeführt hatten, von fernerer schlimmerer Einwirkung abgeschnitten werden. Es erfolgten nachstehende Amtsenthebungen, welche wir, der Genauigkeit wegen, nach den amtlichen Anzeigen aufführen wollen. Es heißt im Regierungsblatt:

Unterm 28. Februar wurde der ordentliche Professor an der Königlichen Universität München, Dr Ernst Lasaulx, in Anwendung des §. 19. Absatz 2 der Beil. IX. zur Verfassungsurkunde in den zeitlichen Ruhestand versetzt. Reg.-Bl. Nr. 11.

Unterm 10. März wurde der ordentliche Professor an der Königlichen Universität München, Dr. Ernst v. Moy, zum Rathe des Appellationsgerichts von Schwaben und Neuburg extra statum ernannt. Reg.-Bl. Nr. 16.

Unterm 26. März wurde der ordentliche Professor an der Königlichen Universität München, Dr. Constantin Höfler, in den zeitlichen Ruhestand versetzt. Reg.-Bl. Nr. 17.

Unterm 27. März wurde die eröffnete Stelle eines Regierungsrathes bei der Königlichen Regierung von Niederbayern, Kammer des Innern, dem dermaligen ordentlichen Professor der Rechte an der Königlichen Universität München, Dr. Georg v. Phillips, verliehen. Reg.-Bl. Nr. 17.

Noch ist zu erwähnen, daß vermöge Allerhöchster Entschließung vom 23. März der Priester Dr. Friedrich Kunstmann in München zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechtes nach Nr. 17 des Reg.-Bl. ernannt wurde. — Von dem Lyceum in Dillingen wurde Dr. Beckers an die Stelle von Lasaulx's berufen. — Desgleichen wurde der bisherige Lehrer an der höheren Anstalt in Solothurn, Dr. Lindemann, ein bekanntlich äußerst freisinniger und dem Ultramontanismus völlig abgeneigter Mann, zum Professor in München ernannt.

Die hier oben genannten entlassenen Professoren sind, wie schon aus der bisherigen Darstellung hervorgeht, entschiedene Ultramontanisten. Was die Professoren v. Lasaulx und Höfler betrifft, so ist von ihrer bisherigen Wirksamkeit nur zu sagen, daß sie auf dem Katheder und im Privatleben sich als zur strengen Partei gehörig darstellten. Haben sie auch noch nicht das geleistet, was die renommirten Häupter geleistet, so zeigten sie doch bei jener Adreßgeschichte, wobei Professor v. Lasaulx der Hauptagitator war, was sie thun können und wollen, wenn Gelegenheit sich bietet. Die Gewandtheit in der jesuitischen Taktik wird nicht mit einem Male gewonnen, es gehört dazu eine längere Schule der Uebung und die fleißige Betrachtung guter Vorbilder. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß das

Probestück bei der Adreßagitation gut ausgefallen ist, wenn es auch des Zweckes verfehlte.

Anders aber ist es mit den Professoren v. Moy und v. Phillips. Bei ihnen hat der Ultramontanismus bereits den Grad der Classicität erreicht. Professor v. Phillips ist eine bekannte Persönlichkeit; er gehört zu denjenigen Convertiten, welche — freilich das ist noch schlimmer — es mit dem Ultramontanismus redlich meinen, und, wie manchmal der Fall, noch glühenderen Eifer zeigen, als geborne Katholiken. Er hat als Jurist einen Ruf, als Mensch, soweit man als strenger Katholik Mensch sein kann, zeichnet ihn Biederkeit und Gewissenhaftigkeit aus. Man möchte sagen, es sei Schade, daß dieser Charakter in solch eine Welt- und Gottanschauung sich hat begeben können; wie viel des Guten könnte er stiften, so aber ist Alles in den Abgrund geworfen. In seinen Ansichten von Kirche und Staat giebt er dem heiligen Vater das Prärogativ; sein Staat ist eine Theokratie und somit von der Kirche verschlungen. Ist er auch in seinen Behauptungen vorsichtiger, feiner, als Professor v. Moy, so kann dies Niemanden täuschen, der sich vom Gewebe der Syllogismen nicht umstricken läßt. Jener sophistische Zwang, durch welchen man eine Lehre zu stützen sucht, in welcher die Menschheit so unglücklich geworden ist, ist in der That ein Beweis von dem Verfalle, welchem die christliche Wissenschaft entgegengeht. Mit Guido Görres, einem Sohne des älteren Görres, bekannt durch seine Marienlieder und andere Poesien katholischer Weltanschauung, redigirt Herr v. Phillips die „historisch-politischen Blätter," worin der Ultramontanismus in seiner ganzen Schärfe festgehalten und mit dem feinsten Instinkt und dem Hebel moderner Wissenschaft emporgebracht wird. Es ist eine Zeitschrift für das katholische Deutschland, — somit eine Zeitschrift,

welche es sich zur Aufgabe gesetzt hat, jenen unseligen confessionellen Dualismus zu predigen, welcher Deutschland in zwei Theile zerreißt und vom dreißigjährigen Kriege an bis jetzt auf den Tod verwundet hat; solch ein tiefer Riß soll noch befördert werden. Mit Görres bildet v. Phillips das Centrum des Ultramontanismus in München; mit Minister Abel bestand der engste Verkehr. Phillips genoß auch das Vertrauen des Königs, indem ihm die Prinzen Luitpold und Adalbert zur Unterweisung im Staatsrecht übergeben waren.

Ohne Rückhalt und in planer Weise predigte Professor v. Moy den classischen Ultramontanismus in Schrift und Wort. Man vergleiche in dieser Beziehung sein „Lehrbuch des Bayerischen Staatsrechts," und man wird Wunderdinge finden. Um nur eines anzuführen, so sagt er im benannten Lehrbuche Th. 1. Abth. 1.: „Die Theorie der unveräußerlichen Majestätsrechte gehöre ausschließlich der philosophischen Staatslehre an. Unveräußerlich, d. h. der willkührlichen Verfügung der Menschen entrückt, seien nur des Menschen Pflichten. Diese entwickelten sich aus der Religion, deren Organ die Kirche ist. Weit entfernt also, daß die **sogenannten** unveräußerlichen Rechte des Königs in Sachen der Religion und Kirche nicht Gegenstand des Vertrages hätten sein können, hätte die geistliche und weltliche Gewalt vor Allem sie zum Gegenstand gegenseitiger Verständigung machen müssen." —

So spricht ein Professor, der an der Universität Staatsrecht liest, über die Rechte des Königs. Uebersetzen wir diese Worte, so lauten sie so: Unveräußerliche Majestätsrechte gehören nur der Philosophie, nicht dem Leben an; in der Wirklichkeit also bestehen sie nicht. Der Regent hat keine Rechte, sondern nur Pflichten gegen die Kirche, und jedenfalls hätte bei Schließung der Koncordate der weltliche Herrscher erst die römische Curie fragen

sollen, ob sie ihm Rechte in Sachen der Religion und Kirche zugestehe." So etwas ist unerhört, und doch nicht neu, denn der Ultramontanismus ist so alt wie die Kirche. Wie aber, wenn die Kirche ein Inquisitionstribunal in religiösen Dingen errichten wollte? Nach Moy'scher Staatslehre hätte der Regent blos die Pflicht, ein solches durch staatliche Gewalt zur Ausübung zu bringen. Welche Scheußlichkeiten muß man nicht lesen und hören. Was soll man aber dazu sagen, daß das Abel'sche Ministerium Moy's Lehrbuch nicht allein empfohlen, sondern auch dessen Ansichten in seinen Verfügungen hinsichtlich der protestantischen Kirche adoptirt hat, Verfügungen, die bekanntlich in der letzten Ständeversammlung von 1845 bis 1846 für verfassungswidrig erklärt wurden. Wer darüber noch genauere Aufklärung wünscht, lese die „Beschwerdevorstellungen der Mitglieder der Generalsynoden in Bayern vom Jahre 1844."

In den gedruckten Kammerverhandlungen wird man auch die scharfen Angriffe von Landtagsabgeordneten finden, die gegen Moy's staatsgefährliche und majestätsverletzende Lehren gemacht wurden. Oft wurde er so hergenommen, daß er bis in den Mund erbleichte. Wie muß man lächeln, wenn im Abel'schen Memorandum die Indigenatssache als nicht zu vertheidigen vor dem Landtage hingestellt wird.

Ob die Entlassung eines solchen Mannes nicht gegründet sei, das frage ich Jeden.

Den neuesten Nachrichten zufolge sind auch die ordentlichen Professoren Dr. Döllinger, Dr. Haneberg und Dr. Stadlbauer, sämmtlich katholische Theologen und der ultramontanen Richtung huldigend, von ihrem Lehrstuhle entlassen worden. Professor Görres stand ebenfalls auf der Liste der zu Entlassenden, der König stimmte jedoch nicht ein,

sein bereits vorgerücktes Alter berücksichtigend, und sich der Worte bedienend: Ach, diesem alten Mann will ich das Leid nicht verursachen!"

Man kann sich leicht vorstellen, welch böses Blut so viele Amtsentsetzungen bedeutender und einflußreicher Männer in einer Classe verursachten, die es immer in der Hand hat, dem Throne gegenüber gefährlich zu sein, indem sie die Intelligenz, die Mittel und die gesellschaftlichen Verbindungen, welche Macht geben, für sich hat. Und wer wird bei einer so mächtigen Feindschaft nicht leicht dem Unmuth ausgesetzt sein, welcher oft zu excentrischen Schritten führt?

Wer vermöchte mir aber ein Factum anzuführen, welches bekunden könnte, daß ich einen wirklichen Haß und Groll gegen die Männer hegte, welche mir so feindlich gegenüber standen?

Sie mögen mir sagen, in wiefern ich meinen Einfluß zum Unglück des Landes gemißbraucht habe?

Sie mögen mir die schlimmen Handlungen aufzählen, zu welchen mich Hoch- und Uebermuth geführt hat.

Ein wenig weibliche Eitelkeit wird man mir doch wahrlich nicht zum Verbrechen machen wollen?

Ach — mögen doch diese Herrn es zeigen, ob sie denn so ganz von aller Eitelkeit in ihren Stellungen befreit gewesen sind?

Wahrlich, es war ein kleinlicher Haß, den so große Herren gegen eine Frau ausübten, welche nichts anders sein wollte, als die Freundin ihres erhabenen Königs. —

Doch fahren wir fort.

„Ueberschauen wir die bisherigen Ereignisse, verfolgen wir sie bis zu ihrem Ursprung, und wohin sie ausmündeten, so steht Alles wie ein Traum vor uns. Aber es ist Wirklichkeit, die man nicht für möglich gehalten hätte. Ein Frauenwesen, ver-

folgt von allen Seiten, dem Niemand Freund, tritt ein in Münchens Mauern, gewinnt eines Königs Herz und siegt über alle Hindernisse und Feindseligkeiten, mit denen man auf sie losstürmte. Merkwürdig wäre schon eine solche Persönlichkeit, hätte sie auch nie den Kreis galanter Abenteuer überschritten. Aber durch sie kommt mehr zur Reife. Eine Partei wird durch sie gestürzt, welche dem Schlingkraut gleich ein schönes Fruchtfeld überzog und, was Intelligenz und Humanität Schönes zu Tage fördern wollte, erstickte. Eines Königs Herz gewinnt sie, aber sie gewinnt es nicht blos so, wie uns die tagtägliche Geschichte Beispiele zeigt; — vielmehr in ihrem Umgange hellt sich des Königs inneres Auge auf, und mit Grauen sieht es vor sich einen finstern Abgrund, an dessen Rand ein feindselig Gespenst einen Fürsten und sein Volk gefährt. Der Kern und Keim, der hin zum Lichte treibt, mag lange schlummern in der Brust, doch, ist er gesund, so bricht er endlich hervor und wird zur edlen Pflanze. Der König stehet nun im 61sten Lebensjahre; am Abende seiner Wirksamkeit, der, wie wir wünschen, noch recht lange dauern möge, ist eine Morgenröthe aufgegangen, die Morgenröthe einer besseren Zeit. Und was mit voller Wahrheit gesagt werden kann, so ist die neue Schöpfung eine Schöpfung seiner Hand. Nicht regiert durch eine Fremde, wie das Memorandum sich auszudrücken beliebt, ist gegenwärtig Fürst und Volk, sondern es hat der König den Zügel der Regierung ergriffen, den seit längerer Zeit der Ultramontanismus sich in die Hand gespielt.

Die Reformen, die in Bayern im Werke sind, scheinen durchgreifend werden zu wollen und erstrecken sich bereits nach vielen Seiten und Linien hin. Es kann nicht fehlen, daß alle Zweige der Verwaltung nach und nach von ihnen berührt wer-

den. Der Grundcharakter dieser Reformen ist **Emancipation vom Ultramontanismus.**

Die amtlichen Veränderungen werden von Tag zu Tag zahlreicher, sie betreffen hauptsächlich Personen, welche im Rufe des Ultramontanismus stehen. Wir unterlassen es, dem Leser eine Liste derselben zu geben, da solche auf andere Weise zur öffentlichen Kenntniß kommen können. Wie weit verzweigt diese ultramontane Partei war, wie sehr sie Alles umschlungen und in ihren Kreis gezogen hatte, kommt nun erst an den Tag. Selbst die nächste Umgebung des Königs ist nicht frei davon geblieben, und auch hier stehen die mannigfaltigsten Veränderungen in Aussicht.

Erstrecken sich auch diese Reformen jetzt noch mehr auf Personen, so wird ihr Einfluß doch auch schon in anderen Dingen sichtbar. So wurde dem Orden der **Redemptoristen**, welche gar nichts Anderes, als **Jesuiten** sind, die Mission, die sie nach Oberfranken (in Bayern) unternehmen wollten und bereits angesagt hatten, verboten und ihr Orden blos auf Altötting (in Niederbayern, ein bekannter Wallfahrtsort mit dem wunderthätigen schwarzen Marienbild) beschränkt. Dieses Verbot hat in Oberfranken einen allgemeinen Jubel verursacht.

Vor Kurzem ließ der König durch Gensd'armen die gedruckten kirchlichen Anzeigen vom Jubiläumsablaß des dermaligen Papstes, welche, ohne daß das erzbischöfliche Vicariat das Königliche Placet eingeholt hatte, an das Aeußere der Kirchen angeschlagen worden waren, ohne Weiteres wegnehmen. Man sieht einerseits, wie viel man sich bei Dingen, welche in die staatliche Sphäre übergehen, erlaubt hatte, und andererseits, wie der König jetzt seine Majestätsrechte zu wahren gesonnen sei, was freilich nach Herrn v. Moy's Ansichten

unstatthaft ist, wonach des Regenten Rechte nur Pflichten gegen die Kirche sind.

Durch allerhöchste Verordnung vom 23. März d. J., die Ablegung der Gelübde in Nonnenklöstern betreffend, haben Se. Majestät der König zu verfügen geruht, daß

1) vor dem 33. Lebensjahre das ewige Gelübde nie abgelegt werden kann, und sich hierin genau an die Ministerialentschließungen vom 9. Juli 1831, 7. April 1838, 4. April 1841 und 14. April 1844 zu halten ist; namentlich wird den zu solchen Gelübdeablegungen jedesmal zu ernennenden Commissären auf das Strengste eingeschärft, Zuwiderhandlungen jedesmal sogleich zur Anzeige zu bringen, in welchem Falle ferner auch solche verbotwidrig abgelegten Gelübde als nicht bindend angesehen werden.

2) Kann die Ablegung der weltlichen, wie der geistlichen Gelübde nur unter Mitwirkung eines weltlichen Königlichen Commissärs stattfinden, welchem das Recht zusteht, unmittelbar vor der Profeßablegung mit der Nonne allein ohne Beisein der Geistlichkeit eine Unterredung zu pflegen, um sich zu überzeugen, ob nicht Zwang oder Ueberredung mit im Spiele sei; sollte der Commissär sich von dem Vorhandensein eines Zwanges oder Ueberredung überzeugen, so steht ihm das Recht zu, die Gelübdeablegung augenblicklich zu suspendiren.

Vor Kurzem ergingen auch vom Ministerium der Kirchen- und Schulangelegenheiten Warnungen wegen Mißbrauchs der Kanzel. Dies führte zu einigen Mißhelligkeiten zwischen Ministerium und erzbischöflichem Vicariat, welches jene Warnung als in seine Sphäre fallend usurpiren wollte.

Die Aufgabe, welche der König zu lösen unternommen hat, ist allerdings schwer; zu ihr gehört eine Ausdauer, welche nicht ermüden darf; eine Freiheit des Handelns, welche sich

durch Nichts die Hände binden läßt; eine Selbstständigkeit, welche alle Schmeicheleien von sich abweist; eine Klarheit, welche alle Machinationen durchschaut und zu nichte macht. Es wird nicht fehlen, daß die gestürzte Partei keinen Weg unversucht läßt, um das mit einem Male Verlorene successive wieder zu gewinnen. Auch außerhalb des Katholicismus giebt es ferner eine Partei, welche, um nicht viel besser als die gestürzte, gern in's Feld einrücken möchte, das sie nun für unbesetzt hält: — ich meine jenes Mystiker- und Pietistenvolk, jene Blut- und Wundentheologen, jene altlutherischen Glaubenshelden, die dem Lichte und der Humanität nicht minder gram und feind sind, als der Ultramontanismus, jene glattgescheitelten protestantischen Jesuiten, die sich nur dadurch von den großen, ächten Jesuiten unterscheiden, daß sie nicht die Gewalt haben, im Großen zu wirken; jene demüthig scheinenden Aufgeblasenen, in deren Jedem ein kleiner Papst steckt, und die von dem beschränkten Boden ihrer symbolischen Bücher aus so gern die Welt regieren möchten. Vor all diesen Heuchlern und Füchsen, vor all diesen Pharisäern, die in Schafskleidern einhergehen, innen aber reißende Wölfe sind, möge sich der König hüten. Sie würden Bayern in dieselbe alte Nacht stürzen, die so eben vor unseren Augen geschwunden ist. Der König hat nur eine Aufgabe, nämlich die Menschheit, so weit die Grenze seines Landes reicht, von jener Barbarei zu befreien, welche Natur in Bann und Fluch gethan, und welche unter dem Scheine der Loyalität und Anhänglichkeit an das Königthum nur die eigenen selbstsüchtigen Interessen vertritt, das Familienleben vergiftet, die Gesellschaft zertrennt, den Staat zerrüttet, mit einem Worte, der Kirche die Alleinherrschaft zuwenden will. Der Ultramontanismus will zum Mittelalter zurückführen, und all sein moderner Anstrich ist nur Heuchelei

und Bühnenwerk. Der Sinn des Königs für Kunst, wie wir schon oben bemerkten, steht mit solchem finsteren Wirken im Widerspruch, denn Kunst und Schönheit finden hier keinen Platz. Freuen wir uns, wenn dieser Gedanke in der Seele des Königs klar geworden ist; es würde dann das erfüllt, was Natur ursprünglich in ihn gelegt, und was nur durch unglückselige Hände von seiner Entwickelung zurückgehalten worden ist. Der König ist auf rechter Bahn; möchte er und Lola die Aufgabe klar erkennen und zur Lösung bringen!"

Nun komme ich zu einem sehr interessanten Kapitel, welches der Glaube des Volkes an Lola betitelt ist, und welches ich mit wenigen Veränderungen, als dasjenige, was von Allem, was über mich geschrieben worden ist, am wahrsten ist, acceptiren kann. —

„Es ist hier der Ort, zu berichten, welches die Stimmung des Publikums oder des Volkes sei, nachdem alle diese Ereignisse, wie Demonstrationen des Staatsraths und Ministeriums, Entlassung des Kabinets, Senatsadresse, Entlassung der Professoren, tumultuarische Auftritte vor seinem Blicke vorüber gegangen sind. Entgegen jenen Abel'schen Uebertreibungen und Gespenstersehereien kann gesagt werden, daß es nicht allein beruhigt, sondern durch die Schritte des Königs versöhnt worden sei. War ohnedem sein Unmuth mehr daraus entstanden, daß Lola die Journalistik zur Feindin hatte, daß sie hin und wieder zur Selbsthülfe schritt, und daß man das Privatleben eines Fürsten in all zu enge Grenzen zwingen zu müssen vermeinte, so läßt sich jene Beruhigung und Versöhnung um so leichter begreifen. Zwar hatten jene Declarationen, jenes Memorandum, jene Adreßgeschichte und überhaupt jene kirchlichen und ultramontanistischen Machinationen das Volk gespannter gemacht und den Blick auf einen politischen Punkt hingelenkt,

aber die Entlassung Abel's war für dasselbe ein Factum, durch welches der Unzufriedenheit die Wurzel abgeschnitten wurde. Abel hinterließ im Volke keine Sympathien, außer bei der ultramontanen Partei. Während seiner Verwaltung war das Land in einen geistigen Schlummer gefallen, der dem letzteren selbst krankhaft erschien, aus dem es sich aber nicht zu reißen vermochte, da die Schwüle der Atmosphäre alle Selbstthätigkeit schwächte und lähmte. Da nun plötzlich ein frischer Luftzug durch die Räume wehte, wachte es auf, öffnete seine Augen und sah die Dinge, die geschehen. Die Vergangenheit lag finster vor ihm da, um so freudiger begrüßte Jeder die Wendung der Dinge. Was man sich früher nur in's Ohr zu sagen wagte, davon sprach man jetzt offener, nämlich: „Abel sei ein Pfaffenknecht gewesen, er habe vor Allem ihre Herrschaft gefördert und die materiellen Angelegenheiten in den Hintergrund gesetzt, er habe auf dem Landtag mit den Volksvertretern und der Constitution wie die Katze mit der Maus gespielt.“ Ließ man auch seinem Talente Gerechtigkeit widerfahren, so vermochte dieses Gewicht in der Wagschale ihn doch in der Meinung des Volkes nicht emporzubringen. Auch dem entlassenen Regierungspräsidenten von Oberbayern, Herrn von Hörmann, hat das Volk keine Thräne nachgeweint; bei diesem war er vielmehr verhaßt und, wie das Publikum sich ausdrückte, wegen seiner Grobheit durchaus nicht beliebt. Einmal fühlte er sich durch diese Antipathie des Volkes sogar gedrungen, den König um seine Entlassung zu bitten, der sie jedoch zu jener Zeit, wo er noch nicht enttäuscht war, nicht annahm.

Je mehr nun das Volk Ursache hatte, mit der Entwickelung der Dinge zufrieden zu sein, desto mehr mußte der König

in der Sympathie desselben steigen, desto weniger hatten die Umtriebe der feindseligen Partei ein Resultat zur Folge. So gewann auch Lola in der Meinung desselben; und wie denn überhaupt die Pfeile der Journalistik verschossen waren, wie man endlich des giftigen Geschwätzes selbst satt wurde, wie man ihr Verhältniß zum Könige mit milderen Augen zu betrachten gelernt hatte und einen anderen Maßstab an diese Dinge legte, so erschien derselbe nicht mehr rabenschwarz, sondern man erkannte auch Lichtseiten, und gewiß der größere Theil hegte im Stillen den Wunsch, daß das Verhältniß zwischen Lola und dem Könige sich nicht löse. Wer kann dem Volke seinen Glauben rauben, wenn es einmal Glauben gefaßt hat. **Vox populi, vox Dei.** So meint das Volk, es könne wieder rückwärts gehen, wenn durch irgend einen Unglücksstern Lola Münchens Mauern verließe. Es fürchtet, es möchten dann wieder die Treiber und Peiniger kommen, die dem König ein Mißtrauen in die Liebe seines Volkes und in ihre Anhänglichkeit an ihn in's Herz senkten; es fürchtet, es möchte der alte Spuk sich erneuern, welcher das Land und den König äffte, es möchten dem Grabe der Vergangenheit diejenigen als Gespenster entsteigen, welche man so eben der Erde oder Unterwelt übergeben zu haben vermeinte. Das Volk hat so Unrecht nicht, wenn es an Gespenster glaubt, wenn auch Solche, die sich für gescheidte Leute halten, diesen Glauben belächeln, wenn selbst im Abel'schen Memorandum Gespensterseherei als grund- und haltlos hingestellt wird. O, das Volk hat Naturverstand! Nicht in künstlicher Form und theoretischem System stellt es seine Urtheile dar, aber seine Urtheile sind Leben und Anschauung. Es bedarf keiner geschichtlich pragmatischen Erörterung, um die wahre Sachlage zu verstehen. Das Volk hat seine eigene Politik und Religion, und man mag thun,

was man wolle, seine Principien bleiben fix und fest, können höchstens auf Augenblicke verrückt und geändert werden. Der Priester mag unaufhörlich von der Kanzel verkündigen: Bittet nur um geistige Gaben! Vergebens, der gemeine Mann bittet meistens um leibliche. Der Priester legt beständig die Worte an's Herz: Kreuziget euer Fleisch! Verwundert blickt das Volk auf den Redner, der, wohlbeleibt und wohlgenährt, so reiche Früchte aus seiner leiblichen Kasteiung gezogen hat, und es kreuziget sein Fleisch nicht, denn es sieht die Personen an und darüber vergißt es die Worte. Der Priester mag unablässig dociren: Im Himmel schwinden alle irdischen Verhältnisse, alle irdische Liebe, es wird nicht gefreit, sondern blos gesungen und gebetet zum Lamme. Umsonst! das Volk trennt sich nicht von irdisch süßen Verhältnissen, und jener abstracte Himmel dünkt ihm kalt und langweilig. Das ist die vom Katholicismus und Pietismus zum Glücke nie überwältigte Stimme der Natur, die hier aus dem Menschen spricht, es ist der göttliche Naturalismus, welcher immer und wieder zum Bewußtsein kommt. Die Gewaltthätigkeit gegen die Natur, welche Katholicismus und Pietismus predigen, wird und muß im Gemüthe des Menschen stets ihren Widerstand finden.

Und so wie in der Religion, so hat das Volk auch in der Politik seine eigenen Ansichten. Als in den neunziger Jahren die Franzosen ihre Proclamationen von Freiheit und Gleichheit anschlugen, da griff begierig Jeder nach ihnen. Als aber das Volk die Leute von Angesicht zu Angesicht sah, bepackt mit der Beute vom Landmann, mit werthlosen Assignaten in der Tasche, da wich alles Vertrauen, man verschloß die Läden und huldigte dem gepriesenen Systeme nicht. Der Communismus wird nie beim Volke in Credit kommen, er wird von ihm als unnatürlich zurückgewiesen werden.

So wird auch das Volk bei den jüngsten Münchner Ereignissen seine Gespensterfurcht nicht aufgeben, denn es glaubt an das Dasein jener finstern Partei, die zwar jetzt zurückgedrängt sei in ihre Nacht, aber doch, wenn die Gelegenheit sich biete, daraus wieder auftauche und sein Wesen treibe so arg, wie zuvor.

Insofern hat Lola nun Glauben erlangt; wenn auch der König als der Urheber der neuen Schöpfung betrachtet wird, als Mitbeschützerin erscheint sie dennoch.

Man darf sagen, mit freudiger Begierde habe das Volk das Schreiben gelesen, welches Lola an die Redaction der cölnischen Zeitung zur Veröffentlichung gesendet, worin sie über ihre früheren Verhältnisse einige Mittheilungen macht. Dieses Lebenszeichen hat seine Wirkung nicht verfehlt und wird das Urtheil Manches, der rücksichtslos in der Kritik verfuhr, ändern. Der Vollständigkeit halber theilen wir es hier mit, wie folgt:

„An die verehrliche Redaction der cölnischen Zeitung!

So eben lese ich in der „cölnischen Zeitung" vom 26sten d. M. die Abschrift eines Correspondenz-Artikels, welcher sowohl die Ehre meiner Person angreift, als meinen Character verdächtigt, indem man mich fälschlich mit einer Madame James in London verwechseln will, einer Frau von sehr üblem Rufe, noch lebend und wenigstens zweimal so alt, als ich.

In Folge dessen halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß mein Name Maria Dolores Porris y Montez ist; daß mein Vater ein höherer Offizier war, nach dessen Tode meine Mutter, eine geborene Havanneserin, sich mit einem irländischen Adligen verheirathete. Ich bin im Jahre 1823 in Sevilla, in Andalusien, geboren, und in Folge unglücklicher

Familienverhältnisse sah ich mich genöthigt, beim Theater mein Fortkommen zu suchen, was ich, seit ich mich in München häuslich niedergelassen, für immer verlassen habe.

Indem ich Sie ein für allemal bitte, meinen Namen nicht mit den politischen Angelegenheiten Bayerns zu vermischen, mit welchen meine Person nicht das Geringste zu schaffen hat, ersuche ich Sie, diese meine Erklärung in Ihr sehr geschätztes Blatt aufnehmen zu wollen und so das Ihrige dazu beizutragen, daß der Wahrheit ihr Recht werde.

Womit ich die Ehre habe, mich zu nennen

München, 30sten März 1847.

Ihre ergebenste Lola Montez."

Wenn hier Lola erklärt, daß sie den politischen Angelegenheiten Bayerns fremd geblieben sei und bleiben wolle, so ändert dies die Ansicht der Dinge nicht, welche in diesen Blättern geltend gemacht wird. Oefters wurde bereits erwähnt, daß der König der Urheber der politischen Veränderungen sei; daß aber dieselben durch Lola vermittelt wurden, sei es auch indirect, geht aus den Ereignissen von selbst hervor. Um so weniger wird Bayern glauben, von einer Fremden regiert zu sein, wie das Abel'sche Memorandum zu sagen sich herbeigelassen hat. Schließlich erwähnen wir noch, daß auch die Mildherzigkeit Lola's in Fällen drückender Armuth das Publikum freudig stimmt. Vor Kurzem erst hat sie ein Beispiel davon in einer armen Familie gegeben, die mit Drillingen beschenkt wurde. Es fehlte an den Taufgebühren, die sich nach dem Verlangen des Priesters als die dreifache Summe herausstellten. Dem bittenden Familienvater öffnete sie ihre Kassette und sprach lachend, er solle zugreifen.

Es bleibt fest, daß der König durch die letzten Verände-

rungen das Volk nicht allein beruhigt, sondern auch mit Lola ausgesöhnt habe. Feinde wird er, sie und das reformatorische Werk, das zu Stande kommt, immer haben. Sie kümmern uns nicht.

Zu erwähnen können wir nicht umhin, daß sich in letzterer Zeit plötzlich hie und da im Publikum das Gerücht verbreitete, Lola Montez habe Gift bekommen, und daß dieses Gerücht mit großer Entrüstung begleitet war. Wahr ist es, daß an Lola seit einiger Zeit ein gewisses Siechthum bemerklich ist, welches, wenn es wirklich andauernd wäre, Manches zu bedenken geben könnte. Fälle dieser Art sind nicht neu, und die Geschichte der christlichen Jahrhunderte würde hiezu manchen Stoff liefern. Aber auch hier zeigte sich die liebende Theilnahme des Publikums."

Und nun zum letzten Male will ich meinen guten Freund reden lassen; es klingt diesmal aber wieder sehr erbaulich, was er von mir zu erzählen weiß.

„Wir glauben dem Leser auch einige Anecdoten, wie wir sie nennen wollen, nicht vorenthalten zu dürfen., zumal dieselben wirklich historisch und amüsant sind. Sie geben zugleich ein Zeugniß von dem gentilen Verhältnisse zwischen dem König und Lola. Wir erzählen sie so, wie wir sie von glaubwürdigen Quellen gehört haben.

Als Lola einst von spasmischen Leiden befallen wurde, welche sich auf die Mittel des Stabsarztes Dr. Curtius noch heftiger einstellten, sprach sie zum König: „Louis, ich habe Gift bekommen!" Da ergriff derselbe die Medicin, und leerte sie unter dem Ausrufe: „Wenn keine Lola mehr ist, soll auch kein Ludwig mehr sein!" — Man erkennt in diesen Worten den heiteren Scherz, die launige Stimmung,

in welche sich der König, wenn er mit Lola zusammen war, versetzt fühlte.

Aus mehreren Thatsachen geht hervor, daß auch Lola großes Interesse an dem Könige nimmt, daß sie die Zuneigung theilt, welche dieser für sie hat, und daß, wie schon erwähnt, zwischen Beiden ein gewisses Seelenbündniß stattfindet. Als Lola einmal gefragt wurde, wie sie bei ihrer Jugend und ihrem Temperamente ein galantes Verhältniß mit einem doch schon bejahrten Herren eingehen könnte, antwortete sie: „Der Geist eines Ludwig bleibt ewig frisch und jung!" — Man mag darüber kritisiren, wie man will, mit der stets fertigen Gemeinheit es halten, etwas Feines und Idealisches bleibt in jenem Verhältnisse doch.

Eines Tages war Lola in Schulze's Modehandlung getreten und ließ sich Mehreres zur Auswahl vorlegen. Bei einem Artikel bemerkte Schulze, daß derselbe für eine hohe Person gehöre. Rasch fiel Lola ein: „Dann muß ich etwas noch Schöneres haben!" Erzürnt soll Schulze sie hierauf beim Arm ergriffen, und aus dem Laden geführt haben. Man erzählt, daß sich der König auf diesen Vorfall in den Laden des Modisten verfügt und, da er gerade abwesend war, gegen dessen Frau geäußert habe: „Sagen Sie Ihrem Manne: daß er ein Flegel sei!" — Wer kann das Benehmen jenes Modisten billigen? Was ist es denn für ein Verbrechen, wenn eine Dame noch etwas Schöneres, als eine andere trägt, sich wünscht? Wer bezahlt, kann wünschen, wählen. Hat sich nun die Sache wirklich so zugetragen, so haben wir ein Beispiel von ungerechtem Hasse gegen Lola, und hier noch insbesondere von der Münchener Protzenhaftigkeit. Wie aber, wenn Lola diese Realinjurie mit einer Ohrfeige erwidert hätte? — Ja, da hätte sie Unrecht gehabt, und die ganze

Welt hätte geschrieen: Lola hat schon wieder einen bayrischen Bürger geschlagen!! — Dieses mal fand sie am Könige einen Cavalier, welcher that, was Recht ist. Wer möchte ihn tadeln? Wahrscheinlich der, welcher im Könige nur den Knecht aller Knechte erkennt und ihm verbietet, eine Privatperson zu sein.

Ein anderes Mal, als der König Lola besuchte, fielen dessen Augen beim zufälligen Oeffnen eines Schrankes auf zwei Dolche. Neugierig fragte der König, ob diese auch zu ihrer Toilette gehörten. Da nahm sie mit der ihr eigenen Anmuth in jede Hand einen Dolch und sagte, liebenswürdigen Ernst simulirend: „den einen für mich, den anderen für Dich, wenn Du mich verläßt!“ — Es ist Schade, daß der König nicht auf den Gedanken gerieth, Lola in dieser gewiß bezaubernden Situation malen zu lassen.

Wieder ein Mal kam ein bisher obscurer Künstler zu Lola und bat sie, ihm zu gestatten, daß er ihren wundernetten Fuß modellire. Sie stimmte ein, und das plastische Werk gelang vollkommen. Als der König dasselbe sah, bezeugte er dem Bildhauer seine ganze Zufriedenheit und honorirte ihn mit einer bedeutenden Summe unter der Bemerknng: „Schön, recht schön! die besten Künstler leben oft im Verborgenen!“ —

Was das Publikum unter Anderem gegen Lola aufbrachte, war der Neid über ihr äußeres Glück, das sie dem König verdankt. Gar mancher Haß hat hierin seinen Grund, und oft ist der Reiche nur um seines Reichthumes willen ein Gegenstand der Anfeindung. Würde jedoch die Menge über die Privatkasse eines Mannes schalten und walten können, so würde jeder zuvörderst sich bedenken und den geringeren Rest Anderen belassen. Wie Jemand sein überflüssiges Gut verwenden wolle, bleibt offenbar ihm freigestellt; wie er es

verwenden solle, darüber lassen sich schwer ausreichende Normen geben. Hat ja selbst Jesus, als ein Weib ihn mit köstlichem Nardenwasser salben wollte, und einer der Apostel, ich glaube es war Judas, im Unwillen sagte, es sei dies Verschwendung und besser, es zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben, die Worte geäußert: „Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht alle Zeit.“ Wollte ein König alle Armen glücklich machen, so müßte er bald ärmer, als der heilige Martin sein, und es fragt sich noch, ob solch eine Munificenz ihren Zweck erreiche. So schön, edel und wünschenswerth es nun auch ist, daß der Reichere den Aermeren bedenke, so können eben doch nicht alle Thäler ausgefüllt werden, höchstens durch die Ebenung der Berge. Das ist Communismus; — ich meine, wenn eine solche Munificenz im Ernste gefordert und mit gehörigem Nachdruck erzwungen würde, so hätte man eine Execution der Pflicht: dem Armen theile dein Gut mit! So kann es nun einmal in der Welt nicht gehen. Es giebt Pflichten und Neigungen; jenen soll, diesen darf der Mensch leben. Eine Welt voll Pflichten wäre ein gräuliches Jammerthal. Am Ende bedarf auch Lola der Rücksicht. War sie denn bisher nicht die Gehetzte, Bedrängte, Verfolgte, Verbannte? Wer, Mensch und Christ, er habe denn die zopfigste Welt- und Menschenanschauung, die spießbürgerlichste Moral, die boshafteste Schadenfreude, möchte sagen: Sie hat dies Alles verdient und braucht überhaupt gar nicht mehr zu leben.

Weg mit all diesem Geschwätze der Menge, man kommt damit doch am Ende nur zu den lächerlichsten Extremen. Mittlerweile fährt unsere holde Lola in einer schönen Equipage, mit herrlichen Rappen bespannt; — ein Geschenk des Königs. Sie wird wohnen in einem Palais, wahrhaft fürst-

lich eingerichtet in der Barrerstraße Nr. 7. In dem daran stoßenden Garten kann sie ausruhen von den Mühen des Lebens, stolz auf die Lorbeeren, die sie sich in letzter Zeit um Bayern's Wohl erworben. Wer möchte fragen, was und wieviel der König ihr zum Geschenke gemacht hat. Wenn es nicht Neugierde ist, ist es Neid. Wir erwähnen hier nur, daß Lola, was gewiß ihrem Herzen Ehre macht, den Armen sehr reiche Gaben spendet, und noch kein dürftiger Familienvater oder bedrängte Familienmutter ohne Unterstützung von ihr gegangen ist. Und Solches ist gewißlich war. Vielleicht verzeiht es die Welt dann um so leichter, daß der König Lola unter Anderem ein silbernes Tafelservice durch den Finanzminister Grafen von Seinsheim überreichen ließ; daß dieselbe bei der Indigenatsgeschichte, als Staatsrath und Ministerium ihre feindselige Stimmung gegen Lola factisch bewiesen, von dem Könige eine Cassette zum Geschenk erhielt, worin sein Miniaturbildniß und ein Viertelpfund bayerische Banknoten gewesen sein sollen.

Noch müssen wir einer hierher gehörigen Anecdote erwähnen. Lola kam eines Tages zum Intendanten der königlichen Privatkasse, um die ihr vom Könige bestimmte monatliche Rente in Empfang zu nehmen. Der Intendant bemerkte ihr, daß er ohne die Unterschrift des Königs keine Rechnung honoriren könne. Hierauf verfügte sich Lola zum König und klagte ihm dieses Benehmen. Sogleich ging derselbe Arm in Arm mit ihr zum Intendanten und bedeutete ihm, Lola ihre Rente auch ohne seine Unterschrift auszubezahlen, worauf dieselbe noch hinzusetzte: „Nicht wahr, Majestät, und ich kann befehlen."

Man sagt auch, Lola beziehe aus der Theaterkasse einen Quiescenzgehalt als Hofballettänzerin.

Die Schönheit, die Anmuth und den Liebreiz seiner Lola besang der König in den hier folgenden drei Gedichten, welche

er ihr auf himmelblauer Seide geschrieben auf einem Sammetkissen nebst anderen eleganten und reichen Beigaben überreichen ließ. Wir theilen diese Gedichte, die man als Gelegenheitsgedichte und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt betrachten muß, so mit, wie sie in Abschriften hin und wieder in's Publikum gelangten, können aber für die Correctheit nicht stehen.

I.

Leuchtend himmlisch blaue Augen,
Gleich des Südens Aether klar,
Die in Seligkeiten tauchen,
Weiches, glänzend schwarzes Haar; —
Heitern Sinnes, froh und helle,
Lebend in der Anmuth hin,
Schlank und zart, wie die Gazelle,
Bist Du, Andalusierin!
Edelstolz, doch treu hingebend
Ohne Falsch das Herz dem Herzen,
Giebst Du in der Liebe Gluthen
Höchste Wonne sonder Schmerzen.
Voll von Feuer, voll von Leben,
Fremd der Leidenschaftlichkeit,
Ist Dein Wesen, ist Dein Streben
Vom Alltäglichen befreit.
In dem Süden ist die Liebe,
Da ist Licht und da ist Gluth,
Da im stürmischen Getriebe
Strömet der Gefühle Fluth.
Wonne muß die Seele trinken,
Tönt zur Zither Dein Gesang,
Hin zu Deinen Füßen sinken
Machet Deiner Stimme Klang;

Auf's Entzückendste erscheinest
Du hier in der Anmuth Glanz,
Hohes, Liebes hier vereinest
Reizend Du in Einem Kranz.

II.

Süßer Liebe Strahlen drangen
Durch des Lebens düst'res Grau,
Das Gewölke ist vergangen,
Und der Himmel wieder blau.
Laß auf's Neu den Dichter schwärmen,
Ohne Lieb' erstarrt das Blut,
Laß ihn wieder sich erwärmen
An der Liebe ew'ger Gluth!
Wenn sich still die Tage gleichen,
Kein Gefühl das Herz bewegt,
Muß des Dichters Muse schweigen,
Freudenarm und unerregt.
Jetzt, von Liebe hochgetragen,
Mir des Ird'schen Last entweicht,
Zaub'risch fühl' ich's in mir tagen
Und das Leben wieder leicht.
In des Aethers lichte Höhe
Sich verklärt die Seele schwingt,
Wenn ich weil' in Deiner Nähe,
Wo mich Seligkeit umschlingt.

III.

Nicht den Geliebten kannst Du betrüben, Dir fremd sind die Launen,
Mit dem Liebenden nie treibst Du ein grausames Spiel.
Selbstsucht kennest Du nicht, hingebendes göttliches Wesen!
Gut ist Dein liebendes Herz, treu Dein wahrhaft Gemüth.
Glücklich willst Du den seh'n, der Dich liebt, dann bist Du es selber:

Weiß es der Liebende gleich, immer doch hört er's erfreut,
Daß geliebt er werde, daß ewig Dein Herz ihm gehöre.
Nicht, wie's von Andern geschah, bist Du darüber ihm still,
Nein! auf's Neue stets sagst Du dem Liebenden, daß Du ihn liebest,
Und Alles dies ertönt immer beseligend neu.
Die Italienerin reicht im Meere von bitteren Qualen
Tropfen der Seligkeit dar; — Seligkeit, Seligkeit nur
Lässest Du, Spanierin, mich entzückend, begeisternd empfinden;
In Dir, Göttliche, fand Liebe im Leben ich nur.

Ich frage abermals, wie ein Mann, der sich mit so ernsten Dingen beschäftigte, sich so weit vergessen konnte, sich zum Herolde dummer Schwätzer zu machen und dem Publikum Dinge aufzutischen, welche nichts beweisen, als die Lächerlichkeit und Kleinlichkeit meiner Feinde?

Und blickt weiterhin aus diesen Geschichtchen nicht der blanke Neid hervor, daß eine Tänzerin eine Equipage und ein Palais hat, welches diese Herrn gewißlich auch sehr gern gehabt hätten, und welches sie jederzeit mit Dank und vielleicht auch mit Undank angenommen haben würden?

O, ihr guten Leute, ihr wollt es vielleicht auch nur unter der Blume sagen, daß ein Monarch lieber sein Geld dafür ausgeben sollte, sich noch mehr Undankbare, sich noch mehr Egoisten, die sich wahrlich um den Schweiß des Volkes sehr wenig bekümmern und stets für Steuervermehrung sind, zu vermeintlichen Freunden und Stützen des Thrones zu machen?

Daß ich den Armen reiche Gaben mitgetheilt habe, als ich im Stande war, dies zu thun, das werden hoffentlich noch die vielen Dürftigen, welche nie ohne klingenden Trost von mir fortgegangen sind, um derentwillen ich oft genug den König angegangen bin, gedenken. Ich verzichte freilich auf alle Dankbarkeit, aber ich glaube wenigstens, daß es unter dem

armen Volke nicht Undankbarere giebt, als unter den großen Herren, welche glauben, das Volk und der König ist ganz allein für sie in der Welt.

Was aber die Gedichte betrifft, welche der König an mich gerichtet haben soll: — nun, man weiß es ja, daß der König ein Dichter ist, welcher nicht allein für mich Verse machte. Als wenn es ein großes Verbrechen wäre, als König auch Dichter zu sein.

Aber ich sage dennoch, diese Gedichte — sind nicht wahrheitsgetreu.

Man hat wohl etwas erlauscht, — denn ich glaube wohl, daß es an Lauschern nicht fehlte, — aber doch nicht Alles.

Ihr Thoren wolltet Alles wissen, aber es ist gut für euch, daß ihr nicht Alles wißt, ihr würdet über euer vages Geschwätz und euer falsches Urtheil selbst erröthen müssen!

Hundertdreiundfünfzigstes Kapitel.

Gräfin v. Landsfeld.

Die alten, entlassenen Minister wollten mich durchaus nicht zur Gräfin machen, vielleicht waren sie der Ansicht, daß das adlige Blut, welches in ihren Adern floß, über das gräfliche Wappen einer Tänzerin erblassen würde. Ich möchte aber nach den Ahnen dieser Herrn fragen, freilich würde ich etwas weiter hinaufgehen, als ihr Stammbaum reicht, und ob ich dann nicht die Gelegenheit hätte, in die Boutique irgend eines Krämers einzutreten?

Ich wurde also dennoch Gräfin, und der neue Minister von Maurer nahm keinen Anstand, die Verordnung des Königs in Bezug anf die Adelsverleihung an mich zu unterzeichnen.

Es ist wahr, es war ein großes Unrecht von dem Herren, nicht erst den König zu fragen:

Majestät, welches sind denn die Verdienste, um derenwillen die Tänzerin Lola Montez Gräfin v. Landsfeld werden sollte? Sie hat sich ja weder im Kriege beim Todtschlagen, noch im Frieden beim Münzschlagen ausgezeichnet, sie hat weder neue Theorien des Staatsrechtes, noch neue Systeme für den lei-

denden Unterthanengehorsam, so lange ihn gewisse Leute für gut befinden, erfunden. Womit hat sie also eine gräfliche Krone verdient?

Der Herr Minister dachte sicher:

Sie kann eine Gräfin sein, so gut wie manche andere.

Und wo nicht; — adelt sie nicht die Neigung eines Königs? —

Ganz gewiß, daß war ein consequenter Gedanke.

So denkt ein wahrer Königsfreund.

Das Diplom, welches mir den bayerischen Adel verlieh, lautete, wie folgt:

„Wir, Ludwig, König von Bayern ꝛc. ꝛc. urkunden und bekennen hiermit, daß Wir beschlossen haben, die aus spanischem Adel geborene Maria v. Porris und Montez (Lola Montez) in den gräflichen Stand unter Benennung einer Gräfin v. Landsfeld allergnädigst zu erheben. Indem Wir daher derselben aus königlicher Macht die gräfliche Würde Unseres Königreiches mit den damit verbundenen Ehren, Rechten und Vorzügen ertheilen, wollen Wir, daß sie sich des nachbeschriebenen Wappens bediene, bestehend aus einem deutsch gevierteten Schilde. In dem ersten rothen Felde erscheint ein aufrechtstehendes blankes Schwert mit goldenem Griffe, in dem zweiten blauen ein streitfertiger, gekrönter, goldener Löwe, in dem dritten, gleichfalls blauen, ein silberner, links gewendeter Delphin, und in dem vierten weißen Felde eine blaßrothe Rose. Auf dem Schilde ruht, mit rechts von Blau und Gold, links von Roth und Silber abhangenden Helmdecken, eine gräfliche, mit neun Perlen geschmückte Krone. Kundgethan sei Dieses allen Kron-

und Reichsbeamten, allen Unseren höheren und niederen Dienern und allen Unseren Unterthanen insgemein, damit sie die Maria Gräfin v. Landsfeld nicht nur selbst für gräflich erkennen, sondern sie auch, wie es ihr Amt und ihre Pflicht erfordert, dabei handhaben, indem Unser Wille ist, daß Jeder, der dieser Verleihung entgegenhandeln sollte, durch den Fiskal Unserer Krone vor die Gerichte gefordert und sowohl wegen Verletzung Unserer Befehle, als wegen Mißkennung wohlerworbener Befugnisse eines Dritten zur öffentlichen und Privatgenugthuung zugleich ohne alle Nachsicht angehalten werden soll. Zur Bestätigung Alles dessen haben Wir eigenhändig Unseren königlichen Namen unterzeichnet und Unser Reichs-Insiegel anfügen lassen.

So geschehen in Aschaffenburg, 14. Juli 1847 p. Ch. n., 26. Reg.

Ludwig.

Maurer."

So war ich also trotz aller Stürme, welche mehr als einmal die arme Tänzerin zu zerschellen drohten, am Ziele.

Ich war nicht mehr Tänzerin, ich war Gräfin.

Ich hatte, wie mein guter Freund sagte, ein Palais, eine Equipage, Bedienten, Silberzeug und Geld, so viel ich wollte.

Das klingt Alles außerordentlich, und die Philister sperrten darüber Mund und Augen auf; — aber ich frage warum? —

Es ist auch gewißlich wahr, daß die Krone, welche man mit seinem Herzen erringt, mehr werth ist, als die Kronen und Lorbeerkränze, welche man für die Kunst der Füße einerntet.

Das deutsche Volk, die Bayern, das Münchener Publikum

wollten von mir nichts wissen als Tänzerin, warum konnte es nicht mit mir als Gräfin sein Heil versuchen?

Bitte, versucht es nur ein wenig, — ihr müßt.

Ich werde mich euch jetzt als Gräfin zeigen, und meine Schuld wird es nicht sein, wenn euch mein Debüt abermals nicht zusagt.

Hört, ich werde euch eine Geschichte erzählen:

Einst kam der König zu mir, und ich sah es ihm an, daß er sich in sehr getrübter Stimmung befand.

Ich fragte ihn:

Sire, was ist Ihnen begegnet?

Nichts, liebe Lola, versetzte er; ich habe mich diese Nacht damit beschäftigt, einige Petitionen zu lesen, welche mir der Minister v. Maurer zur besonderen Berücksichtigung empfohlen hat. Mich verlangte danach, sie selbst zu lesen, da ich mich an diesem Abende einmal besonders glücklich fühlte. Ach, ich sehe, daß auch ein König nicht überall helfen kann, so gerne er auch möchte.

Also es betrifft keine Geldunterstützung? fragte ich den König.

Wie glücklich wäre ich, wenn überall nur Geld da sein müßte, um zu helfen; zwar auch in dieser Beziehung sind unsere Mittel beschränkt, aber es läßt sich mit gutem Willen doch sehr viel thun. Aber nicht immer ist das Geld der Schlüssel zu dem Glücke, um welches wir Könige so oft von unseren Unterthanen angefleht werden, und für welches man uns so leichtfertig verantwortlich macht.

Darf ich den Inhalt der Petition wissen, Sire, der zu willfahren außer den Grenzen Ihrer Macht steht?

Es ist ein alter Mann, einer meiner Beamten, welcher sich an mich wendet und um Begnadigung für seinen Sohn bittet,

welcher sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht hat und jetzt nach dem Gesetze dafür büßen muß.

Und Ew. Majestät finden keine Veranlassung zur Milde, zur Begnadigung?

Nein, meine liebe Lola. Wenn ihm, so müßte ich noch vielen Anderen verzeihen, deren Väter nicht so glücklich sind, mir nahe genug zu stehen, um ihre Bitte bis an mich gelangen zu lassen.

Sire, sagte ich, würde es mir vergönnt sein, die Petition zu lesen?

Und zu welchem Zwecke? fragte der König.

Sire, es ist nur eine Neugierde, nichts weiter, aber ich bitte darum, wenn es irgend möglich ist, daß Sie dieselbe zu befriedigen geruhen.

Noch am andern Tage erhielt ich die Petition. Der Name, mit welchem sie unterschrieben war, gehörte einem meiner Gegner an. Doch hatte sich derselbe klug genug von allen Demonstrationen ferne gehalten; der König hatte keine Ahnung davon, daß dieser Beamte im Geheimen gegen ihn und mich intriguirte.

Nun, ich will mich einmal ordentlich rächen, dachte ich, und als mir bald darauf die Ehre des königlichen Besuches wieder zu Theil wurde, drang ich so lange in den Monarchen, bis er gewährte und den jungen Sünder vollständig begnadigte.

Später wurde mir hinterbracht, daß der Vater die Verzögerung der Begnadigung seines Sohnes meinen bösen Einflüssen zugeschrieben hatte.

So gerecht sind diese Männer!

Ach, ich könnte noch viele solche Geschichten erzählen.

Aber wenn eine Frau, welche man gerne mit den gehässigsten Isinuationen beleidigt und in der Achtung der Welt

herabzusetzen sucht, es zeigt, daß sie eine bessere Würdigung verdient hätte, dann spielt die Welt gern den ungläubigen Thomas.

Diese Welt! die so gläubig ist, gilt es dem bösen Leumund zuzulächeln.

Diese Welt! welche Alles haßt, was sich über die Gemeinheit erhebt.

Diese Welt! welche unaufhörlich das Wort Sitte und Schicklichkeit im Munde führt und keine Ahnung davon hat, wie Beides mit der Barmherzigkeit zusammenhängt.

Hundertvierundfünfzigstes Kapitel.

Eine Soirée.

Das wichtigste Wesen im Paradiese. — Von den Schlangen. — Die Sitte und das Leben. — Die Tänzerin am Niagara-Fall. — Die Frauen und die Moden. — Gefährliche Menschen.

Welche Frau würde an meiner Stelle nicht einige Launen, Einfälle und Wünsche gehabt haben, welche demjenigen, der gerne Alles an einer Person mit feindlichen Augen betrachtet, als Verbrechen oder doch wenigstens als unerträgliche Thorheiten erscheinen? So gab es denn Leute genug, welche Alles, was ich that, für tadelnswerth und gegen die Würde eines Volkes hielten, dessen König mich mit Achtung und Auszeichnung behandelte. Ich will nicht an die große Glocke hängen, was ich Gutes that und wirkte, wie ich meine Stellung benutzte, um Noth und Elend zu lindern, wenn es sich vertrauungsvoll an mich wendete; ich will von diesen schlimmen Launen nicht reden, welche stets Ausfluß eines beglückten Herzens waren, welches sich dazu drängte, von der Fülle seines Glückes mitzutheilen, wo sich ihm die günstige Gelegenheit bot: nein, ich will jetzt nur von den wirklich schlimmen Launen reden, die wirklich die bittere Feindschaft verdienten, mit welcher man mich beehrte.

So war es eine jener schlimmen Launen, welche eine geistreiche Unterhaltung über Alles liebte und mit welcher ein geistreicher König, der vielen Fadheiten seiner Umgebung müde, sympathisirte.

Sire, sagte ich eines Tages, ich habe da einen sehr närrischen Einfall, aber seine Erfüllung würde mich sehr glücklich machen.

Und der König sagte:

Wenn er nicht mehr, als närrisch ist, meine liebe Lola, sei er Ihnen im Voraus gewährt, denn was schadet es, daß eine Narrheit mehr oder weniger unter Gottes Sonne geschieht?

Ich möchte eine Soirée geben, versetzte ich, bei der ich Männer aus allen Landen, von jedem Fache und aus jeder Klasse der Gesellschaft um mich sehen möchte.

Nun, diese Narrheit ist ganz unvernünftig klug, sagte der König lachend, und eben deshalb glaube ich, daß Ihre Idee unausführbar sein wird; denn ich bezweifle, daß in München, ja selbst in meinem ganzen Königreiche Männer aus allen Ländern anwesend sein werden, und selbst wenn dies der Fall sein würde, werden sie schwerlich alle Stände der menschlichen Gesellschaft repräsentiren.

Sire, entgegnete ich, Sie sind König und sehen nur die Chimborassos Ihres Reiches oder Ihrer Hauptstadt, aber München ist eine volkreiche Stadt und wenn Sie wüßten, was in dem weiten, geheimnißvollen Schooße einer volkreichen Residenz lebt! Wollen Sie mir die Sache überlassen, Sire, und mir die Erlaubniß geben, die Mittel in Bewegung setzen zu können, von denen ich glaube, daß sie mich zum Ziele führen werden?

Der König ertheilte mir mit Freuden hierzu die Vollmacht,

und ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als das Fremdenregister der Münchener Polizei nachzusehen, und siehe da, ich fand ziemlich vollständig das, was ich suchte.

Ich theilte dem Könige meine Entdeckung mit und er war gleichfalls sehr erfreut, daß ich meine Idee wenigstens vollständiger, als er vermuthet hatte, durchführen konnte.

Se. Majestät waren so gnädig, mir unter gewissen Bedingungen Seine Gegenwart bei der Soirée zuzusichern.

Ich nahm also meine Liste und traf meine Auswahl.

Ich war so glücklich, Fremde aus neun Nationen zu finden, welche sämmtlich verschiedenen Ständen angehörten und deren Rang und Eigenschaften ihnen eine solche Stellung gab, daß ich sie ohne Anstoß einladen konnte, an einer Gesellschaft Theil zu nehmen, welche der König mit seiner Gegenwart beehren wollte. Es waren nämlich Engländer, Franzosen, Schweden, Russen, Holländer, Amerikaner, Italiener, und sogar ein Türke in München anwesend, welche fast sämmtlich im Auftrage ihrer Höfe nach München gesandt waren; ich ließ ihnen eine Einladung zukommen, und die Herren versprachen, sich sämmtlich bei mir einzufinden.

Ich hatte auf diese Weise das Vergnügen, viele Abende in der geistreichsten Gesellschaft zu verleben, indem ich mir die Soiréen der Madame Rontow in Moskau zum Muster nahm und es zum Gesetze machte, daß jedes Mitglied unserer Gesellschaft irgend einen interessanten Gegenstand oder interessante Erfahrungen zum Besten geben mußte.

Ich werde aus diesen Unterhaltungen einige der interessantesten niederschreiben, da sie es verdienen', dem Publikum mitgetheilt zu werden.

Ich muß wohl, böse oder übel, mit mir selbst beginnen,

denn natürlich verlangte die Gesellschaft, daß ich den Cirkel mit Anwendung meines Gesetzes auf mich selbst beginne.

Sie haben eine erfahrungsreiche Jugend hinter sich, sagte man mir, Sie haben die meisten Länder Europas besucht, Sie sind in Indien groß gezogen, wer könnte in dieser Gesellschaft interessantere Dinge, als Sie berichten?

Nun wohlan, meine Herren, ich bin gern erbötig, diesem Wunsche nachzukommen, ich weiß nur nicht recht, womit ich beginnen soll. Gestatten Sie mir, eine Weile über den zu wählenden Gegenstand nachzudenken.

Nach einigen Sekunden setzte ich hinzu:

Ah — der Gegenstand ist gefunden. Meine Herren, ich werde mit einem sehr wichtigen Mitgliede aus dem Paradiese beginnen. Rathen Sie, mit welchem?

Nun, sagte der Herr v. Cornic, ein französischer Seeoffizier, Sie werden also mit unserer Frau Mutter, der Dame Eva, beginnen.

Weit gefehlt, mein Herr.

Mit wem sollten Sie sich anders zu schaffen machen, Frau Gräfin, sagte der Herr v. Meden, ein Russischer Diplomat als mit dem Engel, welcher unsere Eltern aus ihrem Eden gejagt hat?

Glauben Sie, daß ich mit dem Engel deshalb hadern werde? fragte ich; meine Herren, Sie müssen zugeben, daß ohne strenge Polizei keine Gesellschaft, viel weniger eine Welt zu regieren ist. Unsere Voreltern hatten gesündigt, ihnen mußten die Strafen werden.

Eine so kleine Gesellschaft, sagte der Herr F..., ein höherer französischer Polizeibeamter, wie die im Paradiese, würde

ich ohne alle polizeiliche Aufsicht lassen und ich würde um Ruhe und Ordnung nicht besorgt sein.

Sie müssen aber bedenken, wandte der Herr v. Stoma, ein holländischer Banquier, ein, daß zu dieser kleinen Gesellschaft eine Frau gehörte.

Wie, Herr v. Stoma, sagte ich, glauben Sie, daß wir Frauen so schwer zu regieren sind?

Das wollte ich nicht sagen, aber ich glaube, eine Frau, welche die Langeweile plagt, ist zu Allem fähig, und ich dachte daran, daß Eva dieser Langeweile im hohen Grade ausgesetzt gewesen ist, da sich ihre Wirthschaft von selbst machte.

Ich will das Erstere zugeben, wandte ich ein, aber ich glaube nicht, daß Eva so wenig in ihrem Paradiese zu thun gehabt hat, ich denke im Gegentheil, daß sie recht gut ein paar Dutzend Gehülfen und Gehülfinnen hätte gebrauchen können. Aber, zu unserem Thema zurückzukommen, Sie haben noch immer nicht gerathen, von welchem Wesen ich sprechen wollte, und ich werde Ihnen nun sagen, daß ich — die Schlange meine.

Wahrhaftig, das hätten wir doch eigentlich rathen müssen, rief der Herr Franzose, ich behaupte sogar, daß die Schlange nicht nur ein wichtiges, sondern das wichtigste Wesen im Paradiese war, denn — wir Alle haben ihr unser Dasein zu verdanken.

Das ist ein argumentum ad hominem, sagte lachend der Engländer.

Es wurden nun über diesen Gegenstand noch viele Späße gemacht, welche theil's recht artig, aber auch zuweilen etwas unartig waren, und nachdem man sich herzlich ausgelacht hatte, erzählte ich einige Scenen aus meinem Leben in Bengalen,

die ich hier, da sie die Leser noch nicht kennen, wieder erzählen will.

Auf einer Reise ist in Hindostan Derjenige, der einer Abtheilung Militär, das sein Cantonnement mit einem andern vertauscht, sich anschließen kann, zwar vor Tigern und andern Raubthieren sicher, aber giftige Schlangen bedrohen ihn fast an jedem Rastorte, da die Zelte gewöhnlich abseits von der Landstraße in wenig besuchten Gegenden aufgeschlagen werden. Ich saß eines Tages mit Mistreß M., der Gattin eines Capitäns der Infanterie, in ihrem Schlafzelte; ihre drei Kinder, von denen das eine noch sehr klein war, hatten sich eben auf Matratzen am Boden schlafen gelegt, als eine große Cobra Capella (eine der giftigsten Schlangen), die etwa vier Fuß lang sein mochte, hereinkroch, sich um das Lager herumwand und zwischen zweien der Kinder liegen blieb. Ich kann das Entsetzen nicht beschreiben, von dem wir Beide, besonders aber meine Freundin, ergriffen wurden; es hatte zum Glück die Wirkung, daß wir ganz verstummten, denn der schwächste Schrei oder die leiseste Bewegung würde höchst wahrscheinlich den Tod eines der Kinder zur Folge gehabt haben. Etwa fünf Minuten lang blieb die Schlange ruhig; dann setzte sie sich wieder in Bewegung und kroch durch die entgegengesetzte Thür aus dem Zelte. Jetzt erst konnte Mistreß M. einen durchdringenden Schrei ausstoßen; ich für meinen Theil sprang auf, eilte hinaus und rief um Hülfe. Ein Soldat kam herbei und tödtete die Schlange, die erst eine kurze Strecke weit fortgekrochen war.

Eines Morgens hatten wir eben erst unsere Station erreicht, und da mein Zelt noch nicht ganz im Stande war, so frühstückte ich mit Mistreß S., der Gattin des kommandirenden Officiers. Meine Freundin wollte andere Kleider anziehen,

die man unter die Matratze ihres Palanquins gelegt hatte; als aber die Kleider weggenommen waren, bemerkten wir mit großem Schrecken eine Schlange, die, zum Knäul geballt, auf dem Boden des Palanquins lag. Mistreß S. hatte während eines Marsches von Elf Englischen Meilen drei Stunden lang über dem gräßlichen Thiere liegend geschlafen, ohne Etwas davon zu ahnen. Auch in den Cantonnements sind die Schlangen sehr zahlreich. Ich saß eines Abends auf meinem Balkon, als plötzlich eine Schlange von ungefähr drei Fuß von dem Dache, wo sie zwischen Schmarotzer-Gewächsen versteckt gewesen, dicht an meinem Stuhle sich herunter schnellte. Oberst S., der zufällig bei mir saß, hatte zum Glück einen leichten Stock in der Hand, womit er dem Thiere einen Streich versetzte, daß es auf der Stelle todt blieb. Bei einer andern Gelegenheit weckte mich eines Morgens meine Dienerin mit dem Angstruf: Stehen Sie auf, Mistreß, um Gottes Willen! eine große Schlange! Ich fuhr im Bette empor und erblickte das Ungeheuer, das sich gemächlich um den Bettpfosten wand, während sein spitzer Kopf mit dem züngelnden Maule wohl einen Fuß hoch über das Bett emporragte. Als die Schlange getödtet war, fand sich's, daß es eine Cobra Capella von sechs Fuß zwei Zoll gewesen.

Ein Offizier hatte die sonderbare Grille gefaßt, eine Anzahl Schlangen bei sich zu unterhalten und, wo möglich, zu zähmen. Die Schlangenfänger brachten ihm Exemplare von allen Spielarten, die aber zuvor durch Ausreißen der Giftzähne unschädlich gemacht waren. Zwei bis drei Jahre lang hatte der Offizier diese Liebhaberei getrieben; eines Tages aber, als er eben seine Schlangen in gewohnter Weise mit Gift fütterte, biß ihn eine derselben in die Hand. Er untersuchte sie und bemerkte, daß ihr Giftzahn wieder gewachsen war und

eine neue Quantität Gift sich wieder angesammelt hatte. Sogleich ließ er die ganze Schlangenzucht, die er mit solchem Eifer gepflegt, umbringen, aber leider zu spät, denn er selbst starb zwei Tage darauf, trotz aller Gegengifte, welche die Aerzte an ihm erprobten. In den meisten Fällen erfolgt der Tod schon wenige Stunden nach empfangenem Bisse, jener Offizier mußte vermuthlich deswegen ein paar Tage lang leiden, weil die zweite Absonderung des Giftes in ihren Wirkungen schwächer sein soll, als die erste.

Es ist interessant, den Schlangenfängern zuzusehen, wenn sie des giftigen Wurmes sich bemächtigen. Sie überfallen das Thier unversehens, fassen mit der linken Hand den Schwanz, und fahren mit der Rechten den Rücken herauf bis zum Halse. Sobald sie die Kehle gepackt haben, lassen sie den Schwanz los. Die gewürgte Schlange windet sich um den Arm und, wenn sie lang genug ist, auch um den Körper des Mannes; dabei streckt sie ihre gespaltene Zunge heraus und zischt fürchterlich. Jetzt wird ihr Giftzahn mit einer langen Kneipzange herausgebrochen, und dann ist sie, wenigstens so lange bis der Zahn wieder gewachsen ist, unschädlich. Diese Operation ist aber sehr gefährlich; denn wenn die rechte Hand des Schlangenfängers über den Hals hinweggleitet, so daß er die Kehle nicht packen kann, so vermag nichts den armen Teufel zu retten, der um einige Pence sein Leben wagt.

Es ist eine eben so merkwürdige, als unbestreitbare Thatsache, daß die Cobra Capella durch Musik angelockt wird, daher begleitet den Schlangenfänger gewöhnlich ein Knabe, der auf einer Art von Flöte spielt. Die Schlange folgt dem Knaben gern nach und scheint sehr befriedigt, sobald er aber mit Pfeifen aufhört, erhebt sie den Kopf, als wäre sie über die plötzliche Pa s e ungehalten.

Einst saß ich auf einem offenen Balcon, der nur um ein Paar Stufen über den Garten erhöht war und spielte Guitarre. Während meines Spiels hatte sich eine Schlange eingefunden, die bis auf die zweite Stufe kroch und daselbst eine Zeitlang liegen blieb. Ein Herr, der zu Pferde in den Garten kam, bemerkte das Thier und winkte mir, ich möchte fortspielen, weil er die Schlange gerne beobachten wollte. Ich klimperte noch einige Minuten, binnen welcher Zeit die Schlange vollkommen ruhig blieb, dann brach ich plötzlich ab, sogleich reckte sie den Kopf in die Höhe, schnellte sich eine Weile auf den Stufen hin und her und kroch dann in ein benachbartes Gebüsch. Der Herr war unterdeß abgestiegen, kam zu mir und bat mich, die Guitarre wieder vorzunehmen, um den tödtlichen Feind in sein eigenes Verderben zu locken. Ich that ihm den Gefallen; die Musik hatte dieselbe Wirkung wie zuvor, und das arme Geschöpf wurde bald darauf getödtet.

Es giebt in Bengalen außer der Cobra Capella noch viele Schlangen, deren Biß tödtlich ist, die aber selten ihre Dickichte verlassen. Am bekanntesten sind: die sogenannte Teppich-Schlange, die grüne Schlange und die Cobra Manilla. Die grüne Schlange verweilt gern auf Bäumen; vor ihr kann man sich auch weniger wahren, als vor den übrigen, weil sie die Farbe des Laubes hat. Die Cobra Manilla ist die kleinste Art dieser lebensgefährlichen Reptilien, sie wird nicht länger als ein Regenwurm.

In dem Kopfe der Cobra Capella findet sich ein kleiner Stein oder Knochen, dem die Eingebornen große Heilkraft zuschreiben. Sie behaupten, diese Substanz ziehe alles Gift aus dem Theile, in welchen eine Schlange gebissen, und bleibe auf keiner Wunde liegen, die nicht Gift enthalte. Der Bediente eines Offiziers, welchen letzteren eine Cobra Capella ge-

bissen hatte, war zufällig mit einer solchen Substanz versehen, er drückte sie auf die Wunde, und in wenigen Augenblicken klebte sie an derselben fest. Als der Arzt ankam, ersuchten ihn die Bedienten alle, den Stein doch ja nicht wegzunehmen, indem ihr Herr sonst unfehlbar sterben würde. Der Arzt konnte zwar ihren Glauben nicht theilen, aber, die guten Leute nicht zu kränken, versprach er, den Stein unberührt zu lassen, und sagte, daß er nur ein Mittel gegen die Entzündung der benachbarten Theile, die schon bedeutend war, anwenden wollte. Dies Mittel hatte die Wirkung, daß der Stein von selbst abfiel. Alle Anstalten, die man zur Rettung des Officiers machte, waren fruchtlos, er verschied unter großen Qualen nach zwölf Stunden. Der Stein wurde in ein mit Milch gefülltes Becken gelegt und schwitzte sofort eine gelbliche Flüssigkeit aus, die sich an der Oberfläche sammelte. Diese Flüssigkeit mußte Gift sein, denn ein Hund, dem man sie zu trinken gab, verendete nach wenigen Minuten. Ich erzähle nur eine Thatsache und will nicht behaupten, daß jene Substanz, wenn sie auf der Wunde geblieben wäre, den Offizier am Leben erhalten hätte; auch weiß ich nicht, ob derselbe Stein, ein zweites Mal angewendet, von gleicher Wirkung gewesen wäre.

Es giebt ein merkwürdiges, kleines Säugethier, der Monguhs*) genannt, welches ein noch unerforschtes Mittel besitzt, um den Biß der Giftschlange, freilich nur ihm selber, — unschädlich zu machen. Der Monguhs ist von aschgrauer Farbe und ähnelt einem Meerschweinchen. Er bekämpft und tödtet jede Schlange, ohne daß ihm ein Leid widerführe. Empfängt er, was nicht selten geschieht, einen Biß, so eilt er dem ersten besten Gebüsch oder Wasser zu, verweilt daselbst einige Minu-

*) Monguste, Ichneumon, Pharaos-Maus.

ten und rückt dann von Neuem gegen den Feind los. Fast immer gelingt es dem Monguhs, seinen Gegner zu tödten, und noch weiß man kein Beispiel, daß eins dieser Thierchen an den Folgen des Bisses gestorben wäre. Man hat mehrere Monguhse, die frisch aus dem Kampfe kamen und von der Schlange gebissen worden waren, getödtet und zerlegt, um wo möglich zu entdecken, was für ein Gegengift sie einnehmen, aber es ist keine Art von Substanz, die zu der Entdeckung führen konnte, in ihrem Magen gefunden worden. Der Monguhs ist übrigens ein ganz harmloses Geschöpf, das nur ausschließlich gegen Schlangen zu Felde zieht.

Mit diesen Schlangengeschichtchen hatte ich also unsere Soirée gewissermaßen eröffnet, und nun sollten die anderen Herren daran, aber jetzt begann die Etiquette uns einen häßlichen Streich zu spielen, denn es handelte sich darum, wer nun die Unterhaltuug weiter spinnen sollte?

Endlich kamen wir darin überein, daß das Alter entscheiden sollte.

Der Aelteste in der Gesellschaft war der Herr von Martinique, ein französischer Professor, welcher erklärte, daß er in seinem Leben nichts sonderlich Auffälliges erlebt habe, daß er aber von früher Jugend an im Kampfe mit den gesellschaftlichen Formen lebe, denen sich zu accomodiren ihm immer schwer geworden sei, er wolle sich daher erlauben, dasjenige, welches er über diesen Gegenstand, über die Gesellschaften und Schicklichkeitsformen denke, der Gesellschaft mitzutheilen.

Wir waren damit vollkommen einverstanden, namentlich hatte dieser Gegenstand für mich ein besonderes Interesse, da mein ganzes bisheriges Leben ja gewissermaßen auch ein Kampf gegen die gesellschaftlichen Formen, insofern sie namentlich die Stellung der Frauen in der Gesellschaft betrafen, gewesen ist.

Der Franzose ließ sich folgendermaßen aus:

Die Sitte und die Schicklichkeitsgebote sind aus einem stillschweigenden Vertrage hervorgegangen, den die Menschen unter einander abgeschlossen haben. Sie sind in keinem Gesetzbuch verzeichnet. Beständig wechseln sie nach der Verschiedenheit der Oerter, der Gewohnheiten, der geistigen Eigenthümlichkeit, und beruhen vorzüglich auf dem persönlichen Vortheile der menschlichen Achtung und dem Wohlwollen. Man kann sie ganz gut vernichten, ohne die Gesellschaft aufzulösen, aber das Räderwerk derselben wird hart und knarrend zusammenschnurren.

Die Ausbildung der Sitte hängt von dem Fortschritte der Gesammtbildung ab; zu ihrem Hervortreten ist schon eine gewisse Entwickelung des menschlichen Geistes erforderlich. Bei den Wilden wird man wohl dann und wann eine Spur des Wohlwollens, einen schwachen Schimmer menschlicher Achtung finden, aber durchaus keine Andeutung der Sitten, wenn man nicht etwa die Ehrfurcht der Jugend vor dem Alter, die sich bei ihnen auch nur ausnahmsweise findet, so nennen will. Erst wenn die Gesellschaft sich allmählig organisirt, wenn die Herrschaft des Geistes und der feinen Bildung sich festsetzt, erst dann entsteht die Sitte. Ich fühle einen tiefen Schmerz, ich habe einen Freund verloren. Ein innerer Trieb läßt mich das Mitgefühl meiner Nebenmenschen wünschen; denn wird mein Schmerz nicht wirklich gelindert, wenn ihn Andere theilen? Dieses Mitgefühl, welches ich in Anspruch nehme, finde ich wohl bei Freunden und Verwandten. Wer wird aber den Gleichgültigen hindern, sich in meiner Gegenwart lauten Freudensäußerungen zu überlassen, die meinem Schmerz nur neue Nahrung geben können? Wer wird das Lächeln auf seinen Lippen zurückhalten? Wer den Scherz zurückdrängen, den er loszulassen droht? Ohne Zweifel das Wohlwollen. Aber

wenn dieses Gefühl in ihm schlummert, so vertritt die Schicklichkeit dessen Stelle, so bringt diese den Gleichgültigen zum Erröthen über seine Unempfindlichkeit. Die Schicklichkeit zwingt ihn zum Mitgefühl meines Leidens, und er ist genöthigt, den Ausdruck desselben wenigstens äußerlich anzunehmen.

Die Schicklichkeitsgebote stehen also im engen Zusammenhange mit der Menschlichkeit. Obgleich sie ihrem Wesen und ihrem Ursprunge nach das Resultat freiwilliger Entschließung sind, so werden sie doch bald zu einem Zwange, dem sich Niemand entziehen kann. Wer möchte auch wohl dem andern Menschen gegenüber erklären, daß er des Zartgefühls und des Wohlwollens ermangle? Die falsche Schaam und die Eigenliebe sind die beiden mächtigsten Stützen der Sitte. Es ist hier nicht das Verdienstliche dieses oder jenes Schicklichkeitsgebotes zu erörtern, nicht die Nothwendigkeit oder Vortheile eines zeben. Ihr Vorhandensein genügt schon, um zu beweisen, daß außer den bürgerlichen Verpflichtungen der Mensch der gebildeten Gesellschaft auch noch den Geboten der Sittlichkeit unterworfen ist, die ihn wie ein unzerreißbares Netz umgeben. —

Die Philosophen haben fast alle die Schicklichkeitsgebote angegriffen. Für sie sind dieselben ein leerer Schein, hinter dem die Vorstellung lauert. Andere heben wieder den verweichlichenden Einfluß derselben hervor, der alle Eigenthümlichkeit vernichten, und die Thatkraft lähmen soll.

Es ist möglich, daß dieselben solche Wirkungen gehabt haben. Aber man darf doch wohl fragen, was aus der Gesellschaft werden sollte, wenn die Sitte und die Schicklichkeit verbannt würden. Gäbe es nur reine und wohlwollende Gemüther, so wäre die Schwierigkeit bald beseitigt. Wenn aber in einer Welt, in der die Leidenschaften und die Selbstsucht einen so weiten Spielraum haben, jeder Mensch sich so geben

wollte, wie er wäre, so würde bald keine Gesellschaft mehr möglich sein. Eine Versammlung von Menschen würde sich bald in nichts mehr von den Oertern unterscheiden, wo vernunftlose Wesen wild durcheinander lärmen. Zänkereien und Verdrießlichkeiten würden die Folge einer solchen Ordnung der Dinge sein, die sich nur bei den Wilden aufrecht erhalten kann, und die jede Bildung ausschließt.

Das Bestehen der Sitte ist also eine Nothwendigkeit. Sie giebt die Andeutung dessen, was die Menschen sein würden, wenn sie alle gesellschaftlichen Tugenden besäßen. Freilich ist sie eine bloße Form, aber eine Form, die an den Inhalt erinnert, den diese in sich bergen sollte; und wie oft haben die Bemühungen, diese Formen anzunehmen, schon zum Erwerbe der wirklichen Tugenden geführt. Mit einem Worte, die Sitte ist die stillschweigende Anerkennung des Edlen und Guten in gesellschaftlicher Beziehung.

Es braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, daß hier nicht von den Empfindungen die Rede ist, welche die Natur in unsere Seelen gepflanzt hat. Wer einen geliebten Verwandten oder einen Freund beweint, gehorcht weder einer Verpflichtung noch einem Schicklichkeitsgebot, sondern folgt einem natürlichen Triebe, der nur gewaltsam unterdrückt werden kann. Nicht anders ist es mit allen natürlichen Bewegungen; indem wir diesen nachgeben, gehorchen wir nur uns selbst. Sobald der natürliche Trieb spricht, kann nicht mehr von Fesseln die Rede sein.

Der Mensch, welcher sich gegen die Sitte auflehnt, ist noch kein entartetes Wesen. Man kann ihn bloß, je nach den Umständen, lächerlich oder gefühllos nennen. Seine Strafe liegt in der Meinung der anderen Menschen, in den Reibungen, die er veranlaßt, und in der Absonderlichkeit seiner Stellung.

Vergebens wird er sich mit der dicksten Hülle des Egoismus umpanzern, um sich gegen alle stachligen Angriffe zu wahren, er giebt sich beständig Blößen, und durch die scheinbare Gleichgültigkeit, die er annimmt, bricht der wüthendste Verdruß und Ingrimm durch. Die Reizbarkeit wird durch die Erziehung erhöht, denn Alles, was zur Ausbildung der Sitte beiträgt, dient auch dazu, deren Herrschaft fester zu begründen. In den untersten Klassen der Gesellschaft kann der Mensch die wenigen Förmlichkeiten abschütteln, welche seines Gleichen von ihm fordern; in den höheren Kreisen muß er dem Joche der Sitten seinen Nacken beugen. Sein Gang, seine Haltung, seine Sprache, seine Tracht wird durch tyrannische Gebote geregelt, gegen die er nicht murren darf.

Wenn wir uns indeß dieser Sklaverei unterwerfen, wenn wir die Wohlthätigkeit der Sitte anerkennen, so müssen wir doch gegen alle Gebote Einspruch thun, welche uns die Laune und das, was man Mode zu nennen beliebt, auferlegen wollen. Wenn es mir nicht gestattet ist, mich zu setzen, zu laufen, laut zu sprechen oder offen meine Meinung zu äußern, weil diejenigen, mit denen ich umgehe, daran Anstoß nehmen, so will ich mir das zur Noth gefallen lassen, wie unbequem es auch für mich sein mag. Wenn es mir aber nicht freisteht, mich zu kleiden, wie ich will, meinen Möbeln die Form zu geben, die mir gefällt, so ist das ein unerträglicher Despotismus. Ich bin dann nur ein Sklave ohne freien Willen, der die Livree des Hauses tragen muß.

Mensch, der du frei zu sein wähnest, tritt doch nur in den Salon einer gebildeten Gesellschaft. Bleib aber an der Thüre stehen, denn wenn du nicht gehörig angezogen bist, wirst du nicht eingelassen. Betrachte dich also: Ist dein Rock lang oder kurz genug, hinlänglich weit oder eng? Sind deine

Haare wohlgekräuselt? Mit einem Worte bist du vorschriftsmäßig gekleidet? Gut, du darfst in das Heiligthum dringen. Warum nimmst du denn diese ernste und kalte Stimme an? Warum schweigst du? Du sollst ja sprechen und lächeln, lächeln, selbst wenn dein Herz zerrissen ist; sprechen, selbst wenn du nicht in der Stimmung bist, oder nicht weißt wovon. Was machst du aber jetzt? du wirfst dich nachiässig in einen Sessel, du bist müde, sagst du. Aber du sollst ja gerade stehen, selbst wenn deine Beine dich nicht mehr tragen wollen.

Ihr setzt euch jetzt an die Tafel, welche mit den auserlesensten Gerichten bedeckt ist. Du hast einen verzehrenden Hunger. Deine Hand naht sich fast unwillkührlich dem Brode, welches neben deinem Teller liegt; hüte dich, es anzurühren. Noch ist es nicht Zeit. Du mußt das Ende der ersten Scene des Festes abwarten, denn du würdest ein Verbrechen des Hochverrathes begehen, wenn du das Brod vor der Suppe essen wolltest. Dort ist dein Lieblingsgericht; wie der liebliche Dampf deine Geruchsnerven reizt! Es steht vor dir, aber sieh es nur ohne Begierde an und bleib mit der Hand davon. Vielleicht wird dir auch etwas davon zu Theil, wenn zwanzig Gäste sich die leckeren Bissen ausgesucht haben, nach denen du schmachtetest.

Man sage gegen die entworfene Schilderung, was man will, sie mag lächerlich sein, aber sie ist wahr. Die Formen, welche die Gesellschaft einmal angenommen hat, mögen nun vernünftig oder unvernünftig sein, sie bleiben immer Fesseln, welche wir nicht zerbrechen können, ohne uns von der Gesellschaft loszusagen; und da dem gebildeten Menschen hier keine Wahl bleibt, so muß er sich zum Sclavenloos erniedrigen. Was er an Unabhängigkeit verliert, gewinnt er an Zuvorkommenheit, an Freundlichkeit, am geselligen Tone, die Höflichkeit zahlt ihm alle seine Opfer in gleicher Münze zurück. Wenn

ich mich einer Bewegung enthalte, die meinem Nachbar mißfällt, so wird er dasselbe thun. So findet eine Ausgleichung statt, bei welcher die Gesellschaft nur gewinnen kann.

Der Franzose hatte geendet, und nun kam der Amerikaner an die Reihe, welcher uns eine kleine Skizze aus dem Leben einer berühmten Tänzerin — nämlich der Fanny Elsler mittheilte. Die andern Herren wurden anfangs, wie es schien, bei der Erwähnung der Tänzerin ein wenig verlegen, denn sie hielten diese Anspielung auf meinen frühern Stand für unzart, ich war jedoch weit entfernt ihrer Meinung zu sein; es stände sehr traurig um mein Bewußtsein, hätte ich mich dessen zu schämen, was ich gewesen war, ehe der gütige Himmel mich wieder auf eine höhere gesellschaftliche Stufe hob.

Ich hatte auf meiner Reise nach den Niagara-Fällen, so erzählte der Amerikaner, das Glück, die letzten Meilen bis zu denselben mit der schönen und berühmten Tänzerin Fanny Elsler, zusammen zu reisen. Während der Zeit ihres Aufenthalts bei den Wasserfällen brachte ich eben daselbst zu und ich begleitete die Dame auf ihren verschiedenen Ausflügen in der reizenden Umgegend.

Die letzten dreißig bis vierzig Meilen zeigte sie die lebhafteste Ungeduld, die Wasserfälle zu erreichen. Als wir uns denselben ziemlich genähert hatten, hemmte der Conducteur einmal die Maschine, damit Miß Fanny das Getöse des ewigen Wassersturzes hören könne, o, wie leuchtete da ihr Auge voll Entzückung und Bewunderung. Die Sprache ist zu arm, um das wiederzugeben, was sie mit ihren Blicken ausdrückte, ihr ganzes Antlitz leuchtete vor Freude, als sie endlich die Worte ausstieß:

Das ist die Musik des Donners! —

Als wir den Wasserfall erreicht hatten, wollte sie gar nicht

erst in den Gasthof eintreten, so ungeduldig war sie, diese zu sehen; als endlich der unvermeidliche Herr Hooker, der einsichtsvolle Führer, nach welchem wir gesendet hatten, erschienen war, machten wir uns auf den Weg. Unsere kleine Gesellschaft bestand aus Fanny, ihrem Cousin. dem Führer, mir und noch einigen andern Herren.

Fanny's Benehmen war das eines entzückten Kindes; mit ausgelassener Lustigkeit klatschte sie in die Hände, als wir dem Getöse näher und näher kamen. Beim Hinabsteigen wollte sie auf den Stufen mit der ganzen Ungeduld ihrer weiblichen Neugierde den Kopf wenden, um den Fall zu sehen, aber unser Führer rief ihr zu: Halt! Halt! Miß Fanny, sehen Sie sich jetzt nicht um, nicht eher als ich sie dazu auffordern werde; erst am Fuße dieser Treppe . . . jetzt noch nicht . . . nun blicken Sie durch das Fenster . . . jetzt! —

Fanny wendete nun den Kopf, und der Anblick des herrlichsten Wunders der Welt bot sich ihr dar. Es war in der That ein großes Vergnügen, diesen ersten Blick Fanny's am Niagara-Fall belauschen zn können, der sehnlichste Wunsch ihres Herzens, den sie, wie man mir mittheilte, schon seit vielen Jahren gehegt, war nun erfüllt. Sie staunte das erhabene Schauspiel mit feierlichem Ernst, Bewunderung und innerlicher Lust an, ihre schönen, ausdrucksvollen Augen folgten dem herrlichen Schaumbogen vom Fels zum Himmel, und als sie mit Ehrfurcht, die sich in ihrer ganzen Haltung kundgab, diesen einzigen Weihrauch, den die Wasser als Tribut des Dankes zu Gott hinaufsenden, betrachtet hatte, da senkte sie ihr Haupt, verbarg ihr Antlitz in das Taschentuch und brach in Thränen aus. Sie setzte sich nieder und auf unsere besorgte Frage versetzte sie:

Mir ist nichts, laßt mich weinen.

Das war die Wirkung ihres ersten Blickes auf dies Meisterwerk des Wassergottes. Das Interesse dieser kleinen Scene wurde dadurch noch unendlich erhöht, daß sie nichts Gesuchtes, nichts Studirtes hatte, es war reine Natur, und die Wirkung deßhalb um so größer. Herr Hooker sagte uns nun, daß dieser Anblick für diesmal genug sei, und daß wir nicht weiter vordringen sollten, und so kehrte die Gesellschaft nach dem Gasthofe zurück, um zu Mittag zu speisen.

Während der Mahlzeit schien sie anfänglich sehr angegriffen, dann aber sammelten sich ihre Lebensgeister bei der Unterhaltung wieder, nach einiger Zeit machten wir uns auf, die Wasserfälle zum zweiten Male zu besuchen. Wir überschritten die Brücke und waren bald bei dem runden Thurm angelangt, welcher dicht am Abhange des donnernden, schäumenden und nie ruhenden Wasserfalls sich befindet. Miß Fanny's Erregung hatte diesmal einen ganz andern Character, sie war im höchsten Grade ergriffen und begeistert. Ihren schönen Nacken vorwärts gebeugt, schaute sie sinnend in die gewaltige Masse des tobenden Wassers und wie Byron schien sie zu denken und zu fühlen, daß man wünschen könne, den gefährlichen Sprung zu wagen. Sie nahm die Stellung eines Renners an, der durch den Trommelschlag aufgeregt, zum Sprunge bereit ist. Sie sprach auf die sonderbarste Weise mit sich selbst und dem Wasserfalle, sie redete in allen erdenklichen Sprachen und schien mir geistesabwesend.

Eine naive Aeußerung klang mir besonders lustig. Nachdem sie mehrere Male sich über den Abgrund hinuntergebeugt und wieder zurückgelehnt hatte, ging sie behutsam vom Rande des Wassersturzes hinweg, und dann nach dem tosenden, zischenden Schaum an der Brandung des Canadischen Falles zurück-

schauend, legte sie ihre Arme über einander und rief mit lächelndem, schelmischem Blick:

Quelle mousse extraordinaire! das nenne ich mir Moussiren!

Die ganze Gesellschaft lachte so laut auf, daß für einige Augenblicke sogar das Gebrüll des Niagara davon übertönt wurde. Die Bemerkung war durch ihre Neuheit in Bezug auf den Niagara höchst ergötzlich, und war belustigend durch den Contrast mit der Erhabenheit der ganzen Scene um und neben uns. Einen Tag später besuchte Fanny die Seen nach der Canadischen Seite hinüber, ich bestieg dasselbe Boot, um den Eindruck zu beobachten, den diese Fahrt auf ihre Nerven hervorbringen würde, und wirklich gewann auch, ganz wie ich vermuthete, ihre weibliche Natur hier die Oberhand. Der reißende Strom, der Donner des Wasserfalls, der Schaum, die ganze Scenerie der Umgegend hätten wohl stärkere Nerven anzugreifen vermocht. Sie war einer Ohnmacht nah, und sich mit bleichem Antlitz abwendend stammelte sie:

O, ich fürchte mich.

Am andern Tage war es ihr erstes Verlangen, die Wasserfälle auch von unten in Augenschein zu nehmen; ungeachtet der sehr empfindlichen Kälte, welche wir hatten, beharrte sie bei ihrem Entschlusse. Sie unterzog sich daher den gewöhnlichen Vorbereitungen und legte mit aller möglichen Grazie, die das seltsame Kostüm gestattete, die Kleidung an, welche der Schutzgeist des Ortes hierzu vorräthig hält. Wahrhaftig, rief ihr Kammermädchen, Fräulein Fanny in solchen Schuhen und Strümpfen zu sehen, ist es schon werth, ein wenig zu ertrinken. Was würden sie in Paris zu diesem Aufzuge sagen! Nun ging es unter die Wölbung des Wasserfalles, und auch hier brach Miß Fanny in Ausrufungen des Entzückens aus

über die Erhabenheit des Schauspiels. Sie wollte weiter vordringen, als irgend Jemand vor ihr und nur mit Mühe konnte sie unser Führer von diesem gefährlichen Versuche zurückhalten. Nie in meinem Leben habe ich ein so enthusiastisches Wesen gesehen. Sie las eine Handvoll Kieseln auf, die sie, wie sie sagte, mit nach ihrem Vaterlande nehmen wollte. Dann kehrte sie nach dem kleinen Hause zurück, kleidete sich wieder um und begab sich nach dem Tafelfelsen, um noch einen Abschiedsblick auf eins der großartigsten Naturschauspiele auf Gottes Erdboden zu werfen. In ernste Betrachtungen versunken, stand sie einige Minuten an dem bis zum Himmel sich wölbenden Schaumgebirge, große helle Thränen entrollten ihrem Auge, und die Hände leidenschaftlich in einander schlagend, rief sie aus:

Ich habe die herrlichsten Schöpfungen der Menschen gesehen, aber was sind die Versailles und Fontainebleau's, was sind sie Alle gegen diese überwältigende Gegenwart Gottes in seiner Hände Werk!

Der Führer, Herr Hooker, mahnte endlich die Gesellschaft zum Aufbruch. Als wir einige Schritte gegangen waren, vermißten wir plötzlich Miß Fanny; wir sahen uns um und erblickten sie eine Strecke hinter uns auf den Knieen liegen, und mit religiöser Begeisterung auf den Wasserfall zurückschauend. Nein, sagte Herr Hooker, ich habe manche prächtige Rede von den Leuten gehört, die unsere Wasserfälle besucht haben, aber so etwas ist mir doch noch nicht vorgekommen. Auf dem ferneren Rückwege nach dem Gasthofe sprach sie kein Wort und war tief in Gedanken versunken.

Das war die Wirkung, welche die herrlichen Niagara-Fälle auf Fanny Elsler hervorbrachte, und ich kann wohl gestehen, daß ich mehr diese als jene bewunderte.

Mit dieser naiven Aeußerung beschloß der Amerikaner

seine artige Mittheilung, uud nun kam abermals ein Franzose, der Dr. Raymond, an die Reihe. Dieser Herr machte es nicht besser als der Professor, und wir waren vollkommen damit zufrieden, als er uns erklärte, er würde uns eine kurze Uebersicht des Resultates seiner Studien über die Geschichte der Moden mittheilen.

Jedermann weiß es, begann er, wann das Weib anfing, sich zu verhüllen. Als die Eva gesündigt hatte, wurde sie klug, sie wurde ihre Nacktheit gewahr und bekleidete sich mit einem Feigenblatte. Welche Form dieses Urkleid gehabt habe, davon schweigt die Sage, aber es stellt sich wohl soviel als gewiß heraus, daß es weder eine Robe, noch ein Hembe, noch ein Leibchen war. Nun folgte eine zweite Periode, in welcher sich die Frauen in die Felle der Thiere hüllten, welche ihre Männer und Brüder auf der Jagd erlegt hatten, bis endlich die Kunst, die Wolle zu spinnen und zu weben, andere Sitten in der Art, sich zu bekleiden, herbeiführte. Als Bewohnerinnen der heißen Himmelsstriche suchten sie begierig nach Erleichterung dieser so beschwerlichen Kleidung und machten die angenehmsten Entdeckungen in der Pflanzenwelt, die einen viel leichteren Stoff zur Bekleidung gab. So trugen die Juden lange Zeit nur ein linnenes Kleid, das bei ihrem heißen Klima hinlänglichen Schutz gewährte. Auch die Griechen trugen ein Oberhemd aus demselben Stoff und unter demselben ein Hemd von Wollenzeug. Die Babylonier trugen umgekehrt zunächst dem Leibe das Hembe und darüber einen wollenen Mantel. Schon damals verstand man das Gewebe so fein wie Gaze zu bereiten, und so wurde es im ganzen Orient getragen. Die von Rom aus so berühmt gewordenen coischen Gewänder waren so durchsichtig, daß anständige Damen zuerst sie zu tragen

sich schämten, bis sie mit der wachsenden Sittenverderbniß diese Scheu bei Seite legten.

In den Ländern, welche sich Rom unterworfen hatten, war die römische Tracht vorherrschend; die Französinnen trugen aber noch einen Stock, dessen Knopf die Gestalt irgend eines Thieres darstellte. Die zweite Gemahlin des französischen Königs Robert, Constanze, schlug in einer Aufwallung von Zorn ihrem Beichtvater Stephan mit ihrem Stock die Augen aus. Die römische Kleidung, welche lange Zeit beibehalten wurde, hatte die Gestalt einer weit herabfallenden Tunika und schloß dicht unter dem Halse mit einer Krause. Königinnen und Prinzessinnen trugen bei feierlicher Gelegenheit einen langen Hermelin-Mantel darüber. Unter Ludwig dem Heiligen und seinen Nachfolgern ließen die Edeldamen in ihre Kleidung das Wappen ihres Hauses sticken; Wittwen zogen darüber ein weißes Scapulier mit schwarzen Streifen, die symbolisch ausgedrückten Thränen, während andere Damen einen mit Gold und Edelsteinen garnirten Gürtel hatten. Zu dieser Zeit nahm der Luxus schon so überhand, daß Philipp der Schöne demselben durch Gesetze steuern zu müssen glaubte. Hiernach durften Herzoge, Grafen und die reichsten Barone ihren Frauen jährlich nicht mehr als vier Kleider machen; minder begüterte Damen durften in gleichem Zeitraum nicht mehr als ein einziges anschaffen. Ferner durften nur die Frauen großer Herren die Elle Stoff zu 30 Sous tragen; Frauen bürgerlichen Standes nur zu 10 Sous, wobei man nicht vergessen darf, daß dieser Geldwerth der zwiefache des heutigen ist. Jedoch war diese ganze Beschränkung, wie alle Luxusgesetze und solche, welche in das häusliche Leben eingreifen, nicht von langer Dauer.

Unter Karl V. (1380) verfertigte ein Pariser Schneider

für eine Frau v. de Gâtinois eine Robe, in welche fünf Ellen Brüsseler Tuch gingen, die Schleppe reichte bis zur Erde und die Aermel fielen bis auf die Füße. Das war ein Verstoß gegen die Bestimmungen des Concils zu Montpellier, das gegen Ablauf des 12. Jahrhunderts stattgefunden und bei Strafe des Kirchenbannes die Roben, welche wie Schlangenschwänze endigten, untersagt hatte. Unter Karl VI. (1422) waren die Leinwandhemden noch eine große Seltenheit; der gewöhnliche Stoff zu Hemden war Serge. Isabelle von Bayern setzte sich großer Nachrede aus, daß sie zwei linnene Hemden hatte; denn ein Hemde erschien als ein so übertriebener Luxus, daß man, um es sehen zu lassen, die Enden am Schlusse der Aermel und am Halse hervorsehen ließ. Davon schreiben sich die Manschetten und die Busenkrausen her.

Im funfzehnten Jahrhundert begannen die Damen ihren Hals, auch theilweise ihre Brust zu entblößen, um die kostbaren Halsbänder und Ohrringe sehen zu lassen. Die Aermel wurden mit Frisuren besetzt, und die langen Röcke fegten den Boden. Unter Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. brachten die italienischen Kriege und die Verheirathungen des französischen Königshauses mit den italienischen Fürstenfamilien den Geschmack für italienische Moden nach Frankreich; man trug die Arme nackt, die Röcke kürzer, so daß die Fußspitzen zu sehen waren. Als aber Franz I. und Karl IX. Prinzessinnen aus dem österreichischen Hause heiratheten, theilten die spanischen Moden die Herrschaft mit den italienischen. Die Hüftenwulste, die Vorgängerinnen der Reifröcke und noch lächerlicher als diese, die steifen Kragen, die ausgeschnittenen und gezackten Röcke und Aermel begannen in Frankreich Mode zu werden. In dieser Zeit nannten sich die Hofdamen, nach dem offenen Schnitt ihres Busens, à la grande gorge, die Aermel hatten

eine außerordentliche Weite und — jeder eine andere Farbe. So kleideten sich auch die Männer, den König nicht ausgenommen. Sammet war damals noch übermäßig theuer, daher begnügten sich auch vornehme Herren, bloß die Vorderseite ihres Rockes von diesem kostbaren Stoffe, die Rückseite von Ostade, einem leichteren Zeuge, zu tragen.

Zum ersten Male kamen damals auch Stecknadeln in Gebrauch; sie waren im Jahre 1543 in England fabrizirt worden. Bis dahin hatten sich die Damen hölzerner, feingespitzter Sprossen bedient. Auch die Masken kamen damals in Aufnahme. Man nannte sie Wölfe.

Unter Heinrich IV. wurden die Reifröcke so weit, daß der Kanzler de l'Hôpital sie durch ein Luxus-Gesetz beschränkte, aber die Frauen ließen sich ihre Passion nicht nehmen, sie widerstrebten dem Gesetze. Die schöne Geliebte des Monarchen, Gabriele d'Estrées, erschien bei einer Taufe in einer schwarzen Atlas-Robe, die mit Schmuck und Perlen dergestalt überladen war, daß sie während der Ceremonie nicht stehen konnte. Ein Taschentuch, welches für dieselbe Dame bestimmt war, kostete nicht weniger als 900 Thaler.

Unter Ludwig XIII. legten die Damen die breiten Wülste ab, aber das Oberkleid hatte Flügel, die auseinander schlugen und das reiche Untergewand sehen ließen.

Unter Ludwig XV. fing man an, die Masken durch eine große Menge Schönpflästerchen zu ersetzen. Jedes derselben hatte eine gewisse Stelle im Gesichte und hiervon einen eigenen Namen. Saß das Schönpflästerchen an den Augenwimpern, hieß es passionirt, mitten auf der Stirne majestätisch, auf den Wangengrübchen das muntere, auf der Mitte der Wange das galante, im Mundwinkel lüstern, auf der Nase das freche, auf der Lippe das kokette und auf einer Finne das verheimlichende.

Die Reifröcke kamen abermals zum Vorschein, hatten jetzt aber einen runden Schnitt, und die Damen mußten einen Flügel ihres Gewandes nach vorn aufnehmen, wenn sie in Gedränge kamen. Alles trug damals Reifröcke, selbst die Schauspielerinnen auf der Bühne, ohne Rücksicht auf die Rolle, welche sie darzustellen hatten.

Die Haare trugen die Frauen in den frühesten Zeiten schlicht, bis der ihnen angeborene Trieb, sich zu putzen, sie zu der Fertigkeit brachte, ihre Haare auf mannigfaltige Weise zu ordnen und zu flechten. Lange Zeit hindurch bedeckte man sich den Kopf nur mit einem Schleier, wenn man ausging. Die Griechinnen uud Römerinnen hielten ihre Haare durch goldene und silberne Nadeln zusammen, durchflochten sie mit goldenen Ketten, oder umwanden sie mit rothen und weißen Binden. Dazu puderte man das Haupt mit Goldstaub. Die rothblonden Haare der Allemannen wurden für eine so wesentliche Schönheit des weiblichen Geschlechtes gehalten, daß Brünetten, welche nicht so glücklich waren, ihren Haaren durch Tincturen eine röthliche Farbe aufzuzwingen, sich dieselben lieber abschnitten und eine blonde Perrücke trugen. Diese Sitte wurde in den letzten Zeiten der Republik sehr allgemein, aber im Jahre 692 belegte das Konzil in Konstantinopel alle diejenigen, welche falsche Haare tragen würden, mit dem Kirchenbann. Es wurde diese Sitte eine gräuliche Entstellung, eine verdammungswerthe Unverschämtheit genannt, ja man erklärte im dreizehnten Jahrhundert diese falsche Tracht sogar für eine Todsünde.

Endlich gaben die Frauen diesen Anfeindungen Gehör und nahmen den Schleier an, welcher vom Kopfe bis auf die Schultern fiel und die Haare gänzlich verhüllte. Sehr hohe Personen trugen darüber ein Diadem. Wittwen trugen eine

Kopfbinde, welche die Stirn bedeckte, über die Wangen und Gesicht herabhing und Hals und Brust verhüllte, Mädchen trugen Hals, Haare und Gesicht freier und einen Schlepphut, der sehr breit und reich mit Edelsteinen besetzt war. Unter Philipp dem Schönen und seinen Nachfolgern kam bei den Damen ein Kopfputz in Flor, der die Gestalt eines großen Zuckerhutes hatte, von dessen Spitze ein Gazeschleier niederfiel, wobei aber die Haare immer noch sichtbar blieben. Isabelle von Bayern, Gemahlin Karls VI., trug Bonnets wie die späteren zweistutzigen Hüte der Männer geformt, an den stark aufgebogenen Enden hing ein langer Kreppschleier mit Franzen bis auf den Gurt herunter. Diese Dame wurde bekanntlich in Tours eingesperrt, und zwar, wie ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber behauptet, aus keinem andern Grunde, als wegen ihrer Hartnäckigkeit, weil sie ungeachtet des unglücklichen Krieges, welchen Frankreich damals führte, diesen Luxus nicht aufgab, sondern Bonnets mit zwei großen Ohren trug. Im Jahre 1430 hatten diese Mützen nur eine einzige Spitze, wurden aber durch monströse Krempen entstellt. Unter Karl VII. wurde das Haartouren-Bauwerk um einige Stockwerke niedriger, bis es endlich unter Ludwig VIII. gänzlich verschwand; die Frauen trugen nun eine einfache schwarze Kappe oder Capuschon, mit Perlen und Steinen gestickt, die beiden Backenstreifen fielen auf die Schultern herab, und darunter trug man noch eine Unterhaube von feiner Leinwand. Dieser Kopfputz glich fast ganz dem der barmherzigen Schwestern.

Unter Franz I. fingen die Damen, an sich zu frisiren und trugen ein spanisches Toupet. Unter Heinrich II. wurde das Frisiren noch allgemeiner, die Haare wurden in Locken auf beiden Seiten der Stirn gelegt, oder sie reichten in einem Locken-Toupet von einem Ohre zum andern. Unter Karl I. erhöhte

man die Schönheit der Locken durch eingereihte Perlen und Steine. Unter Heinrich III. trug man kleine Bonnets, schief auf's linke Ohr gesetzt und darüber Federn oder einen andern Schmuck. Unter Heinrich IV. kam der Gebrauch des weißen Puders auf.

Mit der Regierung Ludwig XIV. trat ein öfterer Wechsel der Haartoilette ein. Die eine namentlich, à la Fontanges, hatte einen seltsamen Ursprung. Fräulein v. Fontanges befand sich mit dem Hofe auf der Jagd, ein Windstoß brachte ihre Frisur in plötzliche Verwirrung, und um eine augenblickliche Abhülfe verlegen, löste sie eines ihrer Strumpfbänder und band es um die Stirn. Ludwig XIV. sah sie und fand sie in diesem Kostüme so reizend, daß er sie bat, den ganzen Tag an dieser improvisirten Toilette nichts zu ändern. Am anderen Tage erschienen alle Damen mit einem Stirnbande, das von diesem Vorfalle den Namen à la Fontanges führte.

Was die Fußbekleidung anbetrifft, so ist es höchst gewiß, daß die Frauen anfänglich völlig baarfuß gingen, ja in Aegypten befahl ihnen dieses sogar das Gesetz, um sie daran zu erinnern, daß die Frauen nur in das Haus gehören. Allmählig erlangten sie aber doch das Recht, die Fußbekleidung ihrer Männer zu tragen, die aus dem Bast der Papyrusstaude verfertigt wurde. Die Griechen und Römer trugen Sandalen von Leder, Rinde, Eisen, Gold, Silber, Erz, die Spanier von gesponnenem Ginster, Indier und Chinesen von Schilf, Seide und Holz. In Rom gerieth man auf die Erfindung der Hackenschuhe, Augustus trug solche, um seiner kleinen Gestalt mehr Ansehen zu geben, wie auch die Priester bei Opfern und an Festtagen, und die vornehmen Frauen. In Frankreich hatte die Form der Schuhe wenig Veränderung erfahren, die langen schleppenden Gewänder haben die Frauen abgehalten, das

Lächerliche der männlichen Fußbekleidung nachzuahmen und deren Schnabelschuhe zu tragen. Unter Philipp dem Schönen, hatte das Oberzeug der Schuhe eine Farbe mit dem Kleide, nämlich die graue; die bürgerlichen Frauen, welche sich so kleideten, bekamen hiervon den Namen Grisetten, der freilich jetzt eine ganz andere Bedeutung erhalten hat.

Papst Zacharias hatte den Tanz bei Strafe des Kirchenbannes verboten, und seine Nachfolger bewilligten denjenigen vollkommenen Sündenablaß, welche eine Art von Schuhen trugen, die hinlänglich hoch und schwer waren, um sie am Tanze zu verhindern. Unter Franz I. kam die Sitte der hohen Hacken aus Spanien; sie setzten sich in der guten Gesellschaft so fest, daß sie unter allen folgenden Regierungen bis zur französischen Revolution, also an 200 Jahre vorherrschend blieben. Um dem Fuße eine Erleichterung von diesem drückenden Modezwange zu verschaffen, erfand man die Pantoffeln.

Lange Zeit trugen die Frauen die Beine nackt; nur die Bänder, mit welchen die Sandalen befestigt waren, kreuzten sich mehrere Male über dem Beine. Als aber die Kunst zu stricken erfunden war, machte jede Frau ihrem Manne Strümpfe oder ließ sie machen. Heinrich II. war der erste Mann in Frankreich, der seidene Strümpfe trug, und zwar bei Gelegenheit der Vermählung seiner Schwester mit dem Herzog Philibert von Savoyen. Unter Ludwig XIV. trugen die Damen grüne Strümpfe mit rosafarbenen Zwickeln; unter Ludwig XV. hatten Robe und Strümpfe eine Farbe. Der Gebrauch der Strümpfe ward erst mit der Einführung der Strumpfwirkstühle allgemein. Ein Mechaniker aus der Normandie überreichte dem Minister Colbert ein Paar auf dem Stuhle gewirkte seidene Strümpfe für Ludwig XIV. zu Geschenk. Die Strumpfwirker, über diese Erfindung neidisch und bestürzt,

bestachen einen Kammerdiener des Königs, daß er mit einer Scheere mehrere Maschen auftrennte, und als der König nun die Strümpfe anzog, fielen eben so viele Löcher hinein, als Maschen aufgetrennt waren, was ihn gegen die ganze Erfindung einnahm. Der Maschinenbauer ging nun nach England, woselbst er die beste Aufnahme fand. Nun wurden die Strümpfe von England aus nach Frankreich eingeführt, bis die Maschine auch dort in Aufnahme kam.

Kommen wir nun zu den Händen, denn auch von diesen ist Einiges zu erzählen. Der Gebrauch der Ringe scheint uralt zu sein, es ist von ihnen schon zu des Erzvaters Jacob Zeiten die Rede, die Griechen trugen ihren Trauring an dem vierten Finger der linken Hand, weil sie annahmen, daß von ihm aus ein kleiner Nerv gerade bis an's Herz gehe, deshalb nannten sie diesen Finger den Ringfinger; späterhin trug man Ringe an allen Fingern. Als Rom Weltgebieterin geworden war, nahm der Ringluxus noch mehr zu; die Ringe wurden aus Gold gearbeitet, und auf ihren Schilden grub man verschiedene Embleme ein und bediente sich derselben zu Siegeln. Merkwürdig ist ein alter französischer Brauch. Wenn ein Liebespaar Nothhochzeit machen mußte, so geschah dies in Paris in der Kirche St. Marino, und man steckte ihnen einen Ring von Schilf und Stroh an den Finger. Die Türkinnen tragen Ringe an allen Fußzehen; diese Sitte war auch in Rom unter Augustus sehr im Schwunge.

Als der Dr. Raymond seine Mittheilung, der wir Alle mit dem größten Interesse folgten, geschlossen hatte, sagte ich:

Ich nehme mir die Freiheit, einen so gelehrten Mann, wie Sie, Herr Doctor, welcher diesem Thema der Moden und Sitten ein so bedeutendes Studium zugewandt hat, einiges Material zu diesen Studien darzubieten, aber glauben Sie ja

nicht, daß ich mit Ihnen concurriren will oder daß ich die Anmaßung besitze, Sie unterrichten zu wollen. Vielleicht ist es Ihnen längst Bekanntes, was ich da sage. Ich wollte Ihnen nämlich Etwas von einer Tracht mittheilen, die vom Anfange ihrer Entstehung an von uns Frauen sehr stiefmütterlich behandelt worden ist: ich meine das Mieder. Die Geschichte dieses Kleides auszuführen, muß ich Ihnen überlassen, ich will nur erwähnen, daß in Bezug auf dieses Gewand es keine anderen Frauen den Bajaderen gleich machen. Ihre Sitte ist gleich wohlthätig für die Gesundheit und die Schönheit der Formen. Die Taille umschließt ein Gurt und den Busen ein elastisches Gewebe, durchsichtig und rosenfarben, das, die Conturen fast ausprägend, hinten am Rücken zusammenschließt. Diese Tracht legen sie niemals, selbst in der Nacht nicht, ab und erhalten auf diesem Wege die Zartheit der Formen selbst bis in's höhere Alter.

Glauben Sie nicht, sagte der Dr. Raymond jetzt, daß das Mieder stets in so schlechtem Ansehen bei den Frauen und namentlich denen der höheren Stände, wie heute, stand. Das Corset ist eine Abart des Mieders, welches noch heute seinen Rang behauptet. Glücklicherweise sind die Frauen in Anwendung desselben vernünftiger geworden. Montaigne sagt, daß die Frauen seiner Zeit sich die Taille mit hölzernen Schienen schnürten. Hierdurch wurde die Haut hart und schwielig. Bald nach dieser Epoche wurden die Schnürleiber wahre Küraſſe, mit Wallfischknochen und Eisenplatten geharnischt, und ihr Gebrauch verbreitete sich über ganz Europa. Da versuchte es Kaiser Joseph II., diese Sitte zu verbannen, und gab ein Gesetz, welches es untersagte, Corsets mit Eisen- und Fischbeinschienen in Mädchen-Erziehungsanstalten zu gebrauchen, und befahl ferner, daß alle Frauen, welche der Strafe der Ehr-

losigkeit verfallen wären, Corset und Fischbeinrock tragen sollten. Das Gesetz erreichte seinen Zweck nicht und die Mode trug den Sieg davon. Endlich aber hat dennoch die Vernunft die Reformation hervorgebracht, welche die Gesetzgebung nicht erzielen konnte.

Es war schon ziemlich spät. Die bisherigen Mittheilungen mit den vielen Zwischenbemerkungen hatten einige Stunden hinweggenommen und es war Zeit zum Aufbruche. So eben wollten wir uns erheben, als sich die Thüre öffnete und Se. Majestät in Begleitung des Herrn v. S. eintraten.

Der König erkundigte sich nach dem Inhalte unserer Unterhaltung, und sprach sein Bedauern aus, so lehrreiche Dinge nicht mit angehört zu haben. Nun, meine Herren, fügte er hinzu, ich hoffe, ein andermal mich früher einfinden zu können.

Die Gegenwart des Königs gab der Unterhaltung neuen Schwung und das Gespräch lenkte sich auf einen Gegenstand, welcher namentlich den König und den französischen Polizeibeamten sehr interessirte, aber auch für die anderen Mitglieder der Gesellschaft und für mich von großem Interesse war.

Das Thema handelte nämlich zuerst von der Anwendung der Todesstrafe. Der anwesende Schwede vertheidigte beharrlich die Ideen des schwedischen Kronprinzen, welcher über diesen Gegenstand ein Werk geschrieben hatte, welches an allen Höfen Aufmerksamkeit erregte. Von diesem Gegenstande kam man auf die Laster des Volkes und die gefährlichen Klassen der Bevölkerung der Hauptstädte.

Damals waren Sue's Geheimnisse von Paris schon erschienen, und der König fragte den französischen Polizeibeamten, ob sich Alles in Paris in der That so verhalte, wie dieser Schriftsteller die Lage des Volkes und die Sitten der Verbrecher dargestellt habe. Der Polizeibeamte, Herr v. F., be-

stätigte nicht nur das, was der König für die Phantasie eines Romanschriftstellers hielt, als vollkommen der Wirklichkeit entnommen, sondern gab sogar über verschiedene Klassen der Pariser Bevölkerung noch andere sehr interessante Aufschlüsse.

Wer nur irgend mit vorurtheilsfreiem Sinne, sagte er, die Sitten der handarbeitenden Klassen studirt hat, dem kann es auch nicht entgangen sein, daß man bei diesen Leuten viele Beispiele echter Tugend findet. Der Handarbeiter ist im Durchschnitte offenherzig, gutmüthig, hülfreich und oft wahrer Hingebung fähig. In solchen Stadtvierteln, deren Bevölkerung hauptsächlich Gewerbe treibt, leisten Handwerker, die nur einigermaßen bemittelt sind, nicht blos ihren kranken Kameraden, sondern überhaupt allen ihren Hausgenossen und befreundeten Nachbarn aus freiem, uneigennützigem Antriebe Hülfe. Sie legen einen Theil ihres Arbeitslohnes für solche Zwecke zurück, und übernehmen auch wohl die Arbeit eines kranken Kameraden neben ihrer eigenen, damit ihm der Lohn bis zu seiner Herstellung nicht entgehe. Ist der Kranke gezwungen, sich in's Hospital bringen zu lassen, so besucht ihn an demselben Tage ein Ausschuß seiner Kameraden und bietet ihm Geld an für die Pflege, die er zu erwarten hat. Kommt er wieder zu Kräften, so machen sie sich ein Geschäft daraus, für ihn Arbeit zu suchen, und veranstalten eine Kollekte, damit er in den ersten vierzehn Tagen keine Noth leide. Ihre Sorgfalt verläßt ihn nicht einmal bei seinen Thorheiten und Verbrechen. Im ersteren Falle vermahnen sie ihn mit freundlichen Worten, mehr Herrschaft über sich selbst zu gewinnen, im andern Falle besuchen sie ihn im Gefängniß und reichen ihm Unterstützungen. Das Verhältniß zwischen den Tagelöhnern und dem Fabrikherrn ist zwar leider nur ausnahmsweise auf gegenseitige Achtung und guten Willen gegründet; wenn aber der Fabrikherr

durch gerechte und menschliche Behandlung die Zuneigung seiner Arbeiter zu gewinnen strebt, so sind sie im löblichen Eifer dafür thätig, daß die Anstalt blühend bleibe.

Das sind Eigenschaften, sagte der König, welche die Gesellschaft vor gänzlicher Fäulniß retten, und sie sind in der That hauptsächlich bei dem sogenannten Mittelstande anzutreffen. Es ist die Aufgabe des Gesetzgebers, auf die Pflege dieser Eigenschaften überall Rücksicht zu nehmen, und die Aufgabe des Menschenfreundes, sie zu fördern, wo er nur kann.

Nach der bestehenden Verfassung der Gesellschaft in der ganzen civilisirten Welt, fuhr Herr v. F. fort, haben die peinlichen Gesetze nur den ausschließlichen Zweck, solchen Handlungen entgegen zu arbeiten, die entweder dem Gesammtinteresse des Gemeinwesens oder dem besonderen Interesse der Individuen, die zum Gemeinwesen gehören, nachtheilig sind. Wo eine wirkliche Beleidigung oder Beeinträchtigung nicht stattfindet, da tritt auch die Kriminaljustiz nicht in Wirksamkeit; und hier zeigt sich die Demarcationslinie zwischen dem Gebiete der Justiz und dem der Moral. Obgleich aber die Gesetzgebung nur solche Handlungen im Auge hat, die bei jeder Nation für Verbrechen erklärt werden, so ist es doch nicht minder wahr, daß Handlungen dieser Art aus einer moralischen Schlaffheit oder Entartung entspringen, die kein Gesetzbuch erreichen kann. Diese Betrachtung lehrt uns, wie sehr ein kluger Staatsmann über die sittliche Veredlung des Landes wachen müsse, das seiner Obhut anvertraut ist. Da aber die Moral noch strengere Anforderungen an die Menschen macht, als die Gesetze, so wird sie auch immer der kräftigste Pfeiler der gesellschaftlichen Ordnung bleiben.

Der König stimmte diesen Ansichten vollkommen bei, und

Herr v. F. fuhr auf seine Aufforderung fort, sich über diesen Gegenstand auszulassen.

Der große Aufschwung, fuhr Herr v. F. im Laufe des Gesprächs fort, welchen der Handel von Paris in den letzten dreißig Jahren genommen hat, hat einem Gewerbe eine Bedeutung gegeben, welches diejenigen, die es betreiben, wenigstens in früherer Zeit gewissermaßen geächtet hat, und welches noch jetzt, trotz dieser erhöhten Bedeutung, auf der Leiter der Industrie die niedrigste Stufe einnimmt. Männer, Weiber, Kinder und Greise können dieses Gewerbe betreiben, das keine Lehrzeit erfordert, und dessen Werkzeuge eben so einfach sind, wie die Arbeit, welche mit denselben verrichtet wird. Ein Hakenstock, ein Korb und eine Laterne sind das ganze Handwerkszeug des Chiffonier's. Eine erwachsene Person muß, wenn sie, je nach der Jahreszeit, 25 bis 40 Sous täglich verdienen will, gewöhnlich dreimal die Runde machen, bei Tage zweimal und einmal in der Nacht. Die erste Wanderung wird Morgens von fünf bis neun Uhr vorgenommen, die zweite von elf bis drei Uhr Nachmittags, und die dritte dauert von fünf Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht. In der Zwischenzeit sortirt der Chiffonnier seine Ausbeute und verkauft das Brauchbare dem Lumpenhändler. Von diesen Letzteren unterhalten viele eigene Herbergen oder gemeinschaftliche Schlafstellen für die wandernden Lumpensammler, die kein bestimmtes Obdach haben. Der Korb derselben dient nicht blos ihren Waaren, wie sie solche nennen, sondern auch für ihre Speisen als Behälter; denn der Kehricht, den er durchwühlt, liefert ihm auch genießbare Dinge, wie Rüben, Rettige, faules Obst, Brodstücke und andere Dinge, welche er zum Frühstück oder zum Dessert verzehrt. Diese Lumpensammler wohnen in den Vorstädten, — namentlich St. Jacques und St. Marceau, — wo-

selbst auch die meisten Tröbler ihre Buden haben. Wer in den Stunden, wo diese Leute von ihren Wanderungen durch die Stadt nach Hause kehren, die rue de l'Oursine und einige andere Straßen besucht, in welchen die Chiffonniers vorzugsweise hausen, der hat Gelegenheit, mit allen den Raritäten, die ihre Waaren bilden, sich näher bekannt zu machen. Neben seinem Korbe niedergeduckt zeigt Ihnen der Chiffonnier mit grinsender Befriedigung einen gewaltigen Ochsenknochen, den das Fatum ihm zugewendet, und klagt Ihnen auch wohl, während er seinen Schatz auf der Erde sortirt, daß sein Gewerbe durch zu starke Concurrenz ruinirt sei, und daß die Köchinnen gar kein menschliches Gefühl mehr haben, indem sie alle werthvollen Artikel seiner Industrie, wie z. B. Knochen und zerbrochenes Glas, für sich zurücklegten.

Wenn ein Chiffonnier mit seinem Haken einen noch unberührten Haufen Kehricht sondirt, ist er bisweilen so glücklich, einen silbernen Löffel aufzufischen, den irgend ein fahrlässiger Koch mit dem Uebrigen hinausgeworfen hat. Alsbald setzt sich der glückliche Finder mit seinen Kameraden in eine Kutsche und läßt sich nach der Barriere fahren, wo man den frohen Tag mit einem Zechgelage feiert.

Es wäre zu wünschen, daß alle Lumpensammler ihre Ernte unter freiem Himmel sortirten, dies ist aber nicht der Fall; die meisten von ihnen, welche Familie haben, bringen den unsaubern Ertrag ihrer Nachsuchungen in ihre einzige Stube und schütten Alles auf den Boden, worauf die ganze Familie sich darüber hermacht und zur Lese schreitet. Die Winkel der Stube sind mit schmutzigen Lappen, besudeltem Papier, Fragmenten von animalischen Stoffen und anderen Dingen angefüllt, und man kann sich denken, welche Dünste sich durch diese Stoffe entwickeln, welche nur lange Gewöhnung weniger

töbtlich und gefährlich machen kann. — Ein oder zwei unreine große Hunde, die mit der Familie patriarchalisch zusammenwohnen und von denen der Chiffonier auf seinen nächtlichen Wanderungen sich begleiten läßt, vermehren das Miasma durch ihre Ausdünstungen. Eine Lumpensammlerin verdient alle Tage 15—20 Sous, ein Kind 10 Sous. Mancher Knabe läuft in sehr zartem Alter aus dem väterlichen Hause und legt sich auf dieses Gewerbe, um ohne große Plackereien sich damit fristen zu können. Schon nach wenigen Jahren ist er in solchem Grade verdummt, daß er nur noch seines Taufnamens sich erinnert und weder den Namen noch die Wohnung seiner Eltern kennt. Wie die handarbeitenden Klassen alle, so gehen auch die Chiffonniers täglich in Schenken und an solche Orte, wo Branntwein zu haben ist, und wo sie es den übrigen an prahlerischer Verschwendung noch zuvor thun. Der Branntwein hat für die älteren Leute dieses Schlages, insonderheit für Weiber, einen Reiz, der jeden andern Genuß aufwiegt; auch trinken sie öfters Glühwein und nehmen es dem Wirthe sehr übel, wenn er mit Zucker und Citronensaft sehr sparsam ist. —

Indessen liefert diese Klasse bei Weitem nicht die größte Anzahl von Verbrechern, es verfallen von ihnen nicht so viele den strafenden Armen der Polizeigewalt, wie aus einer andern Klasse, welche gleichwohl Gebildete unter sich zählt, nämlich die Klasse der Abschreiber oder Copisten, welche in den Büreaus der öffentlichen Schreiber arbeiten.

Diese Büreaus oder eigentlich die Schuppen der öffentlichen Schreiber stehen zerstreut in den volksreichsten Stadtvierteln. Es giebt ungefähr nur 150 Leute dieses Standes in Paris, aber es werden wohl an 600 Abschreiber von ihnen beschäftigt. Die Herren der Büreaus arbeiten für Advokaten

und Notarien und schreiben Briefe, Annoncen und dergl. für Leute der Volksklasse. Sie geben ihren Copisten, die natürlich das Meiste thun müssen, zwei Drittheile von dem Lohn für jede einzelne Arbeit und theilen sie in Klassen: Die vier oder fünf Ersten auf der Liste sind, wenn das Geschäft gut geht, ihres täglichen Unterhaltes gewiß. Der Sold beträgt 8—15 Franken täglich; aber die geschickten Schreiber können, besonders wenn sie eine schöne, saubere Handschrift schreiben, in derselben Zeit bis an 40 Franken verdienen. Unter ihnen befinden sich Leute der verschiedensten Art, die größtentheils durch Faulheit und Unredlichkeit eine bessere Stellung verloren haben: kassirte Subaltern-Offiziere, Schulmeister, die keine Schüler bekommen können, Söhne achtungswürdiger Eltern, die wegen ihrer Liederlichkeit verstoßen worden sind, ehemalige Strafgefangene, kurz, lauter Individuen von mehr oder weniger wissenschaftlicher Bildung, die in der geachteten bürgerlichen Gesellschaft keine Aufnahme mehr finden. Neben solchen verlorenen Subjecten sieht man auch wohl mit Schmerz unbescholtene junge Männer von guter Erziehung, ja selbst brave Familienväter, die aus Mangel an Vermögen und Erwerbsmitteln und zuweilen aus unverschuldetem Unglück zu dieser mechanischen Beschäftigung greifen müssen.

Trunkenheit, Gefräßigkeit, Spielsucht und Müssiggang sind die hauptsächlichsten Laster der Entarteten dieser Klasse, man findet unter ihnen Subjecte, die so schmutzig und zerlumpt sind, daß ihr bloßer Anblick schon Abscheu und Grausen erregt, und gerade die geschicktesten Schreiber gehören oft zu dieser verworfenen Klasse. Nicht einmal der Hunger oder die Aussicht auf den nahen Hungertod kann diese Menschen zur Arbeit zwingen, sie ist ihnen mindestens ebenso verhaßt, wie die härteste kör-

perliche Züchtigung. Sie begnügen sich mit dem geringsten Verdienst, der ihnen nur die nothwendigsten Bedürfnisse verschafft, wenn sie auch das Zehnfache verdienen könnten; so verhaßt ist ihnen Anstrengung und ausdauernde Arbeit.

Ueber die Diebe in Paris gab uns Herr v. F... ebenfalls sehr interessante Details.

So machte er uns mit einer Sorte von Spitzbuben bekannt, welche eine Art von Betrug ausüben, welche in Paris unter dem Namen vol à l'Americaine bekannt ist und oft ausgeübt wird. Dennoch fallen noch täglich dieser bekannten Gaunerei die schmählichsten Opfer.

Um diesen vol à l'Americaine auszuführen, sind wenigstens zwei Individuen erforderlich. Dieses saubere Paar postirt sich bei den Zugängen der Bank, des Schatzhauses oder der Messagerieen und lauert auf Leute, die Geldsäcke tragen. Erspähen sie nun unter diesen eine Person, die recht treuherzig oder einfältig aussieht, so beginnen sie sogleich ihre Komödie. Derjenige, welcher die Hauptrolle spielt, giebt sich für einen Amerikaner aus. Nun kommt z. B. ein junges Mädchen mit einem wohlgefüllten Beutel aus dem Schatzhause. Einer der Gauner folgt ihr zuerst, und hinter ihm geht in gewisser Entfernung der vorgebliche Fremde. Ersterer redet das Mädchen an, sagt ihr einige Galanterieen und spricht von Oekonomie und Sparbanken. Nach wenigen Minuten gesellt sich der Amerikaner zu Beiden, fragt das Mädchen in gebrochenem Französisch, ob sie ihm französische Thaler gegen Gold einwechseln könne, und verspricht ihr eine Prämie von 100 Sous für je 20 Franken. Sein Anerbieten macht das Mädchen stutzig, aber der Ehrenmann, welcher sie begleitet, ist weniger besorglich. Er bietet dem Fremden eine Summe von 20 Franken, die er selbst bei sich führt, zum Wechseln an, und der Amerikaner holt sogleich

ein paar neue Goldstücke aus seiner Tasche. Das Erstaunen des jungen Mädchens wächst, aber dieses erreicht den höchsten Grad, wie der Amerikaner ihr nun mittheilt, daß er einige Tonnen Goldes mit nach Frankreich gebracht habe, daß er aber eine Summe Silbergeld dringend nöthig habe und mit Vergnügen ein bedeutendes Agio dafür gebe. Jetzt äußert das Mädchen gegen den galanten Unbekannten, welcher sie zuerst angeredet hatte, den Wunsch, ihr Geld so vortheilhaft einzuwechseln, und dieser natürlich bietet alle seine Beredsamkeit auf, diesen Entschluß bei ihr zu befestigen. Nun gehen sie in eine Weinhandlung, woselbst sie ein besonderes Zimmer bestellen. Der Amerikaner holt wieder ein paar Goldstücke hervor, von denen er eins, gleichsam zur Probe seiner Aechtheit, sofort einwechselt, dann holt er aus seiner Rocktasche ein ledernes Päckchen, mit einem Schlosse wohl versehen, hervor, welches nach seiner Versicherung ebenfalls lauter Gold enthalten soll. Der galante Freund, welcher nun gewissermaßen den Vermittler dieses Geschäftes macht, ist gewissenhaft genug, dieses nicht eher abmachen zu lassen, bis er sich von der Richtigkeit des Goldes vollkommen überzeugt hat, er wechselt also noch ein Goldstück beim Kellner ein, und nun ist die Sache in Ordnung. Jetzt aber bekommt der Amerikaner wegen der Aechtheit des Silbergeldes ebenfalls seine Skrupel. Man lacht hierüber, aber das hilft Alles nichts, der Amerikaner will mit dem Silbergelde zum Geldwechsler gehen. Er nimmt es auch alsobald unter den Arm, und der Galante erbietet sich nun lachend, ihn zum Geldwechsler zu begleiten, das Mädchen ist mit dieser Aufmerksamkeit des angenehmen Unbekannten sehr zufrieden, und so bleibt sie mit dem werthvollen Päckchen des Amerikaners ruhig in der Weinstube zurück. Sie wartet sehr lange Zeit, endlich reißt ihr aber die Geduld und sie beginnt ängst-

lich zu werden, nun ruft sie den Wirth und erzählt, was ihr begegnet ist. Man öffnet das lederne Päckchen, und die arme Betrogene gewahrt mit Entsetzen, daß sämmtliche Rollen in demselben nur — Sous enthalten.

Herr v. F. hatte während seiner Praxis gefunden, daß die Verbrecher von Paris und allen anderen großen Städten Frankreichs mehr habgierig als blutdürstig sind, doch fand er auch unter diesen Subjecte, die jederzeit bereit sind, ihre Hände mit der größten Kaltblütigkeit in Blut zu tauchen. Solche Ungeheuer haben oft mit dem entsetzlichsten Selbstgefühl dem Gerichte mitgetheilt, sie seien, ohne ihre Tabackspfeife ausgehen zu lassen, zur Nachtzeit in die Wohnung ihrer Opfer eingedrungen, nachdem sie den Tag theils unter Bacchanalien, theils unter den schrecklichen Vorbereitungen zur Mordthat zugebracht hatten. Ja, einige hatten an demselben Tage, da sie ihren Raubmord ausführten, das Theater besucht. Noch Andere hatten ihre Bubenstücke durch große Schmausereien gefeiert, wobei sie die frivolsten Anspielungen auf ihre so eben verübten Schandthaten machten.

Was uns bei den Mittheilungen des Herrn v. F. frappirte, war, daß nach seiner Behauptung die Studirenden an der Pariser Universität, welche doch eine höhere Bildung genossen haben und eine höhere Stellung in der Gesellschaft einnehmen, dennoch zu dem Kontingente der Verbrecher ansehnliche Beiträge lieferten. Se. Majestät namentlich wurde von dieser Aeußerung sehr betroffen, und er sagte mit einer inneren Genugthuung, daß dieses auf seiner Universität zu München sicher nicht der Fall sei, wie er denn überhaupt die Moralität des deutschen Volkes über die aller anderen der Welt stelle.

Der Herr v. G .... nahm von der letzteren Mittheilung

seines Landsmannes Veranlassung, einige treffliche Bemerkungen über die Stellung der Jugend in unserer Zeit zu machen.

Der Ehrgeiz und das herabsehende Wesen der Jugend ist aber nicht gerade ein Uebel unserer Zeit, es war früher ebenso. Jetzt wird nur die Jugend von allen Seiten zum Ehrgeize getrieben, statt daß man sie leiten und beaufsichtigen sollte. Institutionen mit ihren Preisen und Publicisten mit ihren Redensarten stacheln die Jugend, daß sie Alles erreichen könne, daß es keine Vorrechte mehr für Ehrenstellen gäbe. Mein Gott, ja! Es ist wahr, Jedermann kann auf jede Stellung Anspruch machen, aber jede Stellung ist schon von Anderen eingenommen. Kasten, Privilegirte giebt es nicht mehr, die Adelsaristokratie hat aufgehört, Euch den Weg zu versperren, aber dieser Weg ist von Jedermann besetzt, von einer betriebsamen, bedürftigen Gesellschaft, die vertheilt und eingenistet dasitzt, wie im Bienenkorb auch das kleinste Zellchen besetzt ist und für neue Ankömmlinge nichts übrig bleibt. Wir sind doch ein seltsames Völkchen. In jedem Hause tönen Einem bittere Klagen über die Eitelkeit und den Ehrgeiz der jetzigen Welt entgegen und sobald diese Klagenden in die Oeffentlichkeit kommen, sobald sie zur Jugend sprechen, da hört man nichts als Aufreizung des jugendlichen Ehrgeizes von ihnen; man sagt den Jünglingen, daß eine unabsehbare Laufbahn sich vor ihnen austhue, daß weder Geburt, noch Rang auf dieser Bahn behindere. Aber ich frage beunruhigt: Was habt Ihr denn dieser aufgereizten Jugend so viel zu geben? Wollt Ihr derselben Europa zum zweiten Male zu erobern geben; habt Ihr eine neueste Revolution für sie? Nichts habt Ihr für sie, als ein bischen Kundschaft für die Advokaten und Mediziner, die sich täglich wegen ungeheurer Concurrenz vermindert, und Ihr redet von einer unermeßlichen Laufbahn!

Man sagt, die Jugend träume nur von Umwälzungsplänen; aber welche Schuld hat sie? Von allen Seiten hört sie den Zuruf: Kommt! Ihr allein seid unsere Hoffnung, kommt! Alles steht Euch offen, Alles ist frei! Sie läuft herbei und findet Alles besetzt; was ist zu thun? Eine Revolution macht alle Plätze wieder vacant, der Würdigste erreicht dann Alles, denkt sie. Seltsamer Kontrast zwischen unserer Sprache und Handlungsweise! Beim Sprechen ertheilt die Gesellschaft ihre Preise demjenigen, der am schönsten spricht, man sollte glauben, daß der Geist über Alles verfüge; dagegen ist sie im praktischen Leben die größte Feindin der Redensarten, sie verachtet dasjenige, was sie so eben bewundert und belohnt hat; sie ist Dichterin, wenn sie spricht, nackte Prosa, wenn sie handelt. Was soll die Jugend bei diesem immerwährenden Widerspruch thun? Sie, die noch keine Profession, noch keine Thätigkeit hat, wodurch sie die Heuchelei der Gesellschaft kennen lernt, muß sich mehr hingezogen fühlen zur sprechenden, als zur handelnden Gesellschaft, und dann ist es kein Wunder, daß man von dem gesäeten Winde keine Stille, von der gesäeten Eitelkeit keine Bescheidenheit erwarte.

Vor zehn Jahren hatte ich eine Unterredung mit einem meiner Schüler in der Rhetorik, der damals eben den Preis erhalten hatte. Wir sprachen von einem zu wählenden Berufe, wobei der junge Mann ein wenig Selbstvertrauen durchblicken ließ, was wohl zu entschuldigen ist, wenn man gestern seinen Namen unter Beifall und Paukenschall hatte nennen hören. Lieber Freund, sagte ich zu ihm nach einiger Zeit, wollen Sie von mir einen Rath hören, der mehr werth ist, als alles Griechisch und Latein, das Sie bei mir gelernt haben? Sie treten jetzt in die Welt, glauben Sie von dieser wie ein bevorzugtes Kind aufgenommen zu werden, weil Sie den Ehrenpreis ge-

wonnen haben? Glauben Sie, der Geist allein bestimmt den Werth der Personen? Nein, es ist vielmehr der Charakter. Die Welt kümmert sich wenig darum, ob Sie eine schöne Phrase zu machen verstehen, sie fragt, ob Sie sich einen Beruf schaffen können. Die Gesellschaft lebt von der regelmäßigen Bewegung des Geschäftes und des Berufes, nicht von Phrasen, obgleich der Schein bisweilen dafür spricht. Um ein Gewerbe oder eine Stelle auszufüllen, bedarf es allerdings des Talentes und des Verstandes, aber das reicht nicht aus, die Hauptsache ist Arbeit und Fleiß. Sich eine Stellung zu schaffen, lobt die Gesellschaft am meisten, weil man darin ihr am nützlichsten ist. Dieses Verdienst erhält sie, während andere Verdienste sie nur angenehm unterhalten. Ich habe während meiner langjährigen Wirksamkeit immer das Schicksal meiner Schüler beachtet. Unter den zehn Primanern waren vier oder fünf glücklich, weil sie mit ihrem Talente aus der Schule guten Sinn und sichere Eigenschaften verbanden, die übrigen warfen sich in den Hafen der mittelmäßigen Schriftsteller. Diese, wenn sie den glücklichen Kameraden sahen, wie er ein tüchtiger Beamter, Offizier, Arzt, Kaufmann und Fabrikant geworden, schrieen sie gleich, daß der Mensch in der Schule geistlos gewesen, viel tiefer als sie gestanden, und jetzt ungerechterweise einen besseren Zustand als sie habe. Aber ihre Klage ist grundlos. Jene minder Begabten haben beim Verlassen der Schule eingesehen, daß sie jetzt den nützlichsten Wirkungskreis suchen müssen, sie fragten bei der Gesellschaft an, und diese braucht solche Menschen und gab günstigen Bescheid. Die Gekrönten aber, stolz auf ihre erlangten Preise, begnügten sich mit einer mittelmäßigen Eitelkeit und werden von der Gesellschaft als unnütze Menschen behandelt.

Was auch unsere Publicisten sagen mögen, unsere Zeit

hat ihrer Jugend nichts anderes, als frühere Zeiten der ihrigen zu geben, Arbeit und Ausdauer. Möge man die Jugend früh genug dazu anweisen, keine zu große Ansprüche zu machen, und sie wird weniger Täuschungen ausgesetzt werden. Wenn man zu zwanzig Jahren weniger Ehrgeiz nährt, wird man zu fünfundzwanzig Jahren weniger Entmuthigung und Ueberdruß haben.

So schloß der würdige Professor.

Se. Majestät brachen nun auf, nachdem er es ausgesprochen hatte, daß er sich sehr angenehm und lehrreich unterhalten habe, und sprach den Wunsch aus, noch öfter sich in so interessanter Gesellschaft bewegen zu können.

Meine Herren, setzte er hinzu, ich bitte, mich in diesem Hause wie einen Ihres Gleichen zu betrachten, Sie sind Gelehrte, Studirte und Schriftsteller, und Sie wissen, ich nehme auch ein wenig die Feder zur Hand, ich bin in ihrem Cirkel nichts Anderes, als, wenn Sie wollen, — der Dichter Ludwig von Bayern.

Als der König nun von mir Abschied nahm, sagte er:

Meine liebe Lola, wie glücklich sind Sie, daß Sie einen solchen Hof um sich versammelt haben.

Sire, versetzte ich lachend, Sie haben mich geadelt, ich muß wohl dafür sorgen, daß ich meiner gräflichen Krone Ehre mache.

Lola, sagte der König, mir herzlich die Hand drückend, nicht ich, — Sie selbst haben sich geadelt.

Sire, entgegnete ich, ich nehme dies Compliment nicht an, weil ich es nicht verdiene; der Seelenadel ist immer einigermaßen von den äußeren günstigen Verhältnissen abhängig, und Sie sind es, Sire, dem ich das Glück verdanke, nicht nur edel empfinden, sondern auch handeln zu können. Auch die edelsten

Gefühle stumpfen sich ab und zerreiben sich an der Alltäglichkeit des Lebens, wenn sie durch die That und die Ausübung nicht im Schwunge erhalten werden.

Sire — ich bin glücklich, — und Sie sind der Schöpfer dieses Glückes. O, wenn ich es Ihnen doch sagen könnte, was in dem Herzen eines glücklichen Weibes glüht.

Lola, — sagte der König gerührt, es ist in meiner Residenz noch eine glückliche Person, und wohl ihr, — daß sie die Macht hat, Vielen — vielen Anderen von ihrem Glücke mitzutheilen.

Wollte Gott, — ich könnte mein ganzes Volk so glücklich machen — als ich es selbst bin. —

Sire — das Volk ist glücklich, dessen König solche Gedanken hegt.

So endete dieser für mich so beglückende Abend.

Hundertfünfundfünfzigstes Kapitel.

Noch eine Abendunterhaltung.

Der Adel und die Revolution. — Geschichte eines Helden. — Der Corsar.

Meine kleine Gesellschaft war abermals um mich versammelt, und wir waren alle sehr froh, uns wieder zu sehen. Welch' einen Einfluß doch die geistigen Bande auf die Menschen ausüben! Wir kamen nns vor wie alte Bekannte, wir freuten uns schon im Voraus der interessanten Dinge, die wir besprechen würden; waren wir doch gewiß, daß ein Jeder aus der Gesellschaft den Fond an Geist und Wissen mitbrachte, welcher eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens und der Belehrung für uns wurde.

Der König hatte mir versprochen, früher als am ersten Tage uns mit seiner Gegenwart zu erfreuen; aber so ganz früh konnte er sich doch nicht von seinen Geschäften oder seinem Hofe loswinden, und ich dachte, was mögen in diesem Augenblicke, da wir uns hier so angenehm unterhalten, wohl die großen vornehmen Damen thun, welche die Ehre meiner Bekanntschaft sich höflichst verbeten hatten?

Was diese vornehmen Damen thun mögen, welche eine Tänzerin für unfähig erklären, ein Adelswappen ihres Landes zu tragen?

Was diese vornehmen Damen thun mögen, welche über einen Stammbaum die Nase rümpfen, der doch gleich dem ihrigen im Menschen seinen Ursprung hat?

Meine hohen, liebenswürdigen Damen, wenn Sie es noch nicht wissen sollten, so sei es ihnen hier gesagt: eine Frau muß man schätzen, nach dem, was sie ist, nicht nach dem, was sie sein könnte; nach dem, was sie selbst denkt, nicht nach dem, was Andere von ihr denken; nach dem, was sie liebt, nicht nach denen, welche sie hassen. Den Werth, welchen wir uns selbst beimessen, darüber können freilich Andere in Zweifel sein, aber es ist doch gar zu unverschämt, diese Zweifel Anderen als Gewißheit aufzudrängen.

Nun, fahren Sie fort, die geadelte Tänzerin aus ihren Kreisen zu bannen, nach denen sie sich nicht sehnt; fahren Sie fort, Kabalen, Intriguen anzuzetteln, während die von Ihnen Mißachtete sich freut, menschlich denken und handeln zu können; fahren Sie fort, den Fetisch anzubeten, welcher der Gott aller kleinlichen Seelen ist, den bösen Leumund; fahren Sie fort, es der Welt zu erzählen, diese Lola ist eine Courtisane; erzählen Sie Ihren Ehegatten, welche, erfreut ob der Tugend und der Schaam ihrer Frauen, es nacherzählen:

Diese Lola ist nichts, als eine Courtisane; wie unrecht, daß sie ein König liebt!

Ach, glaubt es mir, Ihr tugendhaften Leute: diese Weltgeschichte im Unterrock, wie Ihr sie nennt, ist oft eine bessere Weltgeschichte, als diejenige ist, welche in Pantalons einherstolzirt und sich so träge, so kraftlos, so gleichgültig oder so frech, anmaßend und über ihre Thatkraft begehrlich zeigt.

In dieser Stimmung empfing ich meine guten Freunde wieder und ich konnte nicht umhin, auf dasjenige die Unterhaltung zu lenken, was in diesem Augenblicke meine Seele erfüllte. So sprachen wir denn von den Vorzügen und Schwächen, vom Edelmuth und von den Thorheiten der bevorzugten Menschen, wir sprachen von dem Unterschiede der Stände, von dem gebornen Adel und dem Adel durch sich selbst und diesem Gespräch hatten wir wieder eine sehr interessante Mittheilung, über den französischen Adel vor der Revolution zu verdanken.

Der Erzähler war der junge Marine-Offizier, Herr Cornic, welcher mit einer ausgezeichneten Bildung eine liebenswürdige Bescheidenheit verband.

Seine Mittheilung war folgende:

Obgleich ich vor meiner ersten Reise nach Brest keinen Kriegshafen gesehen hatte, so überraschte mich dennoch der Anblick des dortigen Hafens sehr wenig. Ich fand ihn klein, eng und dürftig. Um so mehr aber erstaunte ich beim Anblick der Brester Bevölkerung. Ich suchte vergebens nach einem Nationalcharacter derselben; es waren weder Europäer, noch Asiaten, noch Afrikaner, aber etwas von allen diesen zugleich. Brest hatte in seinem Hafen so viele jener großen, von Renegaten aller Völker wimmelnden Geschwader aufgenommen, daß seine Bevölkerung hiervon bleibende Spuren erhielt und eine Musterkarte aller Nationen, aller Farben und Klimate darstellte, vom theerichten Lappländer bis zum Neger der Feuerküste, vom überfirnißten Chinesen bis zum Mohikaner der großen Seen.

Trotz dem waren zur Zeit der ersten Revolution in keiner andern Stadt die Adelsunterschiede so festgewurzelt. Die revolutionären Ideen machten hier, wie überall, Fortschritte, aber ohne den aristokratischen Despotismus der Marine zerstören

zu können. Das Marine-Militair theilte sich zu der Zeit in zwei streng gesonderte Kategorien, deren eine, an Zahl, Vermögen und Einfluß die stärkere und aus dem Adel rekrutirte, das sogenannte große Corps bildete, während die andere, fast unbemerkt, arm und verachtet, aus den Abenteurern bestand, die Zufall oder Verdienst aus der Klasse der Steuermänner emporgehoben, und die man die „blauen Offiziere" nannte.

Ehe sie in das große Corps aufgenommen wurden, mußten die Söhne adliger Familien die Schule der Flaggen-Garde durchmachen, die ihnen allein offen stand. Diese einer sehr laxen Disciplin unterworfene Schule war für Brest eine Quelle fortwährender Unordnungen. Nichts konnte diese verdorbene, eitle Jugend zügeln, die auf den väterlichen Besitzungen an die höfische Kriecherei zitternder Vasallen gewöhnt, nun auf einmal ohne Führer, mit einer Uniform und einem Degen, mitten in die Ausgelassenheit des Seelebens hineingeschleudert wurden. Bei den älteren Offizieren war der Uebermuth des Adelstolzes wenigstens durch Erfahrung und gesunden Menschenverstand einigermaßen gemäßigt, die Reibungen mit der Welt hatten das Verletzende desselben abgestumpft, das Alter dämpfte die Gluth der Leidenschaften; bei diesen Jünglingen war solches nicht zu erwarten. Ihre Eitelkeit äußerte sich in ihrer ganzen Naivität; sie machte sich aus ihrer Frechheit eine Ehrensache, sie setzte darin einen Vorzug, sich unleidlich zu machen, und dünkte sich nie unverschämt, nie grob genug.

Es konnte bei diesem Gebahren nicht fehlen, daß sie in der Stadt die unumschränkten Herren waren und wie Eroberer darin hausten. Alles, was nicht wie sie rothe Hosen und Strümpfe trug, wurde von ihnen mit Verachtung behandelt und verfolgt. Der Bürger hatte nicht blos diese Beleidigungen eines thörichten Stolzes zu erdulden, sondern diese täg-

lichen Neckereien ausgelassener Schüler und Kränkungen solcher Art, daß die äußerste Geduld dabei abreißen mußte.

Diesen Angriffen auszuweichen, gab es kein Mittel; sie bedrohten die Bürger überall, auf den Promenaden, im Theater, ja selbst in ihren Wohnungen. Namentlich des Nachts war Niemand vor ihnen sicher. Oft wurde man im besten Schlafe von einer weinerlichen Stimme geweckt, die den Namen des Aufgeweckten rief. Dieser eilte ans Fenster, und kaum hatte er den Kopf herausgesteckt, als ihm eine Bürste das Gesicht mit Oel bestrich, dies Alles unter dem schallenden Gelächter der Marine-Kadetten, welche dem Barbier die Leiter hielten. Ein andermal fand man beim Aufstehen weder Thür noch Fenster an der Wohnung zur ebenen Erde vor. Alles war während der Nacht vermauert worden. Hier hatte man Schilder vertauscht, so daß z. B. das Schild einer Hebeamme unter den Fenstern einer Pensions-Anstalt für junge Mädchen zu lesen war; dort hatte man eine Laterne in den öffentlichen Brunnen hinabgesenkt, während der Eimer des Brunnens an dem Pfahl der Laterne hing.

Aber auf diese versteckten Späße beschränkte sich keinesweges der Uebermuth der Marine-Kadetten, zuweilen hatten sie es mit der ganzen Bevölkerung zu thun. So verabredeten sie einmal unter sich, daß an einem bestimmten Tage kein Theater sein sollte, und wenn dann der Bürger mit seiner Frau oder Tochter kam, um das Stück zu sehen, dann standen zwei von diesen Herren an der Thür, die Mütze über den Ohren, den Degen in der Hand, und riefen ihm ganz kaltblütig entgegen: Hier wird Niemand hineingelassen! wobei sie ihm die Degenspitze dicht unter die Nase hielten, so daß ihm nichts übrig blieb, als umzukehren. Ein ander Mal war ein öffentlicher Spaziergang auf diese Weise abgesperrt; man rief denen, die vorüber gehen woll-

ten, entgegen: Die Marine-Wächter wollen promeniren, Monsieur! — Die Bürger mußten sich zurückziehen.

Früher hatte der Uebermuth dieser Leute noch mehr sich herausgenommen, die höheren Offiziere hatten selbst den Ton angegeben. Man spannte in den Quergassen Netze aus, in welchen man die jungen Mädchen fing, die des Nachts mit Laternen ausgingen, um ihre Herrschaften zu holen, und ließ sie vor dem anderen Morgen nicht los. Selbst die Damen durften sich Abends nicht auf der Straße zeigen, ohne sich der ärgsten Unbill auszusetzen. Die Tochter eines Kaufmannes, welcher in der Straße der „sieben Heiligen" wohnte, wurde bei der Heimkehr aus der Kirche entführt, und als man sie acht Tage später ihrem Vater wiedergab, hatte die Arme den Verstand eingebüßt. Dieses Mal machte die Sache Lärm, das Volk wurde sehr aufgeregt, der Spaß war doch zu stark, und die Chefs sahen sich genöthigt, einmal an den vier Offizieren, welche die Entführung unternommen hatten, ein Exempel zu statuiren. Sie bekamen Arrest und wurden verurtheilt, die Unglückliche auf ihre Kosten in's Hospital zu geben.

Um dieselbe Zeit versammelte ein Fregatten-Kapitain, der nach Indien abging, seine Gläubiger am Bord des Schiffes, ließ dann die Anker lichten, und setzte die Geängstigten erst zwanzig Meilen von Brest an's Land, und zwar dann erst, nachdem sie ihm Quittungen über ihre Forderungen ausgestellt hatten.

Selbst dieses Bubenstück blieb ungerächt.

War das Benehmen der Offiziere so beispiellos roh, so kann man sich leicht eine Vorstellung von der Aufführung der Matrosen machen. Der Uebermuth der Chefs diente dem ihrer Leute zum Beispiel und zur Entschuldigung. Mannschaften, die eben von einer Seefahrt zurückkehrten, bemächtigten sich

der Stadt, wie eines geenterten Schiffes. Dann mußte man die Frauen und Kinder in Sicherheit bringen, die Fenster zumachen, die Vorhänge herablassen, denn man konnte nicht auf die Straße sehen, ohne einem blutigen oder obscönen Schauspiel zu begegnen. Brach aber die Nacht heran, dann hörte man nichts, als wüthendes Geheul, Mordgeschrei und das Toben der Trunkenbolde. Die Stadt glich dann einer Mörderhöhle. Die Matrosen und Soldaten schlugen sich in jeder Quergasse, ohne daß Jemand daran dachte, diesem Unwesen Einhalt zu thun, und ohne daß der friedliche Bürger etwas so Alltägliches seiner Beachtung würdigte. Nur am anderen Morgen blieben die Milchfrauen, die vom Lande hereinkamen, einen Augenblick bei den Leichen stehen, welche die Krieger auf dem Schlachtfelde zurückgelassen, und sagten ernst: Gewiß sind wieder Königliche Schiffe im Hafen; während der Bürger, vor dessen Haus der Mann gefallen war, die Schwelle und das Pflaster reinigen ließ und sich dann ruhig frühstücken setzte.

Aber, wie gesagt, dieser Zustand der Dinge veränderte sich beim Ausbruche der Revolution. Das Marine-Corps mußte wohl etwas von seinem Uebermuthe fahren lassen, da die Bürger jetzt auffässig wurden und Beleidigungen nicht mehr so geduldig hinnahmen. Doch blieb die Spaltung zwischen dem großen Corps und den Offizieren ohne Geburt dieselbe, es waren doch immer die „blauen Offiziere" oder die Eindringlinge, wie man sie nannte, Männer von Eisen, die unbekümmert um den Verruf, der auf ihnen lastete, ihren Weg vorwärts gingen, deren Muth den Spöttereien und Schmähungen zum Trotz täglich zunahm, und die sich den Zutritt in das aristokratische Corps nur auf dem Verdeck eines feindlichen Schiffes gebahnt hatten, die Pistole in der Faust und die Axt in der Hand.

Ich habe die Ehre, fuhr Herr Cornic nach einer kleinen Pause fort, der Neffe eines Mannes zu sein, welcher in seinem Leben sechszig englische Schiffe, darunter die stärksten und größten, gezwungen, die Segel vor ihm zu streichen, und nicht weniger als zweiunddreißig in vierzig Gefechten empfangene Wunden zählte.

Mein Großonkel, Charles Cornic, war aus Morloix gebürtig. Noch ganz jung commandirte er die Corsaren seines Vaters und durchschiffte die indischen Meere, wo er die Engländer schlug und den Handel der Compagnie beeinträchtigte. So fingen damals alle jene großen Seehelden an, die, wie Jean Bart, Dugay-Trouin und Déjessarts, auf ihr Wappen nichts als einen Kompaß und einen Pistolengriff einzugraben hatten. Charles Cornic machte sich so furchtbar, daß der Marine-Minister, der diesen Namen so oft nennen hörte, mit ihm eine Probe zu machen beschloß. Aber ihn so ohne Weiteres zum Offizier der Königlichen Marine zu ernennen, ohne daß er einen anderen gegründeten Anspruch darauf hatte, als seinen Ruhm, das wäre eine Unregelmäßigkeit gewesen, welche den ganzen Adel aufgebracht hätte. Der Minister wollte es nicht wagen, eine solche Ungebührlichkeit auf sich zu nehmen. Er gab also Cornic das Commando der Fregatte „Félicité" mit dem Amt eines bloßen Lieutenants, welches ihn außerhalb des Marine-Corps stellte.

Hieraus machte sich Cornic sehr wenig. Er hatte ein Schiff unter seinen Füßen und die französische Flagge zum Aufziehen; mehr bedurfte er nicht. Er segelte ab, um den „Robuste" zu eskortiren, der nach Martinique fuhr, begegnete dem englischen Corsaren „der Adler", der 28 Kanonen am Bord hatte, griff ihn an, enterte ihn und nahm ihn nach einem halbstündigen Gefechte. Auf der Rückkehr nach Frankreich, als

er eben in Brest einlaufen will, trifft er die „Iroise", blokirt von einem kleinen englischen Geschwader. Cornic versammelt seine ganze aus Bretons bestehende Mannschaft und redet sie in ihrer Sprache an:

„Jungens, wir haben hier unter dem Wind ein Linienschiff, eine Fregatte, eine Corvette, die uns nicht den Platz räumen wollen, aber das Meer und die Sonne gehören Jedermann. Ihr habt sicherlich ein wenig Eile, Eure Mütter zu zu umarmen und Eure Freundinnen den „Pardon" tanzen zu lassen; wir wollen also unsern Weg wie tapfere Bursche gerade hindurch und ohne uns umzusehen nehmen. Hinter uns liegt das Meer, vor uns das Land. Auf den Schwächsten zuerst, legt den Haken an die Corvette und dann wollen wir weiter sehen."

Ein fröhliches Hurrah! war die Antwort. Jeder trat an seinen Posten. Die „Félicité" begegnete zuerst der Fregatte „die Themse", die ihr zwei Ladungen schickte, welche sie erwiderte; nachdem sie dann vorübergefahren war und das Feuer des „Alciden" ausgehalten hatte, fiel sie mit allen Segeln über die Korvette „der Rumbler" her. Dieser, der sich von seinen zwei Gefährten abgeschnitten sah, schickte seine Ladungen und versuchte dann so zu manövriren, daß er hinter das Feuer der Englischen Schiffe kam; aber ehe er diese erreichen konnte, war die „Félicité" dicht an ihn herangekommen und feuerte auf ihn los. Ein furchtbarer Donner, begleitet von lautem Geschrei, ließ sich nun hören, und nachdem der Dampf, der die Korvette umhüllte, sich zerstreut hatte, sah man sie, ihrer drei Masten beraubt, langsam in den Grund sinken.

Indeß kam der „Alcide" dem „Rumbler" zu Hülfe. Cornic benutzte die Verwirrung und Verzögerung, welche das Manöver verursachte, um die feindliche Fregatte mit seinem

Feuer zu empfangen. Er hätte sie wie die Korvette in den Grund gebohrt, wenn nicht der „Alcide", welcher seine Boote in's Meer hatte laufen lassen, um die Mannschaft des „Rumbler" zu retten, plötzlich umlegend, sich an die linke Seite der „Félicité" gelegt hätte, welche sich nun zwischen zwei Feuern befand. Nun ward das Gefecht zum Blutbad. Das Englische Linienschiff, das die Französische Fregatte mit der ganzen Höhe seiner Batterieen beherrschte, glich einem ausbrechenden Vulkan und überschwemmte sie mit einem Kartätschenregen. Die Atmosphäre war angefüllt mit Schwefel, Feuer, Eisen und Blei. Der Rauch und das Donnern der Geschütze machten Sehen und Hören unmöglich. Der Wind, durch so viele Erschütterungen gebrochen, war nicht zu spüren, die Segel hingen schlaff an den Mastbäumen; das Meer hatte wie bestürzt seine Wogen geebnet, und das Fahrzeug gehorchte nicht mehr dem Steuerruder.

Plötzlich nimmt das Feuern ab und verstummt dann gänzlich; Cornic sieht um sich, ein Proviantmeister nähert sich ihm und sagt: Capitain, man bekommt keine Befehle mehr, sämmtliche Offiziere sind getödtet.

Der Capitain springt auf. In diesem Moment zerreißt eine Kugel das Tau der Französischen Flagge, welche verschwindet. Wir haben das Segel gestrichen! ruft ein Matrose. Dieser Ruf wiederholt sich in der Batterie, und die Französischen Kanoniere werfen die Lunte in's Wasser. Die Engländer, welche die Kanonen der „Félicité" nicht mehr hören und ihre Flagge nicht mehr sehen, glauben sie habe sich ergeben, und stellten das Feuern ebenfalls ein. Aber Cornic hat Alles gesehen, er stürzt in die Kajüte, kommt mit einer neuen Fahne zurück, zieht sie selbst auf, und zwei Pistolen-

schüsse auf die neben ihm stehende Kanone abfeuernd, donnert er:

Feuer, Jugens! Euer Kapitain und Eure Flagge sind auf ihrem Posten, an Eure Stücke und Feuer, so lange ein Mann am Bord ist.

Die Leute gehorchten, und wiederum begann die Schlacht, noch blutiger, noch schrecklicher, aber sie währte nicht lange. Müde eines so langen Kampfes, räumten die beiden Englischen Schiffe besiegt und beschädigt das Feld und erreichten im lecken Zustand und mit Nothsegeln Plymouth, während die „Félicité", geschwärzt von Pulver, mit zerbrochenen Flaggenstücken, aber mit vollen Segeln in Brest einlief.

Als nun Cornic zur Belohnung für dieses wunderbare Gefecht zum Schiffs-Lieutenant ernannt wurde, suchten erst die Marine-Offiziere diese Ernennung zu hintertreiben; als ihnen dieses nicht gelang, legten sie ihn in Quarantaine, d. h. sie vermieden es, mit ihm umzugehen, ihn zu grüßen und mit ihm zu sprechen.

Zu jener Zeit blokirte der Admiral Rodney mit einem beträchtlichen Geschwader Havre de Grâce. Es fehlte in diesem Hafen gänzlich an Munition. Um ihn damit zu versehen, mußte man mit zwei Schiffen mitten durch die Englische Flotte fahren; ein Unternehmen, das tausend Möglichkeiten des Todes gegen eine des Erfolges bot. Cornic erhielt den Auftrag, dies Wagstück auszuführen, und dies Mal verhielten sich die Offiziere des großen Corps ganz still; sie hofften endlich von diesem kühnen Abenteurer für immer befreit zu werden, dessen Triumphe ihren Schlaf störten.

Cornic aber täuschte noch einmal ihre Erwartung. Nachdem er die nöthigen Anordnungen getroffen, segelte er von Brest ab und erreichte vor Tagesanbruch das feindliche Ge-

schwader; um die Wachsamkeit desselben zu täuschen, hatte er die Englische Flagge aufgezogen und verfolgte zum Schein die unter Französischer Flagge vor ihm fliehende „Agathe“: so machte er sich ungehindert Bahn mitten durch die Engländer, die ihn für einen der ihrigen hielten, und als er auf der Höhe ihrer letzten Linie war, zog er die weiße Flagge auf, feuerte zwei Salven ab und lief in Havre ein.

Der Lohn für diesen neuen Erfolg ließ nicht auf sich warten, nach acht Tagen vernahm er, daß das Kommando seiner Fregatte ihm abgenommen sei. Empört über diese Behandlung kehrte er in seine Heimath zurück und that den Schwur, nie wieder einen Fuß auf ein Schiff des Königs zu setzen.

Cornic war aber noch viel zu jung, um eine so glänzend begonnene Laufbahn so früh aufgeben zu können. Die Kaufleute der Bretagne wollten ihn für die Ungerechtigkeit der Regierung entschädigen, sie ließen auf ihre Kosten ein Schiff, den „Prometheus“, erbauen und ausrüsten und übergaben ihm das Kommando desselben. Cornic segelt nun nach Indien, begegnet unterwegs dem 64 Kanonen starken „Ajax“ und nimmt ihn. Zwölf Marine-Offiziere, unter denen Herr von Bussy war, wurden als Gefangene auf dem Englischen Schiffe gefunden. Man denke sich ihr Erstaunen und ihren Verdruß, als sie sich dem verhaßten Eindringling gegenüber sahen, der sie jetzt aus der Gefangenschaft befreit hatte. Sie wollten dennoch einige beglückwünschende Worte stammeln; Cornic aber antwortete kalt: er betrachte es als eine große Ehre, den Engländer bestraft zu haben, der die Kühnheit gehabt, Offiziere seiner Majestät zu Gefangenen zu machen. Ich hoffe, Sie werden mir dies nie verzeihen.

Mit diesen Worten zog er sich zurück.

Dieser bittere Stolz empörte die Gefährten des Herrn von Bussy und ließ einen tiefen Groll in ihnen zurück. Ihre Ankunft in Brest machte nicht wenig Aufsehen. Das Volk erhob den Capitain des „Prometheus“ zu den Wolken, es sprach nicht blos von seinem Muth und Geschick, sondern rühmte auch seine Biederkeit und seine Heftigkeit, denn das Volk liebt eben so sehr die Fehler, die einen ausgezeichneten Mann zu ihm herabziehen, als die Tugenden, die sein Ruhm sind. Auch lobten die Bürger seine Uneigennützigkeit und erzählten, er habe den Eigenthümern des „Prometheus“ alle am Bord des „Ajax“ gefundenen Diamanten, deren Werth sich auf fünf Millionen belief, gelassen, ohne seinen Antheil davon anzunehmen.

Diese Lobeserhebungen verletzten den Stolz des großen Corps auf das Empfindlichste. Die Klagen der von Cornic befreiten Gefangenen steigerten die Erbitterung gegen ihn, die Bevorrechteten waren wüthend, diesen Mann fortwährend rühmen zu hören, dessen Name sie wie Gewissensbisse verfolgte. Sie hatten diesem Manne zu viel Unrecht angethan, um ihn nicht tödtlich zu hassen, und sie beschlossen daher, sich seiner um jeden Preis zu entledigen.

Der Capitain des „Prometheus“ hatte nur einige unbestimmte Andeutungen eines gegen ihn gerichteten Komplottes erhalten, als er eines Tages, da er an's Land stieg, eine Gruppe Marine-Offiziere im Hafen fand, welche ihn erwarteten. An ihrer Stellung, ihren Blicken merkt Cornic sogleich, um was es sich handelt. Kaltblütig nähert er sich ihnen und redet sie an. Wollen Sie mich sprechen, meine Herren, ich stehe zu Ihren Diensten. Von dieser Kühnheit noch mehr gereizt, erklären sie ihm, daß sie geschworen hätten, ihn um's Leben zu bringen, und daß er sich mit Jedem von ihnen nach der Reihe

schlagen müsse. Gut, versetzte Cornic, und ging mit ihnen sogleich nach einem benachbarten Platz, wo der Kampf beginnt. Der erste Gegner wird von Cornic niedergeworfen, ein Zweiter fällt ebenfalls, ein Dritter, Vierter, Fünfter sind nicht glücklicher. Zwei sind noch übrig, die sich besinnen. Sie schützen den Mangel an Zeugen vor, welchen sie erst jetzt bemerken. Diese Herren, sagt Cornic, auf die Verwundeten deutend, können die Stelle derselben vertreten. Er greift darauf die beiden Offiziere an, die er eben so verwundet, wie die anderen.

Dieser Vorfall setzte seiner Popularität die Krone auf, fachte aber den Haß des großen Corps so sehr an, daß der Marine-Intendant sich veranlaßt sah, da er einen Mord befürchtet, dem Capitain des „Prometheus" eine Sicherheitswache zu geben.

Die militärische Laufbahn Cornic's endete hier. Seine Vermählung mit einer Dame, die er liebte, der Verlust dieser Frau, die er zehn Tage nach seiner Verheirathung todt neben sich fand, der Gram über diesen Verlust, Alles vereinigte sich, um ihn auf dem Lande zurückzuhalten und jene Thatenlust in ihm zu ertödten, die ihn bis dahin zu so kühnen Wagstücken fortgerissen hatte. Nur im Jahre 1770, wo die Ueberschwemmungen der Garonne so furchtbare Verheerungen anrichteten, wo die erschrockenen Bewohner in schmählicher Flucht die, welche die Fluth überrascht hatte, ihrem Schicksale überließen, erzählten die Zeitungen, daß ein alter Seemann, nachdem er vergebens denen, die ihm folgen wollten, Belohnungen angeboten, vier Matrosen mit geladenem Pistol gezwungen habe, mit ihm ein Boot zu besteigen, auf welchem er, trotz der reißenden Gewalt des Stromes, die Fahrt um die Insel Saint-Georges machte und eine Menge Bewohner, die sich auf die Spitzen der Dächer und Bäume geflüchtet, rettete.

Diese gefährliche Fahrt hatte er drei Tage und drei Nächte fortgesetzt und auf diese Weise sechshundert Menschen dem Tode entrissen, die er dann beinahe einen Monat lang auf seine Kosten unterhielt. Dieser alte Seemann war Charles Cornic. Der König Ludwig XVI. schrieb ihm mit eigener Hand einen Dankbrief, und die Stadt Bordeaux schickte ihm das Bürgerdiplom.

Aber dieser Vorfall hatte den alten Corsaren aus seinem Schlafe geweckt. Das Toben des reißenden Stromes hatte ihn an das Meer, an die Gefahren, die er auf demselben bestanden, an seine ehemaligen Heldenthaten erinnert. Auf's Neue sehnte er sich nach dem Schauplatze zurück, wo er einst so viel Ruhm erworben. Ueberdies begann gerade der Nordamerikanische Krieg, Frankreich brauchte mehr als je tüchtige Seeleute. Cornic entschloß sich daher, an den Minister zu schreiben und bei ihm um eine Kommandostelle anzuhalten. Nach zweimonatlichem Warten erhielt er einen abschläglichen Bescheid. Das war der letzte Schlag für ihn. Er zerbrach seinen Degen und zog sich auf's Land, zu seiner Schwester zurück, um daselbst zu sterben.

Das ist die Lebensgeschichte eines Mannes, so schloß Herr v. Cornic, welcher, obgleich er fast vergessen ist, einen ehrenvollen Platz in der Geschichte ausfüllt, und die seine ist höchst charakteristisch. Cornic war der Typus der blauen Offiziere, sein Leben giebt uns eine Vorstellung von dem Mißverhältnisse, welches damals zwischen Geburt und Verdienst in einem besonderen Lebenskreise herrschte, wie sie überhaupt manche ernste Betrachtung erregt über das Verhältniß der Stände in Frankreich kurz vor der Revolution.

Nachdem Herr v. Cornic die so höchst interessante Lebensskizze seines Großonkels geendet hatte, für die wir Alle unsern

Dank abstatteten, kam die Reihe an unsern holländischen Bankier, welcher aber eine so klägliche Miene machte, daß wir Alle lachen mußten. Der alte höchst joviale Mann war aber weit entfernt, deshalb verlegen zu werden. Er sagte lächelnd:

Ich finde es ein wenig Unrecht von Ihnen, daß Sie von mir, dem Geldmanne, verlangen, mit so gelehrten Herren in eine Reihe zu treten, ich habe, seitdem ich nicht mehr das goldene Geschäft betreibe, welches, ich will nicht untersuchen, ob mit Recht, einen so geachteten Namen in der Welt hat, nicht so viel Muße gewinnen können, um das nachzuholen, was ich über die Geschäftigkeit, zu welcher der gute böse Mammon mich antrieb, zu thun unterlassen habe. Aber das thut nichts, so ganz umsonst will ich das Glück, unter so ehrenwerthen und wissenschaftlichen Leuten zu sein, nicht genießen und ich hoffe, daß mein Bruder, welcher für mich mitzulernen so gefällig war, wogegen ich ihm gern meine Geldsäcke zu Gebote stellte, mich aus meiner jetzigen Verlegenheit reißen werde. Bitte, sehen Sie sich nicht um, mein guter Bruder ist nicht hier, sondern bereits seit zehn Jahren in dem Lande, das wir so ungern bereisen und dennoch so gern kennen lernen möchten, in dem Lande, in welchem wir vor und nach unserm Dasein unsern Aufenthalt haben, in dem großen Weltreiche, in welchem der mächtigste und für alle Zeit unbesiegbarste Eroberer das Scepter schwingt, — der Tod. Aber ich werde Ihnen einige Skizzen aus seinem erfahrungsreichen und vielgeprüften Leben mittheilen. Er hat, kann ich wohl sagen, die ganze Welt gesehen, ehe er nach unten oder nach oben ging, denn wissen wir, wo das Leben nach dem Leben seinen Sammelplatz hat? Der Himmel scheint unten sowohl, wie oben zu sein, denn unsere Erde schwimmt ja in diesem Himmel, als die Insel — der Unglücklichen, auf welcher sich die Menschen vergebens abmü-

hen, — Glück zu machen. Also ich werde Ihnen etwas aus seinem Leben mittheilen was gerade, am treusten in meinem alternden Gedächtnisse ausgeharrt hat.

Ich erinnere mich nämlich, daß mein Bruder auf seinen Reisen in Asien, Afrika und Amerika auch einen Negerstamm besuchte, welcher unter dem Namen der Bonis bekannt ist.

Die Bonis sind ein Negerstamm, der in den unzugänglichsten Wäldern von Guyana wohnt, ihren Namen haben sie von einem Europäer, der ihre Kolonie organisirte.

Ein französischer Soldat war, um einer Strafe, die er sich zugezogen, zu entgehen, mit Waffen und Gepäck aus Cayenna desertirt und in die Wüste von Guyana entflohen. Hier suchte er Zuflucht bei einem Stamme Neger, welche theils aus Sklavenschiffen, theils aus den Pflanzungen von Cayenna entflohen waren. Er heirathete eine Negerin und erwarb sich die Liebe dieses Stammes in so hohem Grade, daß sie ihn zu ihrem Könige ernannten. Sobald er den Oberbefehl hatte, organisirte er die 8000 Neger, aus denen der Stamm bestand, bewaffnete sie, unterrichtete sie im Gebrauch der Waffen und machte sie zu furchtbaren Kriegern. Frankreich und Holland, von dieser Verwandlung unterrichtet, beeiferten sich, mit dem Deserteur-Könige eine Allianz zu schließen. Leider starb er, ehe er seiner Kolonie die Entwickelung, welche er beabsichtigte, geben konnte. Die Neger, dankbar für die Dienste, die ihnen ihr König geleistet, haben seiner Wittwe die königliche Gewalt übertragen, und man muß es ihr zum Lobe sagen, daß sie sich derselben durchaus würdig zeigte. Nachdem wir Berge von 5—600 Toisen Höhe über dem Meeres-Niveau überstiegen, so erzählte mein Bruder, erreichten wir ein großes Plateau, wo der Wald weniger dicht und unzugänglich war. Wir entdeckten bald eine lange Reihe von Hütten, die eine Art Lager

bildeten. Alle diese Hütten bestanden aus vier Balken, die in der Erde befestigt und mit Stroh bedeckt waren. Eine darunter war von den übrigen durch ihre Größe, ihre Form und Eleganz ausgezeichnet; es war das Palais ihrer schwarzen Majestät. Wir gingen auf diese Hütte zu, begleitet von einer Menge Neger, die von allen Seiten herbeigekommen waren, um uns zu sehen. Wir fanden die Königin auf einem Laubteppich sitzen und ein frugales Mahl zu sich nehmen. Ich bemerkte gewisse europäische Manieren an ihr, die sie wahrscheinlich von ihrem Gatten erlernt hatte. Sie ließ uns neben sich niedersetzen und lud uns ein, ihr Mahl zu theilen, das aus Korkus, Bananen, Brodbaumfrüchten und einem Salate von Palmenfrüchten bestand. Was mich am meisten erquickte, war frisches Wasser, das wir seit vier Monaten nicht getrunken. Nach dem Mahle besuchte ich die Kolonie, und als ich mehrere Tausend starker, fleißiger Neger vor mir sah, merkte ich bald, wie sehr die Franzosen Recht haben, sie rücksichtsvoll zu behandeln. Die Bonis könnten, wenn sie wollten, ohne Widerstand alle unsere Niederlassungen verheeren. Ihnen in ihren Bergen und Wäldern beizukommen ist unmöglich. Sie haben Schießgewehre, von denen sie aber keinen großen Gebrauch machen, indem sie ihre vergifteten Pfeile vorziehen, die sie mit unbeschreiblicher Gewandheit abschießen. Jeder Neger hat seine Hütte und arbeitet für sich, er ist durchaus frei und kann, wenn er will, seine Produkte nach Cavenna zum Verkauf tragen.

Die Königin übt eine mäßige Herrschaft aus; sie begnügt sich, einen leichten Tribut zu empfangen und bei wichtigen Angelegenheiten ihre Unterthanen zu versammeln. Die Bonis haben nur wenige Gesetze und eben so wenige Prozesse. Wer das Leben und Eigenthum der Anderen respectirt, kann thun

und lassen, was er will, und ist Niemandem Rechenschaft für seine Handlungen schuldig. Wenn ein Streit entsteht, entscheiden ihn die Greise, welche Pupas, Papas oder Väter heißen. Diese Greise genießen die höchste Achtung. Wenn Einer von ihnen sagt: „In meiner Zeit waren die Dinge so," hört jeder Streit auf, und man unterwirft sich seinem Ausspruche. Ihre Religion ist ein Gemisch von Fetischismus und Christenthum, sie machen sich kleine Holzfiguren, die sie an ihrem Halse tragen. Wenn die Sonne aufgeht, werfen sie sich nieder und beten sie an.

Eine andere Skizze aus dem Leben meines guten Bruders spielt in der Türkei, und der Herr Ruzmond Mirschin, den wir in unserer kleinen Gesellschaft mitzuzählen das Vergnügen haben, kann uns sogleich sagen, wenn er die Güte haben will, ob mein Bruder seinem Volke Unrecht gethan hat. In diesem Falle bin ich gern bereit, für ihn Abbitte zu thun. Mein Bruder erzählte mir nämlich einst von der Behandlung der Wahnsinnigen in der Türkei folgendes:

In Konstantinopel werden die Wahnsinnigen in eins der schönsten Derwisch-Klöster unfern der hohen Pforte untergebracht. Die zu ihrer Aufnahme bestimmten Zellen liegen rings um einen Hof, in dessen Mitte sich eine Fontaine befindet. Durch ein von einem Wächter bewachtes Thor gelangt man in einen Hof, zu welchem dem Publikum freier Eintritt gestattet ist. Drei Zimmer befinden sich an jeder Seite des Platzes im Erdgeschoß, sie haben eine Thür, zwei Fenster nach dem Hofe hinaus und zwei nach der entgegengesetzten Seite, die sämmtlich mit starken eisernen Gittern verwahrt sind, durch welche eine außerhalb befestigte, schwere, eiserne Kette in die Fenster hineingezogen ist, ungefähr zwei Ellen lang und in ein sechs bis sieben Pfund wiegendes Halseisen auslaufend; auf so

schmähliche Weise versichert man sich in der Türkei dieser dem Mitgefühl anheimgefallenen Unglücklichen. Eine Menge Müssiggänger spazierten im Hofe umher und Gruppen von Männern und Knaben hielten sich vor den Gittern auf, wie dies in Paris und London vor den Käfigen der wilden Thiere in den Pflanzengärten zu sehen ist. Nicht Mitleid, einzig und allein nur Neugierde schien sie nach diesem oder jenem Fenster der armen Wahnsinnigen hinzulenken, die bei der Annäherung ihrer ungebetenen Besuche Zeichen von Freude oder Schmerz, Schaam oder Verdruß und Wuth äußerten, denn keine Glasscheibe oder irgend ein Vorhang oder Laden schützte sie vor den Blicken der Neugierigen oder vor dem, vielleicht minder unangenehmen Eindringen des Sturmes.

Einer von diesen Unglückseligen, von edlem Anstand und ausgezeichnetem Aussehen, schien durch die Neckereien der auf dem Hofe versammelten Knaben in einen Anfall von Wuth gerathen zu sein. Entrüstet darüber, daß er der Gegenstand ihrer herzlosen Spöttereien sein sollte, hatte er ein Stück Teppich um seine Eisenstäbe befestigt und sein Gesicht dahinter versteckt. Doch der Haufe muthwilliger Knaben ließ sich nicht so leicht sein Vergnügen nehmen; sie erfaßten die Kette und zerrten so lange an derselben, bis der Kopf des armen Unglücklichen durch das an derselben befestigte Halseisen an dem Gitter emporgezogen wurde. Der Arme bezeugte durch Zähnefletschen und Sträuben seine Schaam und seine Wuth, seine Peiniger wurden aber um so mehr belustigt, je mehr sie sahen, daß der Arme sich ihnen dennoch nicht entziehen konnte. Es soll sogar nichts Ungewöhnliches sein, daß ein oder mehrere Glieder der Kette durch die Reibung gegen die Stäbe zerbrechen.

Von dieser Scene angeekelt, schlüpfte ich in eine offenste-

hende Thür und gelangte auf diese Weise in eine der traurigen Zellen. Zwei der eisernen Halsbänder, welche an den Fenstern hingen, schienen ihren letzten Trägern zur Gesundheit, d. h. zum Tode verholfen zu haben, die anderen zwei Ketten hielten aber ihre Gefangenen noch fest, um sie ebenfalls den langsamen Foltertod sterben zu lassen. Die armen Wahnsinnigen, so sehr sie auch leiden mochten, waren noch geduldig genug; sie saßen auf einigen mit Decken belegten Brettern, ein anderes Stück Decke oder besser Stück Lumpen war um ihre dünne Bekleidung zum bessern Schutze geschlagen; ein Topf voll Reis und ein Wasserkrug standen neben ihnen, und ihre Ketten waren gerade lang genug, daß sie sitzen, aufstehen und sich niederlegen konnten. Keine Sonne drang in das traurige Gemach ein, aber durch die Gitteröffnungen der Fenster mußten die Winterstürme schauerlich hineinsausen. Die Sonnenstrahlen, welche das Wasser der Fontaine glühend widerstrahlte, schienen des düstern Elends der armen Wahnsinnigen zu spotten. Nur ein Trost scheint diesen Unglücklichen noch geblieben zu sein, nämlich die Pfeife, die ihnen irgend eine mildthätige Hand zukommen läßt.

Es giebt für die türkischen Wahnsinnigen nur ein einziges Rettungsmittel, sie werden nämlich nur dann losgegeben, wenn sie im Stande sind, vier Verse aus dem Koran zu schreiben. Dieses ist der einzige feststehende Beweis für die wiedererlangte Vernunft, und zuweilen machen mitleidige Seelen den Versuch, den Kranken begreiflich zu machen, wie dies zu ihrer Befreiung führen würde, so daß diese sich manchmal wirklich belehren lassen. Besteht der Patient diese Probe, was leider nur zu selten, wie sich auch nicht anders erwarten läßt, der Fall ist, so wird er von seinen Ketten befreit und durch die besondere Gnade und Einwirkung des Propheten geheilt erklärt.

Nachdem der liebenswürdigste Geldmann, den ich jemals kennen gelernt habe, geendet hatte, sahen alle Blicke gespannt auf den Türken. Ich muß gestehen, daß ich aus seinem Munde gern eine Widerlegung gehört hätte, aber leider erfuhren wir nur eine freimüthige Bestätigung. Er bürdete die Schuld dieser grausamen Behandlung so bedauernswürdiger Unglücklichen dem Fatalismus auf, welcher im Glauben der Türken eine so große Rolle spielt, und ich sagte ihm, daß, wenn mich mein Geschick einmal nach der Türkei führen sollte, wo ich ohnehin so gerne einmal weilen möchte, ich mich nicht eher zufrieden geben würde, bis ich den Kaiser gesprochen, um ihn auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, welcher alle Humanität mit Füßen trete.

Ruzmond Mirschin versprach mir für den Fall, daß ich einmal Konstantinopel besuchen würde, mit Aufwand aller seiner Kräfte dazu behülflich zu sein, meinen so lobenswerthen Vorsatz ausführen zu können.

Nun, das ist eine annehmbare Aussicht.

Ob ich nicht noch einmal nach Konstantinopel kommen werde?

Ich hoffe, mein Herr Türke, und werde Sie dann beim Worte nehmen. Ich bin in Neapel und in vielen andern Ländern gewesen, die man nach dem Sprüchworte sehen muß, bevor man stirbt, ich bin aber noch zu lebenslustig, als daß ich schon jetzt, trotzdem, daß ich so Vieles gesehen und erfahren, diese Welt verlassen möchte, ich habe mir daher noch einige wenige Dinge, die ich noch vor meinem Ende ausführen möchte, vorgenommen, und wie die Kaiserin Katharina den Weg nach Konstantinopel als das Endziel der russischen Politik, wenn auch nur etwas allegorisch, bezeichnet, so sage auch ich:

Erst Konstantinopel sehen und dann sterben.

Hundertsechsundfünfzigstes Kapitel.

Die Majestät des Thrones ist allein in der Küche.

Geist und Magen. — Der gewesene Koch eines gewesenen Königs. — Was ich mir nie verzeihe.

Ich habe das vorige Kapitel eigentlich so recht mitten inne abgebrochen, dafür kann ich aber nichts, denn ich selbst wurde unpäßlich, und meine kleine Gesellschaft brach auf, ohne die Ehre genießen zu können, den König in ihrer Mitte zu sehen.

Mehrere der Herren reisten sehr bald ab, und unsere Abendgesellschaften verloren auf diese Weise einige der angenehmsten Mitglieder, die nicht leicht zu ersetzen waren.

Doch man hilft sich, so gut man kann.

Wenn man geistreich unterhalten sein will, findet sich hierzu immer Gelegenheit, aber eine Sache ist erforderlich, man muß selbst Geist genug besitzen, um ihn bei Andern auffinden zu können.

Es ist, — zum Troste für uns arme Frauen sei es gesagt, — genug Geist unter den Männern, aber er lebt nicht immer in den Formen, welche der Eitelkeit und der Hoffahrt genügen.

Und doch ist der Geist Alles, — wenn es die Leute nur wissen wollten.

Der Geist berechtigt zu Allem, was er verantworten kann, und selbst wenn er sich versündigt, hat er das Recht auf Verzeihung.

In der Welt ist Raum genug für den Geist, und all' unser Elend, all' unser Menschenleid geht aus dem Kampfe hervor, welchen der Geist mit der Körperwelt, mit dem Ungeistigen, mit dem caput mortuum des Lebens auf Tod und Leben führt.

Aber der Geist siegt und muß siegen, denn im Anfang war der Geist, und wenn er nicht ebenfalls am Ende aller Dinge wäre, dann wäre die ganze Welt noch mehr als eine Chimäre.

Träumen wir denn nur, daß wir sind, oder sind wir wirklich?

Träumen wir nur, daß wir nach dem Leben noch sein werden, oder ist der Geist eben so allgewaltig, daß er selbst endlich über den Tod siegen muß?

Geist! Geist! Geist! — Ich glaube nicht an Geister, aber ich möchte in der That einmal die ganze Welt, von Adam bis heute, alle Menschengeschlechter, alle Völker, alle Geschlechter, alles Alte aufgestanden sehen, hüllenlos, körperlos, und sehen und fragen: was ist das Ziel alles Lebens? —

Und wenn dann nicht die Antwort lautete: „Geist", dann sollte es mir leid thun, meine Memoiren geschrieben zu haben. Denn wozu ein Stück nichtiges Geistes-Menschen-Leben verewigen, wenn die Ewigkeit selbst nichts anderes, als ein Atomenleben wäre?

Doch genug Betrachtungen, wenden wir uns wieder dem Realen zu.

Ich hatte eine lustige Begegnung.

Da ich eine große Dame war, so glaubte man mit Un-

recht, daß ich Alles auf dem Fuße einer solchen eingerichtet haben müsse.

Ich stand aber immer auf meinen eigenen Füßen, auf den Füßen der Lola Montez.

Nun, ich verzeihe der Welt ihren Irrthum, wenn er nur nicht böswillig gemeint ist, — denn Irrthum ist auch Glaube, es ist nur allein das Unglück, daß über dieses Thema eine Begriffsverwechselung selbst bei den scharfsinnigsten Philosophen herrscht.

Es kam demnach, d. h. in Folge jenes Glaubens, ein sehr liebenswürdiger junger Mann zu mir, d. h. wiederum nur seinem Geiste nach, welcher sich bei mir unter dem Motto:

Die Majestät des Thrones ist allein in der Küche anmelden ließ.

Ich hielt diese symbolischen Worte für irgend einen arabischen Spruch, aber er schien mir doch einer näheren Erklärung werth, und ich ließ den sich also Anmeldenden zu mir kommen.

Was sind Sie, mein Herr?

Gewesener Mundkoch Sr. Majestät des Königs der Franzosen, Carl's X.

Also gewesener Koch Sr. gewesenen Majestät? das sind fünf Worte. Das ist keine Weltgeschichte im Unterrock, und doch, was ist das für ein Stück Weltgeschichte, welche diese wenigen Worte besagen.

Doch Ruhe der Asche des unglücklichen Königs, den sein Schicksal ehrwürdig gemacht hat, wenn es die Krone nicht gethan, aber was will dieser Koch?

Ist er es vielleicht gewesen, welcher die Ordonnanzen dem Französischen Volke so unverdaulich zubereitet hat?

Diese Frage wäre einer Untersuchung werth.

Denn welchen Einfluß übt nicht der Magen auf den Geist aus, ist er nicht gerade der Präsident, der Vertreter jener Körperwelt, von der ich so eben gesagt, daß sie mit dem Geiste auf Tod und Leben kämpft?

Ich möchte wohl wissen, welchen Einfluß die Küche auf die Weltgeschichte ausübte?

Da haben Sie was, meine Herren Schriftsteller:

Die Weltgeschichte in der Nachtmütze,

und klingt Ihnen das nicht deutlich genug, nun, dann meinetwegen:

Die Weltgeschichte am Heerde.

Doch ich muß nun wohl ja mit meinem gewesenen Koche reden, denn er scheint mir zu sagen, daß er, obgleich gewesen, noch immer ein Wesen ist.

Sie wollen also der Koch der Lola Montez werden?

Mit Vergnügen, wenn ich so glücklich sein darf — —

Ach was, so glücklich. Schämen Sie sich doch, Sie, ein so tragischer Mensch, der Koch einer Majestät, welche in der Verbannung ihr Leben beschließen mußte, Sie wollen jetzt in Ihren alten Tagen der Koch einer — Tänzerin werden?

Wie der arme Mensch roth wurde.

Gräfin, sagte er — — —

Was kümmert Sie die Gräfin? Ich brauche als Gräfin keinen Koch, ich habe als Gräfin keinen Hunger, nur Lola Montez hat zu jeder Zeit Appetit — ich gestehe das.

Der arme Mensch, nein, es war kein armer Mensch, ich will ihm kein Unrecht thun. Denn wann ist der Mensch arm, welcher Geist genug hat, Brühen zu machen, bei welchen selbst die klügsten Diplomaten sitzen bleiben? Der Herr Koch also

legte seine Verlegenheit bei Seite und gewann vollkommen seine Fassung wieder, wie es einem Franzosen gebührt.

Nun gut, sagte er, so werde ich der Koch einer Tänzerin, welche so königlich gesinnt ist, für meinen ehemaligen Gebieter ein Wort des Schmerzes zu haben.

Schön gesprochen, versetzte ich, aber Sie bringen mich wirklich in Verlegenheit, ich habe meinen Koch, und ich weiß nicht, ob meine Tafel so großer Kunst bedarf, wie die Ihrige ohne Zweifel sein wird?

Ob Sie einer solchen bedürfen? sagte der Koch mit erstaunter Miene, so wissen Sie es nicht, Frau Gräfin, welch eine wichtige Sache für Sie Ihre Küche ist?

Nein, sagte ich lachend, in der That, mein Herr Koch, ich kümmere mich sehr wenig um die Küche.

Der Koch nahm eine sehr wichtige Miene an.

Frau Gräfin, sagte er, erlauben Sie mir Ihnen mit den Worten eines der mächtigsten Monarchen der Welt, Karls des Großen, zu wiederholen:

Die Majestät des Thrones ist nur in der Küche.

Gestatten Sie mir eine halbe Stunde Gehör, — und dieses graue Haupt lege ich zu Ihren Füßen, wenn Sie, nachdem Sie mich angehört, nicht sagen:

Sie müssen mein Koch werden, es verlangt die Dankbarkeit.

Der Mann sprach so ernst, und mir war diese ganze Scene so lächerlich, daß ich, um den armen Mann nicht zu beleidigen, auf einen Augenblick hinausgehen mußte, um mich auszulachen.

Nachdem ich tüchtig gelacht hatte, kam der Ernst wieder über mich, und ich war nun vollkommen in der Verfassung, die Philosophie der Küche anzuhören.

Lachen Sie nicht, meine Leser, ich hatte kaum einige Sätze

gehört, da hätte auch ich nicht mehr lachen können, ich mußte vielmehr zu meiner Beschämung gestehen:

Man thut Unrecht, über irgend ein Ding in der Welt zu lachen, denn selbst im Unsinn steckt Vernunft.

Wir sind leider nur selten so vernünftig, sie heraus zu finden, und packen immer den Unsinn zuerst.

Ich habe schon manche Ohrfeige ausgetheilt, wie meine Herren Chronisten berichten, ich leugne es nicht und rühme mich auch dessen nicht, aber dessen rühme ich mich:

Wenn ich mich einmal, — und ich will zugeben, daß es öfters geschah, über einer Dummheit ertappte — dann gab ich mir jedesmal selbst eine Ohrfeige.

So that ich, nachdem ich ein wenig den Koch angehört.

Ich habe über seinen Ernst gelacht, das wolle mir Gott verzeihen, ich verzeihe es mir niemals.

Man höre, was er, d. h. was seine geliebte Lady, wie er sie nannte, sagte, — es ist die „Weltgeschichte am Heerde."

Mögen die Frauen sie studiren und abermals studiren, denn es giebt kein Heil ohne sie.

Würde ich jetzt zum zweiten Male geboren, ich würde meine Sprachkenntniß, meine Musik, mein Zeichnen, meinen Tanz, Alles, Alles an dieses einzige Studium setzen.

Hundertsiebenundfünfzigstes Kapitel.

Die Weltgeschichte am Heerde
oder
Die Philosophie der Küche.

Wir leben in einer traurigen Epoche; .... wenn ich wir sage, so meine ich die Frauen. Aller unserer Macht beraubt, üben wir nicht die geringste Kontrolle mehr über die Leidenschaften der Männer, die Liebe wird ein Rechenexempel, das Heirathen eine Speculation, die Freundschaft ein leerer Name. Das Glühen einer Zigarre macht den Glanz der schönsten Augen ermatten, und der niedliche weibliche Fuß macht keinen Eindruck mehr. Cendrillon's Pantoffel würde in allen Englischen Klubs von Hand zu Hand gehen, ohne irgend einen romantischen Gedanken zu erregen. Das junge Frankreich und der Dandyismus Englands dürften wohl kaum ein einziges Individuum aufzuweisen haben, das mit St. Praux über ein Mieder in Extase geriethe oder mit Walter den Druck eines Gürtels beneiden könnte. Die schöne Zeit ist hin, wo der Raub einer Haarlocke die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschütterte, sie ist so fabelhaft wie Tausend und Eine Nacht geworden.

Ihr Frauen dieses Jahrhunderts, wo herrschet Ihr noch unumschränkt? Ich sage es Euch unumwunden, euer Thron steht jetzt nur — in der Küche.

Meine Schöne, so fragte Heinrich IV. ein Ehrenfräulein der Maria von Medicis, auf welchem Wege gelangt man zu Ihrem Herzen? — Durch die Kirche, Sire, lautete ihre Antwort. Hätte man den weiblichen Berühmtheiten unter der Regierung seines Enkels eine ähnliche Frage gestellt, sie würden gewiß unbedingt geantwortet haben: durch die Küche.

Es ist gewiß eine unbestreitbare Thatsache: nie haben die Frauen allen Vorurtheil, den sie aus der Küche ziehen konnten, besser gefühlt, als in den Zeiten ihrer größten Macht. Sie verstanden diese mächtige Kunst von ihrer physiologischen, politischen und moralischen Seite. Die berühmten côtelettes à la Maintenon thaten den ehrsüchtigen Plänen dieser Frau keinen geringeren Vorschub, als der Widerruf des Edikts von Nantes, und ihre dragées und dragonnades hatten denselben Erfolg. Damen von der sorgfältigsten Erziehung kennen heut zu Tage kaum die Ingredienzien einer entrée oder die Bestandtheile eines entremets; sie wissen nicht den Moment zu bestimmen, wann ein hors d'oeuvre aufgetragen oder eine pièce de resistance abgetragen werden soll. Aber jene große Staatsfrau, jene elegante Schriftstellerin, jene Frau, die Frankreich beherrschte und einen so großen Einfluß auf Europa ausübte, — war zugleich die erste Köchin ihres Jahrhunderts und konnte mit demselben Genie und derselben Sachkenntniß für die geringsten Kleinigkeiten und Einzelnheiten der bescheidensten Haushaltung ihres Landes sorgen. In der Korrespondenz der Frau von Maintenon befindet sich ein Brief, den alle Hausfrauen studiren und auswendig lernen sollten; in diesem Briefe berechnet sie, wie viel ihr Bruder im Hause und an seiner Tafel vergeudete und

bemüht sich, ihre Schwägerin von ihrer häuslichen Liederlichkeit abzubringen, sie macht dieser den Vorwurf, daß sie eben so wenig von der Toilette, als von der Küche verstehe. Der Brief schließt mit den Worten: Wenn meine Berechnungen Dir nützlich sein sollten, so werde ich die Mühe, welche sie mir kosten, nicht für verloren halten, ich habe Dir wenigstens gezeigt, daß ich etwas von Wirthschaft verstehe.

Das Weib ist von Gott geschaffen worden, um die Küche zu besorgen, und wenn der Mann zu Zeiten in der Haushaltung, wie im Staate eine gewisse Uebermacht sich angeeignet hat, so ist der Grund nur darin zu suchen, daß das Weib seiner physischen Kraft bei ihren Verrichtungen bedurfte. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern werden die Natur und die Quantität der Nahrungsmittel durch das Klima und den Menschenschlag bestimmt; aber ihre Qualität hängt immer und überall von der Art ab, wie man sie zubereitet, und hauptsächlich in der Lösung dieser schwierigen Aufgabe leisten die Klugheit, die Bewandheit und die Geduld unseres Geschlechts das Bewunderungswürdigste. Der Magen eines Lappländers sieht ohne Zweifel dem eines Indiers nicht ähnlicher, als ein Stück von einem rohen an der Luft gedörrten Fisch dem delicatesten und auf die ausgesuchteste Weise zubereiteten Stücke Wildpret. Aber neben diesem Unterschiede im Großen giebt es noch in den zahlreichen Magen einer und derselben Nation die mannigfachsten und feinsten Niancürungen, die das Weib allein bemerken und studiren konnte, um allen den verschiedenen Bedürfnissen zu genügen, deren Dasein diese nur dem weiblichen Sinn erkennbaren Unterschiede ihr offenbart hatten. Auch mußte die Frau zuvor entdecken, daß man die Thiere nur durch Vermittelung des Magens civilisiren, d. h. bezähmen kann, und daß die Männer in dieser Beziehung den Thieren gleichen.

In den heiligen Büchern finden wir das erste historische Dokument über die Kochkunst. Das Frühstück, welches Abraham den Engeln, die bei ihm eingekehrt waren, vorsetzte, war von Sara's Händen bereitet. Die Frauen des Patriarchen beschäftigten sich ohne Zweifel mit der Zubereitung des Brodes; denn das Brod der alten Hebräer war lang und lief spitzig zu, wie die lady's fingers. Seit der Epoche der Sendung Mose verlangte das Gesetz leckere Speiseopfer, und die Kuchen aus Honig, Oel und Mehl, von denen die Bibel spricht, sind für uns unwiderlegliche Zeugnisse von der Geschicklichkeit der schönen Enkelinnen Sara's.

Die Erfrischungen, welche Abigail, eine schlaue Intriguantin, aber vortreffliche Hausfrau, dem David vorsetzte, enthielten trotz ihrer patriarchalischen Einfalt alle Elemente der ausgesuchtesten Küche. Große Bohnen, Linsen, Erbsen, gedörrte Feigen, Weintrauben, gute Sahne, Honig, Oel und saftiges Kalbfleisch; allein wie waren alle diese Stofftheile zubereitet? wie waren sie servirt? hatte Abigail fest an den Traditionen gehalten, oder vermöge genialer Eingebung die unendlichen Capacitäten ihres Kalbfleisches gründlich durchschaut? befriedigte sie den Besieger des Goliath mit einem Kalbsohr à la tartare? beschwichtigte sie ihn mit einer crême à la moëlle, jenem Meisterstücke der modernen Milchspeisen=Bereitung, das dennoch so leicht herzustellen ist? Solche Fragen sind nur mit einem Achselzucken zu beantworten. Eine Nation, der es an Metall, ihre Krieger zu bewaffnen, fehlte, konnte nicht gut eine vollkommen montirte Küchen=Batterie besitzen. Man darf indessen auch nicht vergessen, daß die Traditionen über die Speisebereitung am spätesten untergehen, und welche wunderbaren Hülfsquellen können dem Weibe in schwierigen Zeiten dienen!

Jedoch die Kinder Israels waren nun einmal ein hartnäck=

figes Volk, dessen Eigensinn Magen und Herz gegen Gottes Gaben verhärtete; so zeigten sie sich unempfindlich gegen das encyklopädische Schwein, und die gastronomischen Eigenschaften des Fisches wollten keinen besonders tiefen Eindruck auf sie machen. Die Aegypter enthielten sich stets des Hammelfleisches und schauderten bei dem bloßen Gedanken, eine Bohne zu essen. Wenn die kulinarische Kunst bei den Hebräern Fortschritte machte, so scheint der ganze Ruhm dem weiblichen Geschlechte zu gebühren.

Die Specereien, die Gummi-Sorten und Essenzen, welche die Königin von Saba in die Küchen Jerusalems einführte, waren kostbare Neuerungen, und man behauptet sogar, unser Eibisch-Syrup wurde nach den Recepten dieser berühmten fürstlichen Frau zubereitet.

Auch Kleopatra kannte alle Hülfsquellen, welche die Küche dem Ehrgeize und der Koketterie, der Politik und der Liebe bietet. Der ausgezeichnete Luxus ihrer Gastmähler war eines der vornehmsten Mittel, deren sie sich bediente, um ihre zahlreichen Verehrer zu umgarnen und die Feinde ihres Landes zu überwältigen. Die Soupers, welche sie Cäsar gab, verschafften ihr das Ansehen einer Römischen Imperatorin, und des Markus Antonius leidenschaftlicher Hang zu Fischen und zum Angeln that den politischen Projekten seiner schönen Geliebten großen Vorschub. Trotz der religiösen Vorurtheile ihrer Unterthanen begleitete die schöne Aegypterin den athletischen Römer oft auf seinen Fischzug-Ausflügen, und gewiß hat sie ihm mehr als einmal bei Bereitung des Lachses, den sie ihm hatte fangen helfen, hülfreiche Hand geleistet.

Ein ganz vorzügliches Talent, die Moosschwämme wohlschmeckend zuzubereiten, war ohne Zweifel die vornehmste Ursache, warum Agrippina eine so unumschränkte Herrschaft über

ihren Kaiserlichen Gemahl erlangte. Kaiser Claudius liebte dieses Gericht bis zur Narrheit, er starb nicht an einer Vergiftung, wie man gesagt hat, sondern an Unverdaulichkei nach dem unmäßigen Genusse seiner Lieblingsspeise.

Die Meister der Welt waren jedoch keine Küchenmeister, und das jetzt so populäre Entremet champignons à la crême existirte noch nicht einmal als Embryo in der Phantasie ihrer Denker; diese köstliche Speise wird jetzt an allen civilisirten Tafeln im zweiten menu service der Jahreszeiten Frühling und Herbst unentbehrlich, und eine Frau, die mit dem poco meno und poco piu seiner constituirenden Elemente unbekannt ist, verdient es nicht, den Ehrenplatz an einer Tafel zu behaupten.

Mit dem Römischen Reiche stürzte auch die große, aber nicht sehr wissenschaftliche Küche des Alterthums zusammen. Man darf indessen annehmen, daß die Gastronomie der Römer, gleich ihren übrigen Wissenschaften, schon lange vor ihrem politischen Verfalle in eben dem Maße, wie der Genius und die Tugenden des Volkes, gesunken war.

Die Einfälle der nordischen Barbaren verlöschten mit allen übrigen Lichtern, auch den letzten schon ersterbenden Schein der Kochkunst. Die Nordischen Völker hatten so ausgepichte Magen, einen so kolossalen Appetit, daß sie anfänglich mehr um die Quantität, als um die Qualität der genießbaren Dinge sich kümmerten. Alterthumsforscher haben die gastronomische Weisheit des Mittelalters zum Gegenstande tiefer Studien gemacht; um aber die barbarische Küche des fünften Jahrhunderts gründlich kennen zu lernen, brauchte man nur einige heutige Nationalgerichte der Nachkommen jener Stämme, deren Vergangenheit man studirte, zu kosten, um einem alten Germanischen Mahle beizuwohnen.

Der eigenthümliche Kultus, den die Nordischen Völker

den Frauen erwiesen, erklärt ihre gastronomische Unwissenheit, wenn er sie nicht vielleicht rechtfertigt. Die Germanen hätten es als ein Vergehen betrachtet, ihren edlen Frauen Beschäftigungen zu überlassen, die sie für erniedrigend hielten, es befaßten sich die Männer daher selbst mit der Kochkunst, die aber unter ihren Händen nicht ganz anständig gerieth. Die rohe Sehne eines alten Stieres schmeckte den ungeschlachten Anbetern des Odin gar köstlich, und wie einst die Helden des Homer, so bereiteten die Helden des Thor mit eigenen Händen ihre Mahlzeit. Die Frauen wurden in allen anderen Dingen wie Orakel befragt, nur nicht, wo es den leiblichen Comfort der Gemeinde betraf.

Karl der Große, dessen universeller Geist an allen Quellen der Civilisation zu schöpfen verstand, war der erste Monarch seines Stammes, der sich der Gastronomie zu politischen Zwecken bediente und seine Lebensweise nach einer Maxime regelte, der einer seiner letzten Abkömmlinge ungeheure Ausdehnung gab; er behauptete nämlich, daß die Majestät des Thrones in der Küche sei. Karl lehrte die Großen seines Reiches zuerst, wie man edelmännisch essen müsse, dann brachte er die Kochkunst durch Ernennung von Mundköchen sehr zu Ehren. Er verwandelte die souveränen Fürsten in Küchen-Intendanten, er stellte Paladine zu seinen Kammerdienern an, er übertrug Bischöfen die Sorge, seine Wirthschaftsbücher in Ordnung zu halten, und gab so seinen Nachfolgern das Beispiel einer Degradation der bevorzugsten Klassen, indem er sie gewissermaßen seinem Hausgesinde beigesellte.

Die Frauen bewarben sich um die Gunst, den Festen dieses Monarchen beizuwohnen, und bald konnte man den Einfluß ihres Geistes und guten Geschmackes an der kaiserlichen Tafel wahrnehmen. In Aachen servirte man Fasanen mit ver-

goldeten Sporen und Pfauen, deren Schweif als Fächer aufgerichtet war. Die Bedienung bei Tische', sagt ein Chronikschreiber, war jungen Pagen mit goldverbrämten Kleidern und artigen Mägdlein anvertraut.

Als die Frauen an der kaiserlichen Tafel und der seiner Vasallen erst Zutritt hatten, zeigten sie bald, daß es schlechterdings nothwendig sei, ihnen das Küchenregiment zu übertragen, und die vornehmsten Frauen bereiteten in ihrem Familienkreise eigenhändig das Mahl für die Familie und die fremden Gäste. Auf diese Weise machte ihr sinniger Geist den barbarischen Pomp ihrer Feudal-Eheherrn immer feiner und brachte immer mehr Mannigfaltigkeit in die alte Einfachheit. Bald präsentirten sie den Gästen Aale mit Basilisken-Augen, Zwerge stürzten in voller Rüstung aus einer großen Pastete, — kurz, eine Menge artiger Erfindungen erhöhten die Fröhlichkeit der Gelage.

Kaum hatten venetianische Kaufleute die ersten Specereien nach Europa gebracht, als die Frauen diese edlen Erzeugnisse der Tropenländer bei den Gerichten, welche sie zubereiteten, verwendeten. Die Parfüms des glücklichen Arabiens dufteten zuerst nur in den königlichen Gemächern und kamen von da in die Küche, wo man den Fisch bisweilen in Rosenwasser kochte.

Auch die Kirche spielte bei der Küchenreform eine wichtige Rolle und ging in Verbesserung des materiellen Wohlseins ihrer Beichtkinder den Frauen hilfreich zur Hand. Die großen Monasterien wurden Schulen der Gastronomie. Die Wissenschaft der Benediktiner entwickelte sich aber so gut im Refektorium, wie in der Bibliothek, und mehr als eine Aebtissin, die wegen ihrer Fasten und Nachtwachen kanonisirt worden ist, verdient vielleicht mehr um der Mehlspeisen und Backwerke

willen, die sie erfunden hat, ihren Platz im Heiligen-Kalender. Wie alle anderen Zweige des Wissens, so zog sich auch die Kochkunst in die Abteien zurück, und der so volksthümlich gewordene Ausdruck „Küchenlatein" liefert noch einen klaren Beweis der verderbten Latinität jener Mönche, die zu eifrig ihren gastronomischen Studien oblagen, als daß sie die Sprache des Virgil und Horaz fehlerfrei hätten sprechen lernen.

Aber den Priestern und den Frauen zum Trotze waren die Fortschritte der Kunst doch langsam und unsicher. Obwohl die Erfindung der Suppen sehr hoch hinaufreicht, — man bereitete sie zuerst in Klöstern und Hospitälern, — so thut ihrer die Geschichte doch erst im Anfange des 15. Jahrhunderts Erwähnung. In seiner Beschreibung der Festlichkeiten, zu denen die Heirath Katharinas von Valois mit Heinrich II. von England Veranlassung gab, erzählt der liebenswürdige Chronist Monstrelit, daß der Erzbischof von Sens an der Spitze einer Prozession der Geistlichkeit in seiner Diöcese die Suppe und den Wein bis in's Brautgemach des Königlichen Paares trug.

Ungefähr um dieselbe Zeit begünstigte ein Umstand das Mundrecht in Frankreich auf ausgezeichnete Weise, indem er diejenigen, die es handhabten, zu hohen Ehren beförderte. Während Karl VI. an Geisteszerrüttung litt, organisirte der Graf v. St. Paul in Paris ein Corps von 500 Fleischergesellen, das von seinen eigenen Offizieren, den Herren der Schlachthäuser, befehligt wurde. Diese kleine Miliz, welche sich in der Schlacht bei Azincourt hervorthat, behielt ihre militärischen Grade und ihre Beute, und das war der Ursprung einiger der edelsten Geschlechter Frankreichs. Die hochadligen Familien Saint-Yon, Thibeaut u. s. w. sind, wie der Chronist sagt, aus dem großen Schlachthause von Paris hervorgegangen.

Während Pariser Fleischerknechte auf diese Weise Baronien und Grafschaften erwarben, beförderte eine Königin von England, welche eine geborne Französin war, ihren Koch zum Edelmann. Eleonore von Provence, die Gemahlin Heinrich's III. von England, veranlaßte ihren Königlichen Gemahl, ihrem genialen Ober-Küchenmeister, Richard de Norrays, das Rittergut Ockholt in der Grafschaft Berk zu verleihen. Die Nachkommen dieses ausgezeichneten Speisekünstlers repräsentiren im Zeitalter der Elisabeth mit Ehre und Ruhm jene Klasse, auf welche ihr Vaterland stolz ist, die Gentry *) von England.

Die Kriege der beiden Rosen hemmten die Fortschritte aller Künste und aller Wissenschaften: selbst die englische Küche mußte darunter leiden. Die Wirthschaftsbücher, welche von den Gliedern der Familie Lancaster so sorgsam aufbewahrt worden waren, gingen verloren oder zu Grunde, nur das der alten Gräfin von Hereford, der Großmutter Heinrich V., ist bis auf uns gelangt. Sinnlich und verschwenderisch, wie sie waren, kümmerten sich die Yorks eben so wenig um ihre häuslichen Angelegenheiten, als um den Staat, auch schimmert aus ihrer Epoche nur ein sehr schwaches Licht, um den Pfad des Forschers zu lichten. Bei all' seinen wollüstigen Leidenschaften besaß Eduard IV. wenigstens noch einen gewissen Grad von Klugheit; so lebte er stets nach einer Regel, die er sich selbst gegeben hatte, und blieb daher von den körperlichen Plagen verschont, mit welchen die Natur übermäßige Tafelfreuden bestraft. Sein Arzt stand ihm bei seinen Mahlzeiten immer zur Seite und belehrte ihn über Quantität und Qualität der Speisen, die seiner Constitution zusagten.

---

*) Die vornehme Bürgerklasse und der niedere Adel.

Mit der Thronbesteigung des Hauses Tudor begann eine neue Aera für die Wissenschaften. Damals kamen die Recepte der französischen Köche zum ersten Male über den Kanal und fanden nach und nach in den Küchen Eingang. Vom gastronomischen Standpunkte betrachtet, war Frankreich in jener Zeit das erste Land in Europa. Um diese Zeit kam die Petersilie mit der Opera buffa, die noch jetzt in Paris ihren alten Namen führt, aus Italien. Endlich verkündeten die saucisseuses des 15. Jahrhunderts die glorreiche und glückselige Zukunft, welche den Speckhändlern des 17. Jahrhunderts aufbehalten war.

Aber die Epoche der Wiedergeburt gründete für die Küche einen Lehrstuhl, der selbst in den schlimmsten Tagen der Revolution nicht unbesetzt geblieben ist. König Franz I. berief die Frauen wieder an seinen Hof, von welchem der grausame Ludwig XI. sie verbannt hatte. Seine Schwiegertochter, Katharina von Medicis, verpflanzte die ganze Wissenschaft der italienischen Offizin, damals der ersten in der bekannten Welt, nach Frankreich. Die Conditorei, diese Poesie der Küche, erreichte bald ihr Apogäum, und die patisseurs de la dauphine brachten wegen des Kunstsinnes und der Intelligenz, die sie in ihren architectonischen und allegorischen Schöpfungen entfalteten, ihr Gewerbe zu hohen Ehren; auch bildeten sie bald eine Zunft.

Einen besonders günstigen Eindruck machte die französische Küche auf Wolsey, den größten Mann und den freigebigsten Wirth seiner Zeit. Dieser erkannte alle Vortheile, die eine gastronomische Reform in England einem Minister zuwenden mußte, und er dachte an Mittel, wie er die Kochkunst gleichzeitig mit den anderen Zweigen des menschlichen Wissens fördern könnte. Sein Palast in Hampton-Court wurde, so zu sagen, eine Schule der Gastronomie. Die Säle und die Speise-

Officinen dieses Gebäudes, die noch jetzt dort vorhanden sind, können einen Begriff davon geben, was dieses nützliche Institut seiner Zeit gewesen; sie sind aber außerdem noch die letzten Denkmäler der geistlichen Municficenz und des häuslichen Lebens der hohen Würdenträger der Kirche in einer Periode, wo Eine Hand die Zügel aller geistlichen und weltlichen Macht zusammenfaßte.

Die schönsten Frauen Englands fanden sich bei den prächtigen Banketten des Minister-Cardinals ein und nahmen Unterricht, der auf keinen unfruchtbaren Boden fiel.

Aber einen fast unheilbaren Schaden brachte der Kochkunst die Thronbesteigung Jacob's I. und die Einführung schottischer Gerichte in England. Während jedoch die englische Küche allmählig wieder in die alte Barbarei zurücktrat, verfolgte Frankreich die glänzende Laufbahn, welche der Genius seiner italiänischen Königin und die so sehr entwickelte Intelligenz seiner Frauen ihm eröffnet hatten. Unter so glücklichen Auspicien begann das Zeitalter Ludwig's XIV., und von jener Zeit an hielt die Gastronomie mit den anderen Künsten stets gleichen Schritt — die Küche nahm neben Thron und Altar ihre Stelle ein. Die kostbaren Bankette und die prächtigen Feste des Königlichen Hofes wurden jedoch nicht der Probirstein der größten Anstrengungen der Kunst in jener Periode; ihre wunderbarsten Talente entwickelten die Köche bei dem petit couvert des Königs, bei den soupers fins der wahren feinschmeckenden Küchenverständigen. Die poulardes und die plats de légumes, welche Frau v. Sévigné mit den Rochefoucauld's und den la Fayette's theilte, waren sicher noch sorgsamer zubereitet, als die complizirtesten Gerichte des grand couvert zu Versailles.

Mit der Gesundheit und den Kräften Ludwig's XIV. gingen Appetit und bon goût aller Franzosen auf die Neige. In

seinen letzten Jahren hatte Ludwig solche Magenleiden, daß Frau v. Maintenon zur Linderung derselben einen herzstärkenden Trank aus Spirituosen, Orangenblüthen-Zucker u. dgl. erfinden mußte. Dies war der erste Ursprung aller modernen Mischungen, die unter dem allgemeinen Namen Liqueure bekannt sind, und ohne welche die Großen und Reichen dieser Erde gar nicht verdauen können. Der gute Erfolg dieser Erfindung gab einer Schule von Gesundheitsköchen ihr Entstehen. Frau v. Maintenon's berühmte côtelettes en papillotes, die den Magen gegen die bösen Wirkungen des Fettes schützten und dem Könige manche Unverdaulichkeit ersparten, verschafften der Erfinderin mit jedem Tage größeren Einfluß zur Verzweiflung des Ministers Louvois und der Prinzessinnen und zur großen Genugthuung der Jesuiten und des Paters La Chaise.

Die reizende Prinzessin v. Conti hatte vergebens alle ihr zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um ihren Gemahl und ihren Schwager dem Grolle des Königs und der gerechten Strafe, die ihre Laster verdienten, zu entziehen. Schon verzweifelte sie fast an dem Erfolge, als plötzlich eine glückliche Eingebung sie aus ihrer Verlegenheit riß. Ihr guter Genius flößte ihr den Gedanken ein, sich durch den Königlichen Magen den Weg zum Königlichen Mitleid zu bahnen, und so kam sie auf die Erfindung jenes berühmten Gerichtes, das noch jetzt unter dem Namen carré de mouton de la Conti in Frankreich beliebt ist. Dieses Gericht wurde in der Casserole so mürbe gemacht, daß dem Magen des Königs nichts mehr übrig blieb, als die angenehme Thätigkeit, in einem bisher unbekannten Genusse zu schwelgen. Auch entsagte der alte Monarch nun sofort seinem unschmackhaften pôtage à la vierge und verzehrte sein treffliches carré mit dem Appetit jener schönen Jahre, da

man ihm jeden Abend eine Schüssel mit kaltem Geflügel zu Häupten des Bettes stellte, für den Fall, daß er etwa Nachts erwachen und Appetit empfinden könnte. Die den Schuldigen erzeigte Gnade setzte den ganzen Hof in Erstaunen, und Frau v. Maintenon wurde so bestürzt, daß sie sich den Pater La Chaise rufen ließ. Das Ergebniß der Conferenz Beider war die Ente au père Douillet, die einige Tage später zum ersten Male auf die Königliche Tafel gesetzt wurde. Seitdem erhielten sämmtliche neu erfundenen Gerichte die Namen von Heiligen, und die trefflichen morceaux à la Sainte-Ménéhould datiren sich aus der Regierung der heiligen Françoise de Maintenon.

Wenn die Wissenschaft während der letzten so unglücklichen Regierungszeit Ludwig's XIV. stille stand, so nahm sie unter der Regentschaft einen raschen Aufschwung, und die großen Männer jener Epoche scheuten sich nicht, ihre Namen den Speisen zu geben, die sie erfunden oder besonders gern hatten. Die piquées von ausgezeichneter Feinheit werden der Herzogin v. Berry zugeschrieben, und die reizende Frau eines Generalpächters gab der dinde truffée, einer für die höhere Küche eben so nützlichen, als schwachen Magen verderblichen Erfindung ihren Namen.

Der lange Frieden, dessen sich Europa während der Regierung Ludwig's XV. erfreute, erlaubte den Frauen, einen immer größeren Einfluß in Cabinet und Küche zu gewinnen. Zu dieser Zeit erst fing man an, die Tafeln der Könige und der vornehmsten Familien des Landes mit jener Ordnung und Pünktlichkeit, die seitdem so viele Bewunderung erregt haben, zu besorgen. Die kleinen Soupers von Marly übertrafen an Eleganz und Raffinement die grandes collations der letzten Tage Ludwig's XIV. Hofdamen kauften die Entdeckungen neuer Ge-

Gerichte von irgend einem unbekannten Küchengenie. Die Fürstin v. Soubise lieh ihren historischen Namen jenem vortrefflichen Gerichte, das die purée d'oignon populär machte. Der gute Erfolg der côtelettes à la Soubise und die steigende Gunst, in welche die übrigen Erfindungen der Dame kamen, machte den eifersüchtigen Ehrgeiz der berühmten Herzogin v. Mailly rege, und bald bereicherten sich alle Tafeln mit der unsterblichen Hammelkeule à la Mailly.

Unter Ludwig XVI. erreichte die Gastronomie den Gipfel ihrer Vollkommenheit, sie nahm die ganze Würde einer Wissenschaft an und trat zwischen Physik und Chemie in die Mitte. Die vorzüglichsten Gelehrten verschmähten es nicht, für ihre Fortschritte sich zu interessiren, und führten in allen ihren Theilen wichtige Verbesserungen ein, von dem schlichten pot-au-feu des Armen bis zu den kunstreich zusammengesetzten Gerichten, die man auf crystallenen Schüsseln oder in goldenen Vasen auftrug.

Jetzt wurde die Küchensprache gewählt, und elegant, wie die Sprache der schönen Wissenschaften; die Kochbücher und Almanache der Kochkunst schrieb man mit Voltaire's Geist und Frau v. Sévigné's Anmuth. Die Rezepte der Purées wurden eben so puristisch, wie akademische Gutachten geschrieben; die petits plats nannte man Epigramme, und der Genius der Hirtenpoesie selber gab den zum zweiten Service gehörigen Speisen und den Desserts seinen Namen. Jetzt strebten die Frauen aller Stände danach, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden; nnd während die großen Damen ihre Küchenzettel so sorgfältig, wie ein episches Gedicht zusammensetzten, übertrafen die Hausfrauen der niederen Kreise der Gesellschaft in ihren Erfindungen die Meister der Kunst und gaben einigen der beliebtesten Gerichte damaliger Zeit den Namen. Die Cuisine bourgeoise erschien in den letzten Regierungsjah-

ren Ludwig **XVI.**, und nur der Geist eines **la Reynière's** vermochte gegen eins der besten Kochbücher, die bis heute geschrieben worden sind, anzukämpfen.

Aber diese Ansprüche des weiblichen Geschlechtes an Ausübung einer Kunst, zu welcher die Natur das Weib bestimmt zu haben scheint, erregte eine lebhafte Opposition von Seiten der Männer. Als Frau v. Genlis sich rühmte, einen deutschen Grafen aus Wien sieben ausgezeichnete, Französische Gerichte gelehrt zu haben, weissagte man, daß die Pariser Köchinnen bald sämmtliche Köche verdrängen würden. Die Köche verfehlten nicht, dagegen zu protestiren und die Frauen mit allen Waffen ihres Spottes anzugreifen. Aber das Frauengeschlecht wußte diesen Angriffen tapfer zu begegnen und der Orden von der blauen Schnur wurde gestiftet, der alle politischen Stürme überdauerte, und in dem Lande der Gleichheit, wo man alle Stände nach einander mit Füßen getreten, noch immer fortblühte.

Während alle diese Ereignisse bei den Franzosen vor sich gingen, machte das Land „des guten Magens", so schwache Fortschritte in der gastronomischen Kunst, daß ein Haus, welches keinen Koch vom Kontinente erhalten konnte, im Urzustande von 1688 blieb. Die Königin Anna, eine sehr langweilige Frau, und charakterlose Herrscherin, war der Hauswirthschaft sehr kundig; Die Natur hatte sie geschaffen, um in der Küche, nicht im Kabinette zu regieren. In der Küche allein stand sie ohne Nebenbuhler, hier brauchte sie sich nicht in den Willen einer Malborough zu fügen, hier war sie in ihrem Elemente, und an ihrem Platze. Auch ist es allen denjenigen bekannt, welche die Literatur der Kochkunst aus jener Periode kennen, oder ein von Tonson oder Curt verfaßtes Buch über die Kochkunst besitzen, daß die besten Rezepte unter dem Titel: Nach

der Manier der Königin Anna klassifizirt sind. Die Königin Anna, sagt ein französischer Schriftsteller in seiner Geschichte der Kochkunst, war eine große Feinschmeckerin, und verschmähte es nicht, mit ihrem Koche Unterhaltung zu pflegen. Man muß noch hinzufügen, daß Land Bolingbroke mit welchem Ihre Majestät im Geheimen den Sturz der Whigs und die Wiedereinsetzung des Prätenden verabredete, die bevorzugte Nichte der großen Erfinderin der Côtelettes à la Maintenon geheirathet hatte.

Die Thronbesteigung des Hauses Hannover hatte keine Fortschritte der Kochkunst zu Folge. Für ihre germanischen Gerichte eingenommen, waren die Hofküchenmeister Georg's I. und II. wenig geeignet, den Geschmack der Nation zu veredlen, und die feinsten Gentlemen ihrer Zeit, die Chesterfield's, die Walpole's und Montague's stellten Frankreich in Allem, was die geselligen Freuden von der Küche bis zum Boudoir und von der Toilette bis zur Torte betrifft, auf die erste Stufe der Nationen. Ihre Meinung wurde Gesetz und ganz England war mit ihnen der Meinung, daß es ohne einen guten französischen Koch durchaus unmöglich sei, sich ein gutes Diner zu verschaffen; ja, daß der mittelmäßigste französische Sudelkoch die besten Zöglinge der britischen Küche übertreffe.

Dieses allgemeine, günstige Vorurtheil für ausländische Köche und Köchinnen trug mehr als alles Uebrige dazu bei, daß die britische Küche stationär blieb. Endlich aber unterbrachen die aus der französischen Revolution hervorgegangenen Kriege allen Verkehr mit dem Festlande, und so mußte der verfeinerte, gastronomische Sinn bei den Bewohnern eines Landes untergehen, wo es, wie ein Neapolitaner sich ausdrückt, zwanzig Religionen und nur Eine Sauce giebt — — — und was für eine Sauce, du lieber Gott! eine Schmelzbuttersauce!!

Seit jener Katastrophe verschwanden die fines herbes aus den Englischen Gärten; dünne Brühen hießen Kraft und Bouillon, Entrées kochte man auf glühenden Kohlen, und schwarzer Pfeffer und andere Droguen dieser Art wurden die vorherrschenden Würzen. Endlich sank die Kunst so tief, daß folgendes Bonmot des Schauspielers Kean auf alle gewöhnlichen Mahlzeiten paßte: „Die Suppe war kalt, das Eis warm und alles Uebrige sauer, nur der Essig nicht.

So war die Britische Küche, ehe der Sturz Napoleon's Europa den Frieden wieder gab. Der Königliche Amphitryon Großbritanien's hatte große Pläne zur Verbesserung der National-Küche, aber er hatte einen gar schwierigen Stand, er kämpfte allein in der Bresche, und Niemand eilte zu seinem Beistande heran. Er berief den unsterblichen Caréma und lud ihn ein, an der Verwirklichung seines Lieblings-Gedankens eifrigen Antheil zu nehmen, wie Ludwig XVI. den Grafen Necker zu sich berufen hatte, um die zerrütteten Finanzen Frankreichs wieder in Ordnung zu bringen. Carêma, der Geniale, kam, er kam, sah und — siegte nicht.

Vergebens strahlte ihm die gewaltige Batterie von Brighton, dieses Woolwich der Küche ihren blendenden Glanz entgegen, vergebens stellte man eine Legion kleiner Gehülfen, den pausbäckigen Kupidos Ludwig's XIV. ähnlich, zu seiner Verfügung, vergebens appellirten ganze Heere von Ochsen, ganze Austernbänke an sein Genie, Carêma befand sich, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, in einem Zustande des Erstickens. Der unübertroffene Meister, fühlte schon bei seiner Landung daß er hier eine Schule zu schaffen, nicht umzugestalten habe. Wenn er die glühenden Schmelzöfen des königlichen Heerdes ansah, dachte er an die petits feux und petits fours in Frankreich. Er horchte hin, und gewann die Ueber-

zeugung, daß man hier keine Sprache redete, die geeignet gewesen wäre, seinen Ideen zur Hülfe zu kommen, er hätte denn ein besonderes Wörterbuch, vielleicht gar eine besondere Grammatik erfinden müssen, und vor einer solchen herkulischen Arbeit schreckte er zurück. Was aber den Meister völlig entmuthigte, war die Entdeckung, daß die britischen Damen kaum eine Ahnung von seiner Kunst hatten, daß die Oberhofmeisterin des königlichen Hauses, kein anderes Meisterstück ihrer Kochkunst aufweisen konnte, als gepfefferte Cotelettes, an denen der Prinz-Regent sich tagtäglich gütlich that. Caréma gab seine Entlassung ein, und als seine französischen Freunde ihn fragten, warum er einen so hohen Posten verlassen habe, antwortete er würdevoll: „Weil die Küche Seiner königlichen Hoheit zu bürgerlich ist.“

Nach Aufhebung der Kontinental-Sperre*) eilte Brita-

*) Napoleon machte sich bekanntlich aus den Tafelfreuden wenig. Sein vertrauter Kammerherr de Bussy, einer der größten Feinschmecker war hierüber untröstlich, und man hörte ihn oft sagen: selbst den größten Männern fehle noch immer etwas. Ein Huhn, Coteletts und namentlich Caffee mußte aber immer und überall für den Kaiser bereit gehalten werden. Den Caffee liebte er leidenschaftlich, und trank an 20 Tassen täglich, ohne sich dabei schlecht zu befinden. Dennoch hat seine Tafel nichtsdestoweniger zu einer der glänzendsten Erfindungen der französischen Kochkunst, dem rôti à l'impératrice, Veranlassung gegeben. Das Recept zu diesem köstlichen Gericht ist, wie folgt: Man nimmt eine von den schönsten und fleischigsten Oliven, schneidet den Kern aus, und füllt die Lücke mit einem Schnittchen Anchovis; dann stopft man die Frucht in eine Drossel und diese, gehörig zubereitet, in eine fette Wachtel. Die Wachtel wird nun in ein Rebhuhn, das Rebhuhn in einen Fasan, und der Fasan in einen Kapaun gesteckt, der endlich in dem Bauche eines Spanferkels seinen Platz bekömmt. Dies wird nun

niens kleiner und großer Adel haufenweise in die gastronomische Hauptstadt der civilisirten Welt.

Seit den Zeiten der Kreuzzügen hat man nie eine so zahlreiche Auswanderung gesehen. Nach seiner Rückkehr fand dieses aristokratische Heer seine nationale Küche allzu abscheulich, und bemühte sich nun die kostbaren Genüsse zu erlangen, mit welchem sie Véry bekannt gemacht hatte. Die reichen Leute gaben den Französischen Köchen das Dreifache des Gehalts, das die Erzieher ihrer Söhne und Töchter erhielten, aber die große Mehrheit der Reisenden, den es an genügenden Mitteln fehlte, eine Legion „Weißmützen" zu erhalten, mußte auf das Vergnügen, von den Continental-Erfahrungen Vortheil zu ziehen, Verzicht leisten. Das Extrem des Uebels bezeugte etwas Gutes. Die gesellschaftlichen Bedürfnisse wurden so groß, daß man nach Mitteln ihrer Befriedigung trachtete, und bald zeigte sich eine wunderbare Reaction. Es entstanden die Klubs, diese Asyle unglücklicher Hagestolzen, diese Erholungsstätten unzufriedener Ehemänner; hier konnten die Männer als Gentlemen und als Christen diniren, und an allen Leckereien der franzö-

am Spieße gebraten und giebt ein Gericht, welches durch die hervorgebrachte Wechelwirkung aller eingeschachtelten Bestandtheile aufeinander, sowohl für den Geruch als für den Geschmack seines Gleichen sucht, dessen kostbarster Bissen aber die Olive ist, welche den Mittelpunkt bildet, und die Quintessenz der feinsten Kräfte aus ihren verschiedenen Schaalen an sich gezogen hat. Ein ähnliches Gericht, jedoch im größern Maßstabe, hatten, wie der ältere Plinius und Makrobius berichten, schon die Römer; es war ein wildes Schwein, mit mancherlei anderem Wild und Geflügel gefüllt, es hatte einen Beinamen, der dem Trojanischen Pferde entlehnt war, es hieß nämlich: porcus trojanus.

fischen Küche sich erlaben, und dies Alles wohlfeier, als an ihrem Familien-Tische, wo sie nichts als hart und halbgekochte Stücke ihres nationalen Roastbeef, ihren Kalbsköpfen und Puddings zu essen bekamen. Aber die Klubs wurden leider auch das Grab der britischen Sittlichkeit. Das Englische Haus, dieser Tempel des Herzens, dieser Mittelpunkt aller Tugenden, wurde der einsame Aufenthalt des andern Geschlechts, und alle Ehemänner pilgerten nach jenen anziehenden Oertern, wo Priester der Provencalischen Brüder oder aus den Klöstern der Rocher de Cancale die Agende verrichteten.

So geht denn an eure Kasserole, ihr Frauen, wenn ihr eure untreuen Gatten mit der Stimme eines Falkoniers in's eheliche Nest zurückrufen wollt. Schreitet ohne Aufenthalt zur Umstaltung eures Hauswesens, widmet euch ernstlich der Kunst, die an keinem Jahrestage unnütz ist, und die euch so viele Elemente des häuslichen Glückes bietet. Wolltet ihr euch nur ein Viertel der Zeit, die mit unnützem Geplauder verloren geht, eurer Küche widmen, so würdet ihr euern Gatten Diners vorsetzen können, eben so fein und wohlschmeckend, wie diejenigen, die eure barbarische Unwissenheit sie außer Hause zu suchen zwingt Philosophie und Literatur sind euch Lebensbedürfnisse geworden, warum nicht auch die Theorie der Kochkunst, die euch mindestens eben so vortheilhafte Erfolge verheißt? Stiftet Musterschulen der Gastronomie, unterweiset eine hinreichende Anzahl junger Mädchen, schicket sie als Missionärinnen nach allen Ländern der Erde, und habt ihr endlich, Dank eurer Anstrengung, einer Anzahl von Küchenrecepten Gesetzeskraft verschafft, so wird aus eurer Mitte irgend ein weiblicher Beotham erstehen, der das große Werk vollendet, indem er alle die zerstreuten und noch so wenig feststehenden

Grundsätze logisch ordnet, und in eine mündige Sprache kleidet, alsdann wird kein Mensch auf Erden noch ferner an der großen Wahrheit zweifeln, daß ein gutes, mit ächter Kunst zubereitetes nnd mit Geist gewürztes Diner an einem kleinen runden Tische alle Feste und Bankette aufwiegt, die seit Entstehung der Welt gegeben werden.

Hundertachtundfünfzigstes Kapitel.

Ein Gourmand.

Louis Napoleon. — Saardam. — König und Koch. — Gastronomische Erfahrungen und Lehren.

Als ich meine kleine Gesellschaft, zu welcher bald einige neue Mitglieder hinzugetreten waren, wieder um mich versammelt hatte, theilte ich ihr natürlich meine Unterredung mit dem Koche mit, und sie zeigten eben so viel Interesse für den Gegenstand, als ich selbst.

Bei dieser Gelegenheit erzählte unser holländischer Bankier eine dritte Skizze aus dem Leben seines Bruders, welche den ehemaligen, man könnte fast sagen, Eintags-König von Holland, Louis Napoleon, betraf.

Louis Bonaparte wurde in seinem 27. Jahre König wider seinen Willen. Welches Märchen der Tausend und Einen Nacht nimmt wohl einen phantastischeren Anfang?

Sobald er in die Hauptstadt eingezogen, bot der improvisirte Hof des widerstrebenden Monarchen ein Schauspiel dar, welches mit dem Romane seines Ursprunges im vollkommenen Einklange stand. Der Hofstaat des Königs und das diploma-

tische Corps fanden weder einen Palast, noch Tafel bei einem republikanischen Volke, das binnen 24 Stunden zu Königlichen Unterthanen umgewandelt wurde. Sie sahen sich genöthigt, in einem Gasthofe zu wohnen und bei einer — Schauspielerin zu speisen. In diesem Gasthofe, welcher des Marschalls Türenne Namen führte, sahen sich die Gesandten der beim König Ludwig I. vertretenen Mächte genöthigt, ihre Kanzleien einzurichten, und zwar in sehr beschränkten Gemächern, die sämmtlich nach einem Korridor hinausgingen. Auf diesem Korridor wurden die Rechte des Vortritts mit eben derselben Strenge, wie auf dem Wiener Congresse geltend gemacht. Der Schein einer Lampe zeigte Nr. 1, Russische Gesandtschaft, Herr v. Nesselrode, Nr. 2, Oesterreichische Gesandschaft, Herr v. Foltz u. s. w. Der Französische Gesandte, Dupont-Chaumont, war der Einzige, welcher vor seiner Thür eine Strohmatte liegen hatte.

Das Ministerium war bald zusammengebracht. Mollious, Gogel, Twent, Roell, van der Gres waren Männer, welche in großer Achtung standen, aber die Fatalität, welche auf dieser sonderbaren Regierung lastete, zeigte sich schon am ersten Augenblick. Es hatten einige Höflinge den König überredet, daß er der Landessprache vollkommen mächtig sei, er wollte nun die General-Staaten Holländisch anreden. Bevor jedoch die Rede zu Ende war, schwebte ein Lächeln auf Aller Lippen. Ein wenig später, gleichsam als ob der Zufall alle seine Launen an ihm auslassen wollte, verwirrten sich die Minister bei einer Debatte, die sie in der Landessprache begonnen hatten, so sehr, daß sie zur Französischen Sprache ihre Zuflucht nehmen mußten.

Solche und ähnliche komischen Vorfälle bekümmerten den König, dem deren nachtheilige Wirkung nicht entging. Daher unterließ er auch nichts, was seiner Krone eine moralisch

Stütze verleihen konnte. So unternahm er eine Pilgerfahrt nach Saardam. Welche Fahrt! — Auf dem Schiffe befand sich ein Bruder des mächtigen Napoleon, in seinem Gefolge Gesandtschaftssecretäre, Minister, Höflinge, hinter ihm zeigte sich das prächtigste Panorama. Die Hauptstadt Hollands, Amsterdam, die schwimmende Stadt, das niederländische Delos, bewimpelt und beflaggt zu Ehren Louis Bonaparte's. Angesichts des Schiffes entfaltete sich dagegen ein bukolisches Tableau: üppige Wiesen, zwischen denen hohe Segel emporragten, so daß die Schiffe auf der Grasdecke zu schwimmen schienen. Auf diesen weiten Flächen traf der Blick auf keinen Menschen, sie waren vollständig von dem Lieblingsvolke Paul Potter's, von weidenden Rindern und umherschweifenden Heerden eingenommen. Fast schien es, als schauten sie spöttisch auf den Monarchen herab, dem sein Thron weniger Sicherheit zu bieten schien, als ihnen die von dem Meere beständig bedrohten Weideplätze.

In Saardam fand der König auch nicht viel Angenehmes. Der Anblick des reizenden Dorfes mit den bunten Häusern, der schöne Hafen, die vierhundert schwimmenden Mühlen machten zwar einen freundlichen Eindruck auf ihn, aber die Schlange lauerte unter den Blumen. Als man den Häusern näher kam und die Einwohner auf ihren Lusthäusern mit unerschütterlicher Ruhe ihre Pfeifen rauchen und die „Vraie Hollandaise“ lesen sah, die neue Zeitung, welche Herr v. Ferière und Louis für sie redigirten, da entschlüpfte Allen ein Schrei der Verwunderung. Auf dem Giebel jedes Häuschens las man die Worte des Friedens und der stillen Zufriedenheit, Sinnsprüche und Sentenzen, welche als Ausdruck der Volksweisheit von einem Weltende bis zum anderen verbreitet sind, Aufschriften folgender Art: „Hier weilt der Frieden.“ — „Hoffnung und Ruhe.“

— „Mein Glück ist Zufriedenheit." — „Ich liebe meine Mitmenschen." — „Vaterland und Ehre." — und andere ähnliche. Beim Anblicke dieser Inschriften, von denen viele bei den damaligen Umständen die bitterste Ironie waren, konnte ich mich nicht enthalten, verstohlen auf den König hinzusehen. Sein Charakter widerstand diesem Eindrucke nicht, und das traurige Verhältniß seiner Regierung war in seinen Zügen lesbar.

Fast jeder Tag brachte solche geheime Winke und Andeutungen der Vorsehung. Bald war sie düster, wie das Geschick des Fürsten, bald burlesk, wie ein Fastnachtsschwank. Im Palaste kamen die lächerlichsten Scenen vor. Ein Oberkoch, Namens Darros, der sich, wie Vatel, durch eine verläumderische Nachrede an seiner Ehre verletzt fühlte, drang einst beim Frühstück bis zum Könige vor. Sire, sagte er, man hat mich verleumdet, aber ich weiß mir keinen Fehler vorzuwerfen, und da ich Ihr Vertrauen verloren habe, so gebe ich Ew. Majestät die Schürze meines Dienstes zurück. Mit diesen Worten legte er, wie ein abgetretener Minister sein Portefeuille, seine Schürze auf den Tisch vor dem König nieder. Einen weniger schwermüthigen Fürsten würde dieser lächerliche Stolz belustigt haben, Louis aber versetzte mit wehmüthigem Lächeln: „Darros, ich bin mit Ihnen zufrieden, nehmen Sie die Schürze zurück." — Sire, entgegnete der Koch mit tiefer Verbeugung, Ihnen kann ich nichts abschlagen. — Ein anderes Mal sagte der König zu Giraud, seinem ersten Chirurgus: Giraud, hätten Sie wohl geglaubt, daß Sie der Chirurgus eines Königs werden würden? Und hätten Sie wohl, Sire, versetzte der Chirurgus pikirt, noch vor Kurzem daran gedacht, daß Sie König werden würden? —

Da wir doch einmal von den Köchinnen, den Küchen, den Suppen und den Puddings, von der Gastronomie überhaupt

reden, sagte unser Engländer nun, einem Gegenstande, von dem zu sprechen man sich überhaupt nicht schämen darf, denn der Magen ist in der That, wie unsere liebenswürdige Wirthin, die Frau Gräfin, behauptet hat, der mächtigste Gegner des Geistes, und somit selbst ein Geist, wenn auch oft ein sehr böser Geist; so will ich auch mein bischen Weisheit über diesen Gegenstand zum Besten geben. Ich bin, wie Sie Alle wissen, ein Gourmand. Der Magen sitzt bei mir nicht, wie bei allen übrigen Menschen, d. h. gerade da, wo er zu sitzen pflegt, ich habe meinen Magen überall, also sogar auch im Kopfe, wenn Sie wollen. Ich denke, betrachte, philosophire und lebe überhaupt nicht nur körperlich, sondern auch geistig durch den Magen. Ich will damit sagen, daß ich mich als etwas Geistiges und Lebendiges nur in so weit fühle, als vom Magen aus diejenige wohlthätige Erregung sich allen meinen Fibern, Fasern, Nerven und Blut mitgetheilt hat, welche gut zubereitete und im gehörigen Maße genossene Speisen bei mir herbeiführen. Ich gestehe Ihnen gern, daß ich, wenn Sie oder obgleich Sie vielleicht ein wenig Witz und eben so wenigen Scharfsinn an mir zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, — und ich will das gerne glauben, — doch des Morgens, wenn mein Magen noch nüchtern ist, zu den langweiligsten, unleidlichsten und dümmsten Menschen gehöre, die Alt- und Jung-England hervorgebracht hat. Es ist demnach wohl natürlich, daß ich mich sehr viel um die Gastronomie bekümmere und somit habe ich denn auch Peignat's geistreiches Werk nicht außer Augen gelassen.

Dieser geistreiche Mann hat ganz gewiß Recht — d. h. so weit ich ein Recht habe, ihm Recht zu geben — wenn er sagt, daß die Freuden der Tafel sich für jedes Alter, jeden Stand, jedes Land und jede Zeit eignen. Sie lassen sich mit

allen anderen Lebensfreuden verbinden und sind die letzten, welche bleiben, um uns für den Verlust aller übrigen zu trösten.

Dem rechtschaffenen Manne muß vor Allem die Ehre seines Tisches am Herzen liegen. Eine gute Küche ist die Fettweide eines reinen Gewissens.

Wer einen Anderen zu Gast bittet, möge nie vergessen, daß er es über sich genommen hat, so lange er sein Dach mit ihm theilt, ihn glücklich zu machen.

Vor der Einladung muß er seinen Mann gehörig prüfen, ob er theoretisch und praktisch der Ehre würdig ist, die er ihm erweisen will.

Der Gourmand muß einen feinen Geruch haben, ihm ist die Nase, was den Seefahrern der Kompaß ist.

Dem Gaste ein einfaches Mittagbrod vorsetzen, ist eine Treulosigkeit, unter den Feinschmeckern eine Beleidigung.

Das Mahl muß bereits aufgetragen sein, bevor die Gäste kommen, die Symmetrie ist übrigens der gefährlichste Feind des wahren Tischgenusses.

Wenn die Beigerichte Wetzsteine der Eßlust sind, so sind die Gemüse eine Sicherheitsklappe, welche das Feuer des Magens niederdämpft.

Der wahre Gastronom wird nie vor Ende des ersten Ganges eine Unterhaltung anknüpfen. Bis dahin ist die Sache zu ernst, um eine ungeschickte Zerstreuung der Tischgesellschaft herbeizuführen.

Kommt ein Kapaun mit Trüffeln auf den Tisch, so muß sofort jedes begonnene Gespräch abgebrochen werden. —

Enthaltsamkeit ist das Bewußtsein eines schlechten Magens.

Ein Gastronom, welcher eines guten Magens entbehrt, ist ein Grenadier von der Invaliden-Compagnie.

Die Austern sind die besten leichten Truppen, die voraus-geschickt werden können um das Tischgefecht in Gang zu bringen, aber sie müssen ohne Unterlaß mit einem trefflichen weißen Weine angefeuchtet werden.

Einer Schöpsenkeule ist mit denselben Gefühlen entgegen zu gehen, wie einem ersten Liebesgespräche, nur muß sie weich wie das zerknirschte Herz eines Sünders sein, goldbraun wie ein deutsches Mädchen, und blutig wie ein Caraibe.

Man muß die Bildsamkeit eines guten Kalbsnierenstückes wohl zu benutzen verstehen, und seine Metamorphosen vervielfältigen, es ist das Chamäleon der Küche, und eben so wohl zu gebrauchen, als gute Einleitung eines Junggesellen-Frühstückes, wie als Peripetie eines Philosophen-Mahles.

Das Schwein ist der Held des Karnevals. Der tollen Jugend gleich, verbirgt es sich hinter allerlei Masken; jedoch unter den anmuthigsten Verkleidungen verräth sich immer seine unverdorbene Originalität, ob wir es unter der braunen Kutte der Blutwurst, oder unter dem weißen Domino der Leberwurst, in der knappen Jacke der Mettwurst, oder in dem Mäntelchen der Saucischen suchen wollen.

Der Fürst der Forsten, das wilde Schwein, ist so unbezähmbar, daß seine Wildheit nur unter dem Joche einer kalten Pastete gebeugt werden kann.

Mit Recht wird die Schnepfe von uns auf dieselbe Weise verehrt, wie der Dalai Lama von seinen Anhängern, denen selbst die Exkremente desselben, ein Gegenstand der Verehrung sind.

Die Kartoffel ist das Jungfernwachs des Kochkünstlers, es läßt sich Alles daraus machen. Und doch hat sie in der Unschuld ihrer natürlichen Bekleidung für viele Liebhaber den

größten Reiz, und sie sagen zu ihr in dieser Gestalt wie der verliebte Drosman zu der Zaïre:

> **L'art n'est pas fait pour toi,**
> **Tu n'en as pas besoin.**

Das Ei ist der stets gefällige Vermittler in Sachen der streitigen Gerichtsbarkeit unter den Gewürzen. Selbst wo sich die Parteien am schroffsten gegenüberstehen, wird ihm der Sühneversuch nicht leicht fehlschlagen.

Die Trüffel, so unansehnlich sie auch sein mag, kann der Diamant der Küche genannt werden. Eine Pastete, welches auch übrigens ihr Fundament sei, mit Trüffeln, ist eine Dose mit dem Portrait in Brillanten gefaßt.

Ein Nachtisch ohne Käse, gleicht einer einäugigen Schönen.

Einen Rest in einer Champagner-Flasche lassen, heißt eine Sünde gegen sich selbst begehen.

Nun Herr Gourmand, sagte ich, als der würdige Insulaner mit seinen gastronomischen Ergüssen geendet hatte, ich bin Ihnen sehr dankbar für die guten Winke, welche sie uns da gegeben haben, und ich hoffe, daß Sie recht bald von mir sagen werden, daß ich eine sehr gelehrige Schülerin sei. Ich erlaube mir, Sie, meine Herren, auf ein recht lukullisches Gastmahl bei mir vorzubereiten und bitte Sie, Ihre geehrten Magen in der Verfassung zu erhalten, durch welche Sie befähigt bleiben, so edlen Grundsätzen, wie sie hier so eben ausgesprochen worden sind, nachzuleben. Sie aber, mein Herr Gourmand, machen Sie Sich gefaßt auf eine Tischrede, welche Sie in Gottes Namen zur Verherrlichung der Frauen oder Ihrer Gourmandise, welche Sie vielleicht diesen vorziehen, anwenden

können, — aber ohne eine solche Rede kommen Sie uns nicht weg.

Der Herr Gourmand unterwarf sich diesem Machtspruch. Ihr Wille geschehe, Frau Gräfin, sagte er mit komischem Pathos, Sie werden einen Gourmand stets bereit finden, den Frauen zu dienen, wenn er den Schüsseln gedient hat.

Das ist ein wenig spät, sprach ich lachend, es ist nur gut, daß nicht alle Ritter Gourmands sind.

Frau Gräfin, versetzte der Engländer, ein Gourmand mag zu vielen Dingen taugen, zu einem Ritter taugt er nicht; aber wenn die Frauen in der Küche ihre Schuldigkeit kennen, und Geist und Kunst genug besitzen, dem ehelichen Magen gerecht zu werden, dann sind diese Gourmands die besten Ehemänner der Welt.

Und doch sagte mir einmal ein ächter, französischer Gourmand, daß die Damen bei der Tafel nicht nur unnütz, sondern sogar hinderlich seien; bekennen Sie sich nicht ebenfalls zu dieser Maxime, welche die Gesellschaft wieder in die alte Barbarei der Vorzeit schleudern müßte?

Es ist wahr, versetzte der Engländer, die Damen, welche sonst überall die Würze der Gesellschaft sind, spielen bei einem Gourmandmittagessen eine unbequeme Rolle. Hier will die Aufmerksamkeit nicht getheilt sein, und ist mehr auf das, was die Tafel besetzt, als auf das, was sie umgiebt, gerichtet. Ich muß gestehen, daß bei dieser so wichtigen Angelegenheit eine fette Gans den Sieg über die geistreichste Frau davon trägt. Aber nach dem Kaffee behauptet das schöne Geschlecht vollkommmen seine Rechte wieder, ja das Interesse für dasselbe ist dann sogar bedeutend gesteigert.

Also erst nach dem Kaffee würden Sie, Herr Gourmand, so gnädig sein, uns armen Frauen zu erlauben, Sie unterhal-

ten zu können, und das nur deshalb, weil Sie dann nur zu Plaisanterien aufgelegt sind, weil nach dem Sprüchwort der Lateiner, ein plenus venter non studet liebenter! — da müssen also wir Frauen aushelfen, welche bisher so glücklich waren über eine Gans vergessen worden zu sein. Nicht übel in der That.

Frau Gräfin, sagte der Engländer lächelnd, ich weiß, daß Sie eine Freundin der Wahrheit sind, und ich habe es vorgezogen, wie ein ächter Gourmand zu sprechen, ja ich werde sogar noch weiter gehen und Ihnen gelegentlich ausführen — —

Daß den Frauen nicht nur eine Gans, sondern auch eine Pastete vorzuziehen ist, — warf ich ein.

Das gerade nicht, aber so etwas Aehnliches wollte ich sagen, versetzte der Engländer, nun, ich werde in meiner Tischrede, die Sie mir als Strafe zu diktiren so gnädig waren, auf dies Thema zurückkommen.

So hatte denn unsere Unterhaltung eine sehr materialistische Wendung genommen, und ich sah wohl ein, daß es am besten war, dieser Richtung einen Abzugskanal zu eröffnen, ich ließ also auftragen, was meine Küche zu schaffen vermochte, und ich hatte die Genugthuung, daß der Herr Gourmand sie trefflich genug fand, um sich ganz allein mit ihr zu beschäftigen.

Hundertneunundfünfzigstes Kapitel.

Eine Tischrede.

Die Gänse und die Frauen. — Ein Märtyrerthum. — Bonne chère und die Weiber.

Wir haben noch zu wichtige Dinge in dem engen Raum eines neunten Bandes, mit welchem meine Memoiren vorläufig geschlossen sein werden, zu berichten, um nicht alles Unwesentliche bei Seite zu lassen. Ich schweige also von dem Gastmahle, welches ich vierzehn Tage später nach der letzten Unterhaltung meiner kleinen Abendgesellschaft zum Besten gab. Nur das muß ich bemerken, daß meine Küche ungemein viel Lob einerntete, und daß es namentlich ein Fricassee war, welches unsern Gourmand so entzückte, daß er ihm augenblicklich den Namen à la Lola Montez gab. Ich glaubte den Herrn nun vollkommen mit den Damen ausgesöhnt zu haben, aber weit gefehlt, seine Tischrede, die ich ihm, trotz seiner Schmeichelei, nicht erließ, enthielt die gröbsten Sottisen für das weibliche Geschlecht.

Meine lieben Leserinnen, ich würde von dieser Rede schweigen, denn, wie gesagt, wir haben wichtigere Dinge zu berichten, aber ich halte es für meine Pflicht, meinem Geschlechte zu enthüllen, welch einen schlimmen Dienst wir uns leisten, wenn wir den Heerd zu unserm häuslichen Tempel machen;

wenn wir, wie die Lady des gewesenen Kochs des Königs Karl's X. es verlangt, an die Kasserole gehen, um für den Magen der Männer thätig zu sein. Den Speisen, die ihnen munden, unsern Namen geben, das ist der ganze Tribut, zu dem sich ihr dankbares Herz bequemt; aber ist dieses eine Genugthuung für Diejenigen, welche es zur Aufgabe ihres Strebens machen, dem Manne so herrliche Genüsse zu verschaffen? Haben wir wirklich die Bestimmung und die Pflicht, der Arroganz dieser Männer zu dienen, welche verlangen, daß wir nur für ihre Genüsse leben sollen, daß wir sie ihnen sogar bereiten sollen, und daß wir dann höchstens noch die Ehre haben, diesen Genüssen zugezählt zu werden; — nun dann mögen wir uns trösten mit der Gans, von welcher mein Herr Gourmand sagte:

Der Leber der Gans, dem herrlichsten Leckerbissen, die gehörige Größe zu geben, muß man die Person des Thieres aufopfern. **A la Falstaff** mit Nahrungsmitteln vollgestopft, des Getränkes beraubt, befestigt in der Nähe eines großen Feuers, mit den Füßen an ein Brett genagelt, führt diese Gans, man muß es gestehen, ein höchst unglückliches Leben. Unstreitig müßte sie diese Art, sie zu mästen, für die unmenschlichste aller Foltern anerkennen, wenn nicht die Vorstellung von dem Loose, das sie erwartet, ihr zum Troste gereichte. Diese Aussicht aber läßt sie alle Martern mit Muth ertragen. Der Gedanke, daß ihre Leber, viel größer als sie selbst, reich mit Trüffeln gespickt und in eine Pastete übergetragen, den Ruhm ihres Namens durch ganz Europa verbreiten wird, lehrt sie Resignation in ihr Schicksal und auch nicht eine Thräne fließt ihrem Opfertode.

Wahrlich ein beneidenswerthes Märtyrerthum, zu welchem die Feinschmecker, diese Leckermäuler, die arme Gans verurtheilt

haben; mich wundert nur, daß sie ihr noch kein Monument gesetzt haben, zum Troste und zur Beruhigung aller lebendigen Gänse. Es ist wahrlich nicht zum Lachen. Ist das Märtyrerthum, zu welchem uns der Mann zwingt, und dem sich unser Geschlecht so willig unterwirft, nicht ein ähnliches? Gleich der Gans bringt man uns in die Nähe des Feuers, d. h. an den Heerd, man nagelt uns mit den Füßen an's Kreuz, d. h. man will uns nur im Hause wissen, kurz, man macht alle möglichen Ansprüche an uns, um nur in der Lage zu sein, ganz für diese Weltgeschichte in Pantalons thätig sein zu können. Und zum Lohne für dieses Märtyrerthum, ganz ähnlich dem der Gans, wird unser Ruhm ebenfalls über ganz Europa verbreitete. Vom Bauer bis zum Könige erkennt man unsern Werth und nennt uns

das schöne Geschlecht,

und weil wir so geduldig das Märtyrerthum tragen, auch

das schwache Geschlecht.

Nun geht nur an die Kasserole, ihr Frauen! Doch zuvor hört euch die Tischrede meines Gourmands mit an; Frauen-Ohren und Frauen-Zungen gehören eben nicht zu den Delicatessen der Männer; hören und reden könnt ihr also, so viel ihr wollt, vergeßt nur die Kasserole nicht.

Tischrede eines Gourmands.

Meine Herren, sagte mein Gourmand also, allen Freuden, Sie wissen es bereits, ziehe ich die Freude einer gutbesetzten Tafel vor, ja ich, ich stelle sie sogar, was Sie mir sicher bestreiten werden, über die Vergnügungen, welche uns die Gesellschaft und die Reize des schönen Geschlechtes verschaffen. Sie werden das, wie gesagt, eine Blasphemie nennen, aber

ich werde Ihnen den Beweis meiner Behauptung keinen Augenblick schuldig bleiben. —

Lassen Sie mich vor Allem den Grundsatz aussprechen: Die Freuden der bonne chère sind die frühesten, die man kennen lernt, die spätesten, die man aufgiebt, und endlich die öftersten, die der Mensch auf Erden genießen kann. Und wenn Sie, wie es doch nicht anders möglich ist, diese mathematische Wahrheit mir zugeben, dann frage ich Sie, können Sie ein Gleiches von den Weibern sagen?

Nehmen Sie eine Frau, liebenswürdiger, als je eine auf Erden gelebt, die der Phantasie eines Dichters oder Malers vorgeschwebt hat, geben Sie ihrem Gesichte die ganze Fülle der Jugend, lassen Sie ihre Lippen Balsam hauchen: was ist ihre Fülle gegen die Fülle eines wohlgenährten Rebhuhns aus Cahors, Languedok und den Sevennen? Was ist der Balsam ihrer Lippen gegen den göttlichen Fümet dieser gefiederten Ambrosia, die alle Wohlgerüche Arabiens weit hinter sich läßt? Stehlen Sie den trunkensten, süßesten aller Küsse von jenen balsamischen Lippen, was ist er gegen den Genuß der Gänse- und Entenleberpasteten, denen die Städte Straßburg, Toulouse und Auch den schönsten Theil ihrer Celebrität verdanken? Lassen Sie diese Lippen wie Rosen blühen, wie Knospen dieser Blume Ihren Küssen entgegen schwellen, wo bleibt ihr Purpur gegen den Purpur einer Lyonner Schlackwurst gehalten, ihre Schwellkraft, verglichen mit der Fülle einer großen Fleischwurst von Arles? Und ihr lieblichstes Zungenspiel, wie kann es auch nur den fernsten Vergleich mit dem Biß in eine gefüllte Zunge von Troyes aushalten! Geben Sie ihrem Busen die blendendste Weiße, lassen Sie ihn wie lauter Rosen und Lilien wogen, was sind seine Lilien und Rosen, was ist seine reizendste Fülle, wenn Sie ihm das

Fleisch jener unnennbar köstlichen Milchkälber entgegen setzen, die Pontoise und Rouen unserm Gaumen liefern, dessen Weiße und Zartheit selbst die Grazien erröthen machen würde? Lassen Sie ihre Arme rund sein, wie die Arme der Hebe, lassen Sie Ihren Mund lauter Grübchen in sie drücken, und wenden Sie dann Ihre Augen auf die fetten, kernvollen Hämmel der Ardennen und der Bros'schen Gebirge, deren Fleisch, unter unseren Zähnen zerfließend, einen so unvergleichlichen Leckerbissen gewährt, wird Ihnen noch eine Wahl übrig bleiben?

Setzen Sie nun vollends an die Stelle einer blühenden und üppigen Schönheit ein kleines, mageres, obgleich sonst nicht unebenes Ding von einem Mädchen, welcher Gourmand hätte einen so verdorbenen Geschmack, es einem stattlichen, nahrhaften Rinderbraten vorzuziehen, wie ihn Limanges, und Cotentin auf unseren Tisch setzen, der, die ihn zerschneiden, mit seinem Fette überströmt, und die ihn essen, vor Entzücken in Ohnmacht fallen macht? Unvergleichbarer Braten, in deiner reichen Kraft- und Saftmasse rinnt der wahre Geist- und Lebensquell, dem der Gourmand die Dauer seines Daseins, der Musiker sein Talent, der Dichter sein schöpferisches Genie dankt!

Und die Poularden von Crosse, die Kapaunen von Fièche und Mons, deren Feinheit, Saftigkeit, Schönheit und Embonpoint alle fünf Sinne auf einmal entzücken, und Gaumen und Zunge zu einem Werkzeuge des Genusses machen, ich bitte Sie, wo ist eine Schöne, die uns diesen Vollgenuß gewähren könnte? Je pikanter sie scheint, desto grillenhafter wird sie sein; je anlockender beim ersten Anblick, desto abstoßender bei näherer Bekanntschaft. Indem sie den einen Sinn ergötzt, wird sie den andern zurückstoßen, und für einen Wohlgenuß uns mit einem

zehnfachen bittern Nachgeschmack büßen lassen. Aber dort ist Alles Hochgenuß, Alles Labung und Erquickung.

Nein, meine Lieben, nimmer wird je ein Weib einem Gourmand seine bonne chére ersetzen. Diesen Gesammtgenuß giebt kein weiblicher Reiz, der berauschendste Kuß nicht. Ich mag nicht mit meinen Vergleichungen fortfahren, will, um den Triumph der Tafelfreuden über das schöne Geschlecht zu erhöhen, nicht der Drosselpasteten von Pithiviers gedenken, nicht der Kibitze von Chartres, nicht der Rothkehlchen von Metz, nicht der Wachteln von Alençon, nicht der geräucherten Zungen von Konstantinopel, nicht des Hamburger Rindfleisches, nicht der Kabliaue von Ostende, nicht der Austern von Marennes und Dieppe, nicht der Butter von Bretagne und Issigny, nicht der herrlichen Crême von Sorteville! Allzutief würde die Schale für den Gourmand sinken, allzuhoch für die Frauen steigen!! —

Wahrlich, spielend könnte ich meinen Sieg gewinnen, wenn ich mit meiner Parallele fortfahren wollte. Aber dem fliehenden Feinde muß man Brücken bauen. Man sagt, ein Weib sei die lieblichste Gabe des Himmels, ihr Kuß Ambrosia und ihre Liebe Nektartrank. Lieber Himmel, was wird aus dieser lieblichsten Gabe, aus dieser Ambrosia, aus diesem Nektar, wenn ich Sie an die Produktionen unserer Konfektbäcker und Konfitüriers erinnere. Aber, wie gesagt, ich will inne halten, schweigen von unseren eingemachten Nüssen, dem Aepfelgelée von Rouen, den Prünellen aus Tours, dem Rheimser Pfefferkuchen, den Metzer Mirabellen, den Johannisbeeren von Bar, dem Orleaner Cotignac, den Dijonner Berberitzen, den Aprikosentorten von Clermont, den getrockneten Früchten aus Beaucaire und Beziers u. s. w.

Kein Wort von der Bordeauxer Anisessenz, den Danziger

Liqueuren, dem Verdüner Kirschwasser, dem Rosenöl von Cette, dem Jasminöl von Marseille 2c. — Kein Händedruck, keine Umarmung, kein Lippenrausch, keine Schäferstunde reicht an die Süßigkeit dieses Zungen- und Gaumen-Naschwerks.

Ich bitte Sie, halten Sie alle diese köstlichen — Näschereien, alle diese lieblichen Flüssigkeiten gegen die Launen, Grillen, Maulhängereien, Prätensionen und Tyranneien, — ja selbst, um Alles zu sagen, gegen die Gunstbezeugungen der schönern Hälfte des Menschengeschlechts; denken Sie sich alle von mir genannten Soliditäten für Gaumen, Magen und Appetit zubereitet von den Köchen Frankreichs, vorgelegt von einem deutschen Haushofmeister und bestehen Sie dann noch, wenn Sie können, auf Ihrer Meinung.

Nehmen Sie noch dazu, daß die Genüsse des Gourmands ungleich dauerhafter und vor allem ungleich freier von Nachwehen sind, als die Vergnügungen, die uns die Uebertretungen des sechsten Gebots gewähren. Da giebt es keine Ermattungen, keinen Ekel, keine Vorwürfe, keine Gewissensbisse; da erneuert sich der Genuß, ohne jemals zu erschlaffen. Statt das Temperament zu entnerven und das Gehirn zu schwächen, stärkt der Gourmand seine Kräfte, befestigt seine Gesundheit, schärft seine Sinne, verlebendigt seine Phantasie und stählt seine Nerven. Weit entfernt, Verdruß und Hypochondrie zu erzeugen und uns Anderen und uns selbst unerträglich zu machen, verhilft dieser Genuß uns vielmehr zu der Jubelphysiognomie, die der charakteristische Stempel aller Kinder des Komus ist, sehr lieblich abstechend zu dem bleichen, blassen Gesichte, das die erschöpften Priester der Venus, wie Kain das Zeichen des Brudermordes, zur Schau tragen!

So weit die Rede des Gourmands.

Ich frage das schöne Geschlecht, was es zu dieser Rede

sagt, und fordere diejenigen, welche Zungengewandheit und Entrüstung genug besitzen, solcher Anmaßung und Herabwürdigung unseres Geschlechtes begegnen zu können, auf, die Feder zu ergreifen, und das entsetzlichste Anathema, welches je das Papstthum ausgesprochen, gegen diese Gourmands zu schleudern, welche unsere Kunst benutzen, um uns — Gänseleberpasteten, Hamburger Rauchfleisch und Konstantinopolitanischen Räucherzungen nachzusetzen.

Was ich dem Herrn Gourmand auf seine abscheuliche Rede zu antworten habe? wird man fragen.

Meine lieben Frauen, ich habe dem Gourmand bewiesen, daß viele von uns — bessere Gänse sind, als die Herren des Wohlgeschmacks vielleicht glauben, und zwar deshalb, weil wir noch kein Gericht für die Männer erfunden haben, dessen köstlichste Ingredienz — die Nieswurz ist.

Hundertsechszigstes Kapitel.

Ein Lobgesang auf mich.

Motto: — — — — — — — — — — —
Es — — — giebt — — — Narren.

Die schönen Tage in Aranjuez, die sind vorüber, läßt Schiller seinen Jesuiten zum Infanten Carlos sagen; — auch für mich gingen die schönen Tage froher, glücklicher Träume zu Ende. Wenn ich daran denke, wie das Alles gekommen ist, so will es mir scheinen, als habe das Geschick mich durchaus meinem unstäten Leben wieder zuführen wollen, als habe es mir die endliche Rast mißgönnt und mich von Neuem in die Bewegung schleudern wollen.

Konnte ich damals daran denken, daß die bornirteste aller Revolutionen in einem so loyalen Lande ausbrechen würde, welche kein anderes Ziel zu haben schien, — als eine Frau wie eine feindliche Invasionsarmee aus dem Lande zu treiben?

Diese guten Münchener Bürger, welche mir in Hunderten von Zuschriften ihre Dankbarkeit bezeigten!

Da schrieb mir Einer:

„Mit- und Nachwelt wird es Ihnen nicht vergessen, daß

Sie Ihren Einfluß nur zum Besten unseres Landes anwenden."

Ein Anderer:

„Sie haben sich den unvergänglichen Ruhm erworben, ein Land vor seinen ärgsten Feinden gesichert zu haben."

Ein Dritter:

„Sie sind es, zu der alle Bayern mit Hoffnung und Dankbarkeit emporblicken."

Ein Vierter versicherte mir, daß das erste Monument, welches die Bayern aufrichten würden, die Statue der Lola Montez sein würde, den Bannstrahl schwingend, welcher die Jesuiten für immer in ihr finsteres Reich, dem sie entstiegen, zurück verscheucht.

Schöne Elogen!

Dieses dankbare Bayern!

Da lobe ich mir den Herrn Barthelemy, welcher, wie mein Sekretär, Papon, so getreu berichtet, ein Sendschreiben an mich nieder geschrieben hat, welches so wortgetreu in's Deutsche übersetzt ist: jenes schöne Gedicht mit den goldenen Strophen, zu welchem sich leider noch kein Augustus und keine Julia gefunden hat.

Ich möchte so dankbar wie diese Julia sein, — wenn ich noch einen König hätte.

Wenigstens will ich aber den Tribut der Dankbarkeit abtragen, welchen ich allein noch zu gewähren im Stande bin.

Ich will diesen vortrefflichen Versen, welche so viele Worte, so viele Beleidigungen für mich enthalten, in meinen Memoiren ein Plätzchen gönnen, und sei es auch nur ein Eckplätzchen, im letzten Winkel des vorletzten Bandes.

Ist der Herr Barthelemy mit diesem Dank noch nicht zufrieden, ist ihm das noch nicht Genugthuung genug, daß ich

ihn gelesen und begriffen, nun, dann steht es ihm frei, Glossen zu seinem Sendschreiben zu machen, ein Commentar dazu zu schreiben, und sollte ich einmal meine Memoiren fortsetzen, dann sollen auch diese seine genialen Geistesgaben darin ihren Platz finden.

Man lese den Unsinn, und verzeihe mir diese — Prostitution. Das Schicksal hat mich einmal dazu bestimmt, Märtyrerin zu sein.

Sendschreiben Barthelemy's an Lola Montez.

„Die Gesellschaft hat von der Frucht des Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen, die beinahe immer von den Weibern gereicht wird, der Ursache oder Veranlassung aller Veränderungen, welche in den Sitten, und bisweilen auch denjenigen, welche in den Gesetzen eintreten." (v. Bonald.)

Die Alten, deren Sinn für reine Ideale
Das Reine duldet nur in ihrem Göttersaale,
Sie müssen, wenn am Weib sie eine Gottheit finden,
An das Gesetz der Kunst erst seine Schönheit binden.
Den edeln Formen kann die Zeichnung wenig geben,
So weich der Umriß sei, er ist noch weit vom Leben:
Soll seinen höchsten Werth das Werk der Kunst erlangen,
Muß es in Farbengluth und Körperfülle prangen,
Und nur der Marmor führt und nur das Elfenbein
Es dann in die Natur und ihre Rechte ein.
Von allen Göttinnen, die auf der Erde wohnen,
Von allen Göttinnen, die auf den Fluthen thronen,
Die schwarzen Schwestern nur, die ihre Spindeln dreh'n,
Sind ohne weiße Stirn und schlanken Wuchs zu seh'n.

Blond sind die Nymphen all', und sie sind mehr als blond,
Und der Olympos hat im Golde sich gesonnt.
Die neue Zeit erscheint, die Kunst geht neue Wege,
Der leichtere Geschmack verfälschet ihr Gepräge,
Die Launenhaftigkeit des maurischen Talents
Wird zu der Schönheit Joch, zum Joch des Monuments.
Ein neu Idol, das nur durch Sinnenreiz gefällt,
Wird auf ein riesiges Piedestal gestellt,
Die Venus ist's, es fragt sich nur noch, ob die Laune
Die goldgelockte wählt und nicht vielmehr die braune.
Das alte Vorurtheil für alles Ferne, Fremde,
Das, wie auch die Natur sich ihm entgegenstemmte,
Den deutschen Stempel noch und den der span'schen Welt,
Das lichte Rosenroth und Braun zusammenstellt,
Und mehr als Alles dies, das kitzelnde Entzücken,
Die kühne Reiterin zu seh'n in Deinen Blicken,
Und der verborgne Reiz, deß feines Schlangengift
Weit die Hippomanie an Wirkung übertrifft,
Und das granad'sche Blut, das wie ein Feuer schafft
Und selbst den kalten Tod dem Grabe noch entrafft, —
Macht dem Gesetz zum Hohn aus Dir die Königin,
Wo nicht die Königin, doch Königsherrscherin.
Es hat sein Babylon Dir Ninus untergeben,
Den choregraph'schen Fuß auf einen Thron zu heben,
Und führt Terpsichore auch Deinen Chorus an,
Terpsichore hat nie solch einen Sprung gethan.
Die Du vor Kurzem noch den Pöbel unterhalten,
Stolz, in der Scheune nur als Königin zu walten,
Wenn Dein Fandangofuß des Dorfes Markt betrat,
Wie Esmeralda einst, die Tochter Hugo's, that;
Die Du so oft, wenn Du von Deinen Brettern gingest,
Dich als Harpalyke an unsre Löwen hingest
Und in dem goldnen Haus so manche Deiner Nächte

Hingabest zum Genuß — — — —
O Lola, welch Triumph! Dein Wink regiert die Bayern,
Dein Finger stopft den Mund selbst den Ministerschreiern.
Der Stolzeste des Hofs fühlt innig sich beglückt,
Sobald mit Freundlichkeit Dein Auge auf ihn blickt,
Und faltest Du die Stirn', fühlt er sein Herz erbeben,
Was kann Dir weiter noch der Titel Gräfin geben?
Was soll der Titel Dir, wenn schon an Deinen Beinen
Die stolzen Bayern selbst das Wappen nicht verneinen?
Das sei es nicht, wonach Dein Gluthverlangen brennt,
Die andalus'sche Haut, sie ist Dein Pergament.
Wie, weil Dein Wagen keck auf Münchens Pflaster rollt,
Wie, weil der Luxus auf den Wink schon Deiner Hand
Dein Seidenbett umhängt mit Spitzen von Brabant,
Weil Deine Zimmer sich in Sammt und Purpur kleiden,
Weil Deinem leichten Fuß sich Gobelins unterbreiten:
Greift Dich die Wuth des Volks in blinder Rache an?
Herodes hat wohl mehr der Tänzerin gethan,
Und wahrlich, was Du doch noch nie gethan, sie hatte
Ein heilig Haupt verlangt auf einer Silberplatte;
Du überschreitest nie die vorgeschrieb'ne Sitte,
Dies thut ein jeder Fürst für seine Favorite.
Was nur ein Aergerniß ist bei dem Unterthan,
Es wächst auf solcher Höh' zum Riesenfehler an.
Um ihre Tändelei'n zu bergen vor dem Volke,
Hüll'n sich die Götter selbst verschämt in eine Wolke:
Wenn Salomo den Schritt zur Sunamitin lenkt,
So thut er vor dem Blick Jerusalems es nie,
Nein, er besuchet stets nur im Verborgnen sie.

Der Himmel gibt zu oft, man glaubt es wahrlich kaum,
Dem Irrthum im Gehirn des weisen Fürsten Raum;
Der Frömmler blind Geschrei mag wenig für uns gelten,

Sie mögen schonungslos auf Deine Sclaven schelten,
Ihr Schrei'n will ich mich nie zu billigen vermessen:
Daß er ein Dichter ist, wie kann ich dieß vergessen?
Der Scepter drückte ihm die Feder aus der Hand;
Seit er den Thron bestieg in einem deutschen Land,
Erinnert er sich stets, daß in zu kurzen Stunden
Er sang, was er so heiß im Innersten empfunden,
Daß seine Leier einst die Hellas tief beklagte,
Daß er, wie Byron, sie im Weh zu trösten wagte:
Und was so schwer jetzt liegt in seines Herzens Räumen,
Ist das Erwachen nur aus diesen Dichterträumen.
Der arme König, satt der wesenlosen Form,
Die den Genuß bemißt nach ewig gleicher Norm,
Satt eines Hofes, der an jedem Wörtchen drechselt,
Was Wunder, wenn er oft die Atmosphäre wechselt?
Wenn er dem läst'gen Zwang bisweilen sich entzieht
Und zu der heitern Luft der freien Sprache flieht?
Wenn er bei einem Weib, das nicht bloß Puppe ist,
An Amors Zauberstab des Scepters Blei vergißt?
Wer weiß, es liegt vielleicht dem vielgeschmähten Bunde
Ein tief Geheimniß nur, ein löbliches, zu Grunde;
Vielleicht im Augenblick, wo die bethörte Masse
Glaubt, daß er seine Zeit im Liebestand verprasse,
Sitzt eines sorgenvoll und züchtig bei dem andern
Und läßt den freien Geist des Denkens Raum durchwandern,
Statt des Genusses, den die Weisheit ihm verbietet,
Ist's ein Verfassungswerk, worüber ihr gebrütet;
Indeß der Undank murrt, lebt ihr der Ueberlegung
Und zieht der Blinden Wohl in reifliche Erwägung.

Wer weiß es? Denn die Hand, die alle Welten leitet,
Die Vorsehung, sie ist von tiefer Nacht umkleidet,
Wo sie den Zirkel setzt, wer ist es, der es weiß?

Wer ist's, der übersieht den unermess'nen Kreis?
Sie ordnet weislicher, als wir, den Lauf der Dinge,
Wenn sie das Große wirkt, geschieht es durch's Geringe.
Forscht nur und dringet ein in die geheimen Falten,
Seht nur, wie sich der Welt Ereignisse gestalten,
Betrachtet Alles nur bei seinem wahren Lichte
Und lüftet einmal keck die Maske der Geschichte,
Geht in ihr Schlafgemach, sucht unter ihrer Decke,
Dann findet ihr das Weib in irgend einer Ecke;
Zehn unter neunmal ist sie Hebel oder Feder
Und leitet insgeheim das ganze Spiel der Räder,
Sie ist die Achse stets, an der sich Alles hält,
Der wahre Talleyrand in der polit'schen Welt;
Sie ist das X, das wir bei jeder Rechnung finden;
Sie ist's, die an dem Thron, wie hinter Priesterbinden
Die Ordnung eines Staats und ihren Sturz entscheidet,
Die das Verbrechen wie die edle Handlung leitet,
Die jedes Reich zerstört, doch auch zuweilen rettet:
Die Weltentwicklung ist dem Unterrock verkettet.
Daß dieses Niemand mehr in Zweifel ziehen möge,
Gibt's hundert Namen, die ihm dienen zum Belege:
Sie, die im Paradies die Unschuld uns zerstört;
Sie, welche Griechenland zehn Jahre lang verheert;
Sie, die durch Königsmord das jüd'sche Volk befreit;
Lucretia, von der Du leider, ach, so weit;
Und Kleopatra, die Syrene der Syrenen,
Die den Antonius dem Ehrgeiz zu entwöhnen
Und durch den Sinnenreiz zu bändigen gewußt,
Daß er sogar verschmerzt des röm'schen Reichs Verlust.
Und lassen wir uns nun in neu're Zeiten führen,
So sind es wiederum die Weiber, die regieren.
Die Roxolane hat die Sultane bethört,
Den siebenjähr'gen Krieg die Pompadour genährt.

Und Anna Boleyn's Blick den Ehebruch entzündet,
Der Engelland sofort dem röm'schen Stuhl entwindet,
Und das Edict von Nantes straft Maintenon wieder Lügen.

In diese Liste konnst Du Deinen Namen fügen;
Celebritäten giebt es gute oder böse,
Und selbst der Irrthum hat auch seine Antithese.
In diesem Punkte sind die Zeiten aufgeklärt
Wir lassen heutzutag Maitressen ihren Werth:
Die, welche frech genug das Wagstück unternehmen,
In dem befleckten Bett des Fürsten Geist zu lähmen,
Bedecken sich mit Schmach und sterben in der Schande;
Wer ihn begeistert, hat Verzeihung von dem Lande.
Erkaufe, Lola, sie, beschwöre Deinen Fluch,
Mach' ihn, der Dich erhebt, zu heben den Versuch;
Statt einzuschläfern ihn auf Deinem weichen Pfühl,
Begeistere ihn zu hochherzigem Gefühl,
Leg' einem Monument die Basis ihm zu Grunde,
Des Meisels harrt der Stoff, und günstig ist die Stunde.
Hörst Du, wie der Koloß von Deutschland weit und breit
Aus seinem Grab nach Luft und nach Bewegung schreit?
Siehst Du, wie er sich rührt, wie es ihn drängt zum Lichte?
Der Preuße geht voran mit seiner Reichsgeschichte;
Nicht nur den Zollverein hat er zu Stand gebracht,
Er ist auch anerkannt als souveräne Macht.
Und wer sah es voraus, das Wunder? Auch Dein Bayern
Will in der Feuertauf' des Zeitgeist's sich erneuern.
Wie es dem Chaos sich der Lebenszeit entringt!
In einer düstern Burg, wo ihm der Schlaf nur winkt,
Haust längst schon sein Monarch und Unheilsstimmen flüstern,
Er beugt sich unter's Joch von gichtischen Ministern;
Der Mönch und der Soldat und der Baron ist nur
Ein gothisch Blumenwerk an seiner Kronenschnur:

Auf einmal kommt ein Strahl, der ihm in's Auge blitzt,
Der alte finstre Geist, den Oesterreich gestützt
Und auf die Wach' gestellt in seinen Landen allen,
Entweicht mit einem Schrei nach Hülf' aus seinen Hallen,
Loyola folgt ihm nach und flieht aus seinen Reichen,
Wie eine Eule, wenn die Finsternisse bleichen;
Die Presse, die schon längst die Staatsgesetze knechten,
Ruft tausendstimmig nun nach ihren ew'gen Rechten.
O, schönes Morgenroth von einer neuen Zeit!
O Lola, wenn durch Dich sich dieses Reich erneut,
Dann wird die Gegenwart und Zukunft alle Flecken
Von der Vergangenheit mit dem Verdienst bedecken.
O der Versuch ist groß, doch eben so verwegen,
Und halb nur durchgeführt bringt er Dir Fluch statt Segen:
Kannst Du, was Du versuchst, nicht wirklich glücklich lösen,
So wirst Du wieder das, was Du zuvor gewesen.
Wenn Du Maitresse bist, so darfst Du darauf zählen,
Zur Hülle Deiner Schuld Glanz oder Schmach zu wählen,
Der Agnes Sorel Ruhm und der Dubarry Schande,
Sie winken beide Dir in Deinem neuen Lande.

Wenn Du die Wahrheit sprichst, so wirst Du nicht verfehlen,
Die schöne Rolle Dir und ihre Frucht zu wählen;
Ja, glaub' ich einem Brief, den Deine Hand geschrieben,
Als es auf seinen Ruf nach München Dich getrieben,
So hattest Du den Muth, den kühnen Plan zu finden,
Die Sorge für den Staat der Liebe zu verbinden;
Du träumtest schon davon, ein Volk emporzuheben
Und durch ein neues Recht auf's Neue zu beleben;
Nach Deinem Briefe ist dies nun Dein einzig Sehnen,
Du schreibst: „Ich kam hierher, den König zu entwöhnen."
Das Bild ist treffend, und der bünd'ge Ausdruck paßt,
Entwöhnen ist das Wort, das Alles in sich faßt.

Wie viele Könige giebt es in unsern Tagen,
Die Ammenkinder sind und Silberlocken tragen:
Die man noch, wenn sie schrei'n, in's Wickelkissen hüllt
Und mit dem Wiegenlied von ihren Rechten stillt;
Bis zu dem Tage, wo sie in die Grube sinken,
Läßt sie die Lebenswelt an ihre Brüste trinken,
Daß sie in ihrer Milch, die stets noch zäh und herbe,
Das alte Vorurtheil von Kind auf Kind vererbe:
Laß Deinen Säugling nicht des Giftes Opfer sein,
Gieß einen bessern Saft in seine Adern ein,
Dann wird Dein Name groß im ganzen deutschen Land.
Welch Werkzeug, welchen Weg das Schicksal angewandt,
Wenn es ein Wunder wirkt, daran ist nichts gelegen;
Möcht es in Allen nur, die greise Kinder pflegen
Und Deinesgleichen sind, den edlen Wunsch entzünden,
Dem Wickelkissen, das erstickt, sie zu entwinden!
Möcht' ihre weiche Hand, die Scharte auszuwetzen,
Den, der zum Bösen räth, durch ihren Dienst ersetzen,
Und möchten alle Frau'n von nun an nur sich sehnen,
— — — — — — — — —

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Neunter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schulze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Hunderteinundsechszigstes Kapitel.

Eine Badereise.

Eine Polizeibedeckung. — Volksäußerungen. — Vorgänge in Bamberg. — Ein Nürnberger Spanier.

Die vielen Aufregungen, denen ich in München ausgesetzt war, verfehlten nicht, meinen Körper anzugreifen, und die Aerzte riethen mir in's Bad zu gehen. Ich selbst sehnte mich auch darnach, einige Zeit München verlassen zu können, denn ich wurde derart in Anspruch genommen, daß mir kaum Ruhe zum Athemschöpfen blieb. Ich wurde von Bittstellern von früh bis spät heimgesucht, man wandte sich an mich mit den sonderbarsten Dingen, man nahm meine Mitwirkung und Hülfe für alles Mögliche in Anspruch, und ich sah ein, daß im Volke in Bezug auf mich und meinen Einfluß auf die Regierung, die merkwürdigsten und absurdigsten Ansichten verbreitet waren. Ich erkannte daran die fortdauernde Wirksamkeit einer Partei, in deren Interesse es lag, diesen Glauben bei dem Volke recht geflissentlich zu erhalten, nnd so alle Verantwortlichkeit aller möglichen Regierungsmaßregeln ganz allein mir in die Schuhe zu schieben. Ich machte zwar mehrmals öffentlich bekannt, daß man sich mit Petitionen und ähnlichen

Anliegen nicht an mich wenden sollte, da ich mit der Regierung in keinerlei Beziehung stände und mich um dieselbe durchaus nicht kümmerte; aber das half mir Alles nicht, nach solchen Erklärungen wurde ich immer am meisten mit Hülfs- und Beistandsgesuchen behelligt. Ich that natürlich stets, was ich konnte, wo ich mit eigenen Mitteln ausreichen konnte, sprang ich bereitwillig bei, und wo ich es den Umständen angemessen hielt, scheute ich mich auch nicht, für wirkliches Unglück und Elend den König in Anspruch zu nehmen. Wie wenig Dank aber ich mir mit meiner Mildthätigkeit erworben, das sollte ich einige Monate später erfahren.

Die Thätigkeit der Jesuiten, die unausgesetzt gegen mich intriguirten, sollte ich schon früher kennen lernen. Auf meiner Badereise nach Brückenau gab mir der König eine kleine bewaffnete Escorte bei. Ich wollte zwar ohne solche reisen, aber der König bestand darauf, und ich mußte bald erkennen, wie gut seine Vorsicht war. Es war aber keinesweges so arg, wie sich eine deutsche Zeitung*) damals vernehmen ließ:

> „Wie man so eben vernimmt, ist heute (am 20 Juni 1847) Sennora Lola Montez unter starker Polizeibedeckung nach dem Bade Brückenau zu einem längeren Aufenthalt abgereist."

Die starke Polizeibedeckung saß in einem zweiten Wagen, welcher dem meinigen folgte. Meine Begleiter waren der Herr v. B…, ein Mann, welcher mir besonders sehr angenehm war, sowohl durch seine Humanität, als seine Jovialität, und ein Offizier, der Herr v. T…n, welcher jedoch in Civil gekleidet war.

In dem anderen Wagen saß der Gensd'armerie-Obrist,

*) Deutsche allgemeine Zeitung.

Herr B..., zwei Gensd'armen-Unteroffiziere, und noch ein ältlicher Herr, den ich nicht gut leiden konnte, und um den ich mich nicht kümmerte.

Das war also die starke Polizeibedeckung. Damals waren mir diese Leute zu viel, ich glaubte ihrer gänzlich entbehren zu können, aber, wie gesagt, ich erkannte bald, daß ich wirklich eine starke Polizeibedeckung hätte gebrauchen können. —

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich überall der Gegenstand einer oft sehr lästigen Neugierde war, und daß mein Name das Volk elektrisirte.

Sehr oft hörte ich Aeußerungen, die mir einen besseren Begriff von der Stimmung des Volkes beibrachten, welche mir meine Begleiter als unangenehm bezeichneten.

„Das ist sie, welche uns von den Jesuiten befreit hat."

„Wäre sie nicht nach München gekommen, wir säßen noch im — — —", hörte ich einen derben Würzburger Bauern sagen.

Indeß muß ich gestehen, daß ich auch eine sehr freche Aeußerung hörte; der Mensch wurde sofort dafür gezüchtigt, und ich hatte nicht Lust, ihn straflos zu machen.

Wenn ihr Tölpel eine Dame beleidigen wollt, so fangt bei der Wahrheit an, das laß ich mir gefallen, gebt euch nicht zu Handlungen derjenigen her, welche hinter euch stehen und euch das in die Ohren raunen, was ihr sagen sollt und was sie nicht auf ihre Kappe nehmen wollen.

Wenn man gegen solche Ungebührlichkeiten auftrat, wenn man sich solche Betisen nicht gefallen ließ, giebt das einen Grund ab, die Fama sagen zu lassen:

„Die berüchtigte Lola Montez hat jüngst wieder in mehreren Städten Bayerns Skandal gehabt, indem sie sich auf das

Unverschämteste polizeilichen und anderen Vorschriften, denen sich jeder Andere fügen muß, **thätlich** widersetzte."

Ich habe mich niemals gesetzlichen Vorschriften entzogen, ich habe nur gegen brutale Ausführung der Gesetze mich, so gut ich konnte, vertheidigt.

Man kann von einer **Fremden** nicht verlangen, daß sie die **Ordnungsgesetze** der Länder, welche sie besucht, kennen soll. Darf sie nicht fordern, daß man bei unwissentlicher Uebertretung derselben mit Artigkeit daran erinnert werde, daß sie Etwas thue oder zu thun im Begriff stehe, was verboten sei?

Oder machen mir es die Herren vielleicht zum Vorwurf, daß ich zu oft bei brutalen Ausfällen gegen mich mein eigener Cavalier gewesen, statt erst einen männlichen Beschützer herbeizurufen?

Es klingt wahrlich böslich, wenn man schreibt:

„In Würzburg ging sie so weit, einem auf dem Posten stehenden Soldaten, der nach seiner Ordre ihren Hund vom Eingang eines öffentlichen Gartens zurückwies, in's **Gesicht zu schlagen**."

Humane Leute, diese, welche so schreiben!

Humane Leute, die bei jedem Worte Freiheit, Gerechtigkeit, Edelmuth und Gott weiß, welche schöne Dinge aussprechen und sich in die Brust werfen und rufen:

Den Stein auf sie! — Die Unmenschliche! —

Sie hat sich unterstanden, dieses Weib, einem Menschen, und noch dazu einem Soldaten, der ein Gewehr unterm Arme und einen Degen an der Seite hat, also einem armen, völlig wehrlosen Menschen in's Gesicht zu schlagen, weil dieser **Mensch** einem **Hund** den Eingang in einen Garten verwehrte.

Pfui, einen Menschen wegen eines Hundes schlagen.

Todeswürdiges Verbrechen!

Ist es aber human mit einem Hunde umzugehen, wie mit einem Stein? Ich habe meinen Hund immer für ein lebendiges, empfindungsfähiges Wesen gehalten, und verlangte für ihn gewisse Rücksichten, nicht, weil er mein Hund war, sondern weil er ein Hund war.

Weiter hieß es:

„Sie genießt völlige Straflosigkeit, vielleicht könnte sie einen Menschen tödtlich verwunden, ohne dafür in ihrer Zügellosigkeit beschränkt zu werden. Das Erbärmlichste bei dieser Geschichte ist das Benehmen selbst der liberalen Blätter, die, seit die Lola Montez die Gunst eines Hochgestellten erlangte, für ihr Benehmen nichts als ein paar verblümte Tadelworte haben, und sich abmühen, diese scandalösen Vorfälle so sehr als möglich zu verhüllen, während sie, so zu sagen, mit Keulen drein schlagen sollten."

Gewissenhafte Männer!

Die Lola könnte vielleicht einen Menschen tödten! —

Es wundert mich, daß sie nicht schrieben:

Diese Lola könnte vielleicht einen Menschen fressen.

Warum nicht?

Was kann man vielleicht nicht thun? Was kann vielleicht nicht geschehen?

Vielleicht versagt der liebe Gott allen Narren und Einfaltspinseln die Auferstehung, damit man wenigstens, mag man nun in dem Himmel oder in der Hölle fortleben, von ihnen nicht geplagt wird.

Es ist in der That sehr Unrecht, daß die liberalen Zeitungen nicht mit Keulen drein geschlagen haben.

Es ist ein Verdienst für jeden Mann, eine Dame mit Keulen zu schlagen.

Nun, warten Sie noch ein wenig.

Es wird bald ein Monat Februar kommen, welcher ein sehr trauriges Stück Welt-Drama sein wird. — — Dann können Sie mit Keulen drein schlagen.

Beruhigen Sie sich, — trösten Sie sich, — es wird bald das Jahr 1848 sein.

Bis dahin werden Sie also wohl der Sennora Lola Montez erlauben müssen, vielleicht todtzuschlagen, wen sie will, und kein Mensch wird ihr darum ein Haar krümmen.

Denn es giebt einen König, welcher sie schützen würde vor dem Henker.

Nein, man wird nicht bis 1848 warten, man wird schon 1847 mit Keulen drein schlagen.

Es war gewiß ein ergötzlicher Anblick für diese Keulenschläger, als in Bamberg, in der Residenz eines Erzbischofs, der Pöbel meinen Wagen umringte und mir seine Complimente machte, die etwas linkisch und roh ausfielen.

Sie waren gewiß schlecht einstudirt, diese armen Volksmenschen.

Sie warfen weder die Steine geschickt genug, daß sie mich treffen konnten, noch trafen mich ihre rohen Schimpfworte.

Es ist doch wahrlich sehr merkwürdig, daß man mir solchen Empfang in dem schönen Bamberg aufbewahrte; daß man mich in Würzburg, Nürnberg und allen anderen Städten zuvorkommend, aber in der bischöflichen Stadt so nachkommend behandelte.

Das nennt man mit Keulen drein schlagen, wenn man Gassenbuben aufhetzt, dem Wagen einer Dame nachzulaufen und unsittliche Dinge hinter sie her zu schreien.

Das ist ächt germanisch, ächt christlich, ächt sittlich, — ächt ultramontan.

Der Mann hatte das Rechte getroffen, welcher darüber schrieb:

Noch immer wollen sie, die Ultramontanen, nicht glauben, daß der Wechsel des politischen Systems durch ihre eigenen, maaßlosen Uebergriffe herbeigeführt worden sei, sondern durch den Einfluß einer Frau, deren Erscheinen in München mit den Februarereignissen zusammentraf. In dieser Meinung sucht man die niederen Klassen zu erhalten, und daher läßt sich der von großer Rohheit zeugende Empfang der Sennora Lola Montez in Bamberg erklären. Während diese auf ihrer Durchreise dieser Tage in Nürnberg blos ein Gegenstand der Neugierde war, wurde sie bei ihrer Ankunft in der erzbischöflichen Residenzstadt von einem Haufen, unter dem man selbst junge Menschen sah, die, freilich jetzt irre geleitet, einst Staatsstützen werden sollen, mit Geschrei und Schimpfwörtern der gemeinsten Art empfangen und bis zu dem vom Bahnhofe ziemlich weit entfernten Gasthof begleitet. Der Tumult nahm zu, als sie, gegen die anfängliche Bestimmung, da zu übernachten, nach kurzem Verweilen weiter reiste. Manche warfen sogar mit Steinen nach dem Wagen. Wodurch war nun diese Demonstration hervorgerufen worden? Daß diese nicht durch Zufall entstand, muß schon deshalb bezweifelt werden, weil der Einfluß der ultramontanen Partei dort leicht fruchtbaren Boden finden kann; denn Bigotterie und freiere Weltanschauung bieten sich nie die Hände.

Ueber meinen Aufenthalt in Nürnberg weiß die Fama andere Dinge zu berichten.

„Während ihres momentanen Aufenthalts in Nürnberg besah sich Lola Montez einen großen Theil der dortigen Merkwürdigkeiten. Mit einem Bürger Nürnbergs, der sehr gut

spanisch spricht, gerieth sie in ein tieferes Gespräch und äußerte sich hierbei, wie man erzählt, in folgender Art:

„„Warum haßt und schmäht mich dieses Volk? Ich habe ihm nur Gutes gethan. Ich habe es von einem höchst drückenden und verderblichen Pfaffenjoch befreit, und das keineswegs aus Eigennutz und zu meinem Vortheile; denn hätte ich es mit den Jesuiten gehalten, so hätte ich große Summen von ihnen bezogen und ein weit ruhigeres Leben gehabt.““

Im weiteren Verlauf ihrer Rede nannte sie sich stolz darauf, zur Befreiung und Herstellung innigster Einigkeit in den höchsten Regionen das Ihrige beigetragen zu haben.

„„Was ich besitze,““ fuhr sie fort, „„theile ich euren Bedürftigen gerne reichlich mit. Was wollt Ihr mehr? Oder schämt ihr euch meiner Wohlthaten, weil ich ein Weib bin und ein freies Leben führe? Wie bornirt seid ihr dann? Das Weib ist von Natur nicht schlechter, als der Mann, und nicht jeder Charakter kann sich in enge Verhältnisse fügen. Gott hat sehr weislich auch solche Wesen, wie ich bin, geschaffen. Eure Mädchen und Hausfrauen hätten nicht ein jesuitisches Ministerium gestürzt; auch eure Männer und Landtage mit ihrem langweiligen Zeuge haben es nicht gekonnt. Küßt mir die Hand und dankt Gott, daß ihr mich habt!““

Nicht wahr? So spricht die Lola Montez. Diese Unterhaltung ist ohne Zweifel aus ihrem Charakter gegriffen. Ich muß sie acceptiren, selbst wenn sie unwahr ist. Ich habe in Nürnberg keinen Bürger getroffen, der Spanisch spricht, sondern ich fand lauter gute Deutsche, die, wenn sie einmal Französisch sprechen wollten, eine so fürchterlich ernste und drängende Miene machten, daß ich glaubte, sie hätten was zum Brechen eingenommen.

Aber die Stadt Nürnberg hat mir sehr wohl gefallen, wie

überhaupt fast alle bayerischen Städte mir ein ganz besonderes Interesse eingeflößt haben, obwohl namentlich Nürnberg nicht mehr ein Schatten der ehemaligen freien Reichsstadt mit ihrem großartigen Binnenhandel ist. — Auf ihren Hans Sachs thun sich die Nürnberger sehr viel zu Gute, ich weiß nicht, ob alle bayerischen Städte sich auf ihre „Hänse" so viel einbilden.

Ich muß gestehen, daß die Reise nach dem Bade, obwohl ich auch oft der Gegenstand wohlthuender Aufmerksamkeit war, mich dennoch mit einer Vorahnung dessen erfüllte, was später in Wirklichkeit eintraf. Ich erkannte, wie regsam die gestürzte Partei, die mich nun einmal zur Zielscheibe ihres Hasses gemacht hatte, war, wie sie Alles daran setzte, die Mine zu graben und zur Explosion zu bringen, durch welche ich, wenn auch nicht in die Luft, doch aus Bayern hinausgesprengt werden sollte. Ich verhehlte dem Könige, als ich nach München zurückkam, keinesweges die Eindrücke, welche die mir so feindliche Stimmung des Volkes auf mich gemacht hatte, und der König wurde durch meine Darstellung sehr düster gestimmt. Ich that Nichts, seinen Zorn zu erregen, ich vermied es, auf irgend eine Persönlichkeit anzuspielen, — aber der Zorn Sr. Majestät richtete sich doch gegen gewisse Personen, und er verhehlte ihn nicht.

Lola, sagte der König traurig, diese Menschen stellen Ihnen nach, hassen Sie, ich weiß es, aber sie sollen sich nicht einbilden, daß ich Sie ihrem Hasse blosstellen werde. So lange ich in Bayern ein Wort mitzusprechen haben werde, so lange sollen Ihnen diese Menschen nicht beikommen.

Sire, versetzte ich, ich bin auch nicht besorgt; ich fürchte nichts, denn Sie sind König, und ich trage das Bewußtsein in mir, den Schutz aller Redlichen in Bayern verdient zu haben.

Lola, sagte der König in tiefer Bewegung und erfaßte

meine Hand, die Krone, die ein König trägt, — ja, sie ist viel werth, das Glück von Millionen hängt von dieser Krone ab, und es ist so göttlich, beglücken zu können, — — aber diese Krone, Lola, — diese königliche Krone gebe ich hin, wenn ich der Einzige von den Millionen meines Volkes sein soll, der nicht sagen kann: ich bin der Herr meiner selbst.

Sire, entgegnete ich, von der Bewegung des Königs mit fortgerissen, — Sie sind Herr in Ihrem Lande, Sie sind der Vater Ihres Volkes; wenn aber dieses Volk mich haßt, — dann will ich nicht zwischen Ihnen und Ihrem Volke sein, lassen Sie mich gehen, Sire, — lassen Sie mich von Neuem meinem Schicksal folgen, das mich zur Rastlosigkeit verdammt hat: lassen Sie mich gehen, ehe ich gehen muß, denn, Sire, es ist dieses nicht so bitter, als unter dem Geheul der Sturmglocke und beim Donner der Kanonen flüchten. Sie kennen mich, Sire, — ich habe keine Furcht und werde nicht gehen, — selbst dann nicht, wenn mir Dolche und Bayonnette drohen, ich würde nur gehen, wenn Sie es verlangten und Sie werden es verlangen, Sire, — darum entlassen Sie mich jetzt.

Sturmglocken und Kanonen, — sagte der König, — Lola, träumen Sie?

Sire, ich träume nicht, aber wir Frauen haben oft — —

Furcht, Lola, Furcht! —

Nein, nein, Sire, — Muth! mehr Muth, als Kräfte, mehr Muth sogar, als Ueberlegung; aber wir Frauen sehen oft das kommen, was die Weisesten überrascht.

Sie glauben also, Lola, daß die Februartage, daß der erste März sich wiederholen könnte? —

Sire, ich fürchte nichts, — so lange Sie Ihre Krone tragen.

Und diese Krone, Lola, — sitzt sie Ihnen nicht fest genug?

Sire, Ihr gesalbtes Haupt wird sie tragen, so lange Sie wollen.

Sie haben Recht, Lola, sagte der König mit tiefem Ernst und nicht ohne Vorbedeutung, so lange ich sie will. — —

Und nach einigen Minuten tiefen Schweigens, welches ich nicht unterbrechen wollte, setzte er hinzu:

Und Sie bleiben in München, Sie bleiben bei mir, — so lange ich es will.

Und Lola, setzte ich lächelnd hinzu.

Der König gab mir einen leichten Schlag auf den Mund und verließ mich sehr aufgeregt, doch weniger erzürnt.

Hundertzweiundsechszigstes Kapitel.

Die Diplomaten.

Worauf sie bauen. — Die Kinder. — Die Schulden. — Die Knute.

Der König bot Alles auf, um mich für die vielen Anfeindungen, welche ich erleiden mußte, zu entschädigen. Ich hatte einen schönen Palast und war wie eine Prinzessin ausgestattet. Mit der größten Liberalität sorgte der König dafür, daß meine Chatoulle stets angefüllt war, und ich mache kein Hehl daraus, daß ich verschwenderisch lebte. Ich glaube, das Land hatte sich deshalb nicht zu beklagen, denn ich verwendete einen großen Theil von dem, was mir durch Königliche Munifizenz zufloß, für die Armen und Leidenden dieses Landes, und ich habe sicherlich nicht so viel erhalten und begehrt, wie die stets gierigen Schmarotzer, welche um so unverschämter werden, je mehr sie erhalten, und welche den Thron umlagern, um schnell zur Hand zu sein, wenn von seinen goldenen Sprossen Etwas hernieder fällt. Ich erwähne dies, weil meine Feinde meine vermeintliche Verschwendung als das wirksamste Mittel der Agitation gegen mich gebrauchten. Wahrlich eine Atlas-Robe und ein Silber-Service konnte ein Land wie Bayern nicht mit

Schulden belasten. Thaten diese Leute nicht gerade so, als wenn ich am Marke des Landes saugte, hatte der König nicht so viel übrig, um eine Freundin zu unterhalten? Waren meine Launen so kostspielig, daß sie den Ruin des Landes nach sich ziehen mußten? — Erforderte ein kleiner Schoßhund, einige Bedienten und eine Equipage so viel Aufwand, daß die getreuen Stände sagen durften: Diese Frau, Sire, ist ein theures Kabinetstück, um dessen willen das Land an den Bettelstab kommt? Hat sie etwa darauf gedrungen, das Heer zu vermehren, um Bayonnette genug zu ihrem Schutze zu haben und gegen einen Aufruhr gerüstet zu sein? — Hat sie etwa den König zu überreden gesucht, daß die Münchener Nationalgarde überflüssig sei, und die Mittel, welche ihre Unterhaltung erfordere, besser für sie angewendet werden könnten?

Nichts von Allem.

Der König einer zweiten Macht in Europa, der König des dritten Thrones in Deutschland war zu arm, um einer Freundin einen Palast zu unterhalten, um einer Dame die Bedürfnisse ihres Standes oder ihrer Neigungen zu gewähren?

Und man klagte über Verschwendung!

Bedauernswürdiger König, dem sein Land so genaue Rechnung abverlangt, dem seine Unterthanen sagen:

Du vergeudest unsere Steuern, denn du verschenkst Häuser und giebst Pensionen.

So zahlt keine Steuern und habt keine Könige — ich möchte sehen, wie ihr dabei fahren werdet.

Schreibt doch denen, die euch regieren, vor, was sie mit ihrem ansehnlichen Einkommen machen sollen: — Alles hübsch in den Kasten legen und für einige Schmarotzer bereit halten, die weder Frauen, noch Geliebten haben, sondern nichts als Habsucht und Egoismus.

Fangt nur an zu knickern mit euren Herrschern; ihr Völker, wenn der Glanz eurer Throne erbleicht, — dann seid ihr arm.

Wir haben kein Geld für Maitressen, ruft ihr.

Gut, — gebt es für Nachtmützen, Jesuiten und Nationalgarden aus.

Das ist Freiheit! —

Und macht Revolutionen.

Das ist weise Ersparniß.

Da bildet ihr euch ein, ihr Deutschen, daß ihr euren größten Dichter, Schiller, verstanden habt. Giebt es einen Ladendiener bei euch, der seine Verse nicht kennt?

Wenn die Könige bauen, haben die Kerner zu thun.

So dichtet er; und ihr betet es nach.

Und doch so grimmig zu den Fenstern eines Palastes aufgeschaut, den euer König erbaut?

Nun, ihr habt ihn wieder.

Macht ein Monument eurer Einfalt daraus.

Oder, wartet noch ein wenig — die Lola Montez wohnt noch darin, und hat sie nicht versprochen, euch hineinzuführen, um euch ein wenig hören zu lassen, was sie spricht, und was der König spricht, und was die Diplomaten sprechen, welche sich darin versammeln, und was die guten Freunde, die großen Herren reden, welche die Lola Montez, die Gräfin v. Landsfeld, besuchen?

Nun so lauschet, das Monument bleibt euch.

Es beehrte mich da oft ein Diplomat, ein sehr kluger Mann, er vertrat in München einen deutschen Hof.

Wir sprachen einst von Frankreich, von Louis Philipp und der Möglichkeit einer Revolution.

Es mag in Frankreich hergehen, wie es wolle, und wenn alle Franzosen Jacobiner und Ohnehosen würden, sagte er, in Deutschland bleibt es ruhig.

Und worauf stützen Sie Ihre Hoffnung, mein Herr? fragte ich.

Auf unsere Kinder, sagte er lachend.

Ich sah ihn befremdet an.

Wir Deutsche, fügte er dann hinzu, sind zu gute und zärtliche Familienväter, um uns den Kartätschen auszusetzen.

Nun verstand ich ihn.

Ich fragte darauf einen englischen Diplomaten, ob er dieselbe Meinung von seinem Lande hege.

Ganz gewiß, versetzte er, — in England wird niemals eine Revolution sein.

Und worauf stützen Sie Ihre Hoffnung, mein Herr Diplomat?

Auf unsere Schulden! versetzte der Engländer.

In diesem Augenblick trat ein österreichischer Diplomat, der Herr v. R..., zu uns herein, und ich richtete dieselbe Frage an ihn.

In Oesterreich eine Revolution? sagte er, fast entrüstet über meine Frage, das gehört zu den Unmöglichkeiten, Frau Gräfin.

Nun, so sagen Sie mir doch auch, worauf Sie diese Hoffnung stützen?

Worauf? auf unseren Metternich!

Ach, das ist ein alter Mann.

Wir haben aber noch mehrere Metternich's, versetzte der Diplomat lächelnd.

Ein russischer Diplomat, welcher ebenfalls bei mir anwesend war, hatte an unserer Unterhaltung keinen Theil genommen, weil er mit dem Könige in einem, wie es schien, tiefen

Gespräche begriffen war, als er aber später zu uns herantrat, theilte ich ihm unsere „revolutionäre" Unterhaltung mit und war begierig auf seine Antwort nach einer ähnlichen Frage, mit welcher ich ihn nicht verschonte.

Ich will Ihnen das sagen, gnädige Frau, versetzte er, wir Russen verlassen uns weder auf unsere Kinder, die sich vielmehr auf uns verlassen müssen, noch auf unsere Schulden, welche wir nicht haben, noch auf unsere Metternich's, welche Systeme vertreten, die oft mit den Erfindern zu Grunde gehen, sondern auf ein ganz anderes Ding.

Und das wäre?

Die Knute! — — —

Einige Monate später nach dieser Unterhaltung war König Ludwig Philipp nicht mehr auf dem französischen Thron und dennoch am Leben, die deutschen Kinder machten selbst Revolution, indem sie, wie immer, sich nach ihren Nachbaren, den Franzosen, richteten, Metternich regierte nicht mehr Oesterreich, und es war kein anderer Metternich da, — aber zuverlässig blieben: — —

Die Schulden und die Knute.

Rußland und England hatten keine Revolution.

Und die Herren, welche die Revolutionen, und allerdings mit Recht, so sehr fürchteten, warum fürchten sie die Schulden? Warum beklagen sie sich, wenn der König eine Freundin hat, die dem Lande giebt, was sie dem Lande nimmt? —

Die Geschichte hat mich gerächt. — —

Hundertdreiundsechszigstes Kapitel.

Griechenland.

Athen. — Der Tempel des Theseus. — Quarantaine. — Das Lazareth. — König und Königin. — John Johnson. — Konstantinopel. — Rom. — Athen. — Konstantinopels Zukunft.

Einige Tage später machte mir der König das Vergnügen, mir einen höheren bayrischen Beamten vorzustellen, welcher im Auftrage seines Hofes, Egypten, die Türkei und Griechenland besucht hatte. Ich war besonders neugierig etwas von Griechenland und namentlich dem klassischen Athen, der Residenz des Sohnes Sr. Majestät zu erfahren, und der Beamte machte mir das Vergnügen, auf meinen Wunsch sofort einzugehen.

„Am 7. Juli 1845", so erzählte er, „verließ der „Leonidas", eine herrliche Dampffregatte von französischem Bau, aber mit englischer Maschine, den Hafen von Alexandrien. Auf dem Mittelländischen Meere findet man kein schöneres und schnelleres Schiff. Die Ueberfahrt von Alexandrien nach Syrien kostete nur 180 Fr., 6 Fr. zahlten wir für die tägliche Beköstigung. Es giebt keine Gewohnheit des eleganten, comfortablen Lebens, welche man auf diesen Dampfschiffen, welche die Französischen Ingenieure auf die merkwürdigste Weise vervollkomm-

net haben, entbehren müßte. Die Verbindung zwischen Malta, Alexandrien, Athen, Konstantinopel, Smyrna und Marseille ist durch die Französischen Packetboote ungemein erleichtert. Im Falle eines Krieges könnte Frankreich in kaum einem Tage eine Flotte vortrefflich ausgerüsteter und zum Dienst geeigneter Dampfschiffe zusammenziehen. Die Ausrüstung der Englischen gestattet nicht dieselben Vortheile, sie sind nur zum Transport der Briefe und Reisenden geeignet und ungemein langsam.

Ein sonniger Himmel, dessen Gluth durch einen leisen Windhauch gemildert wurde, lächelte auf das ruhige Meer hernieder. Am folgenden Tage, um sechs Uhr Morgens, hatten wir zu unserer Linken Amorgo und die kleine Insel Anapi, vor uns lagen die Cykladen. Wir fuhren zwischen Paros und Naxos hindurch, und um zwei Uhr Morgens warfen wir im Hafen von Syra Anker. Wir konnten das Schiff nicht verlassen, bis wir die Quarantaine bestanden hatten. Die Inseln des Aegäischen Meeres, welche im Alterthume so sehr berühmt waren, sind jetzt unfruchtbar und nackt, aber dennoch nähren sie auch heute eine fleißige, thätige und redliche Bevölkerung, deren Wohlstand die Dampfschiffahrt erhält. Naxos und Paros bringen etwas guten Wein hervor. Auf solche Weise aber ist das berühmte Delos gesunken, daß ein hier zur Quarantaine ausgesetzter Esel nichts zu fressen fand. Syra, dessen tiefer, hufeisenförmiger Hafen uns gegen die Nordwestwinde keinen Schutz gewährte, war vor der griechischen Revolution ein Seeräubernest. Da die Packetboote, welche den östlichen Theil des Mittelländischen Meeres befahren, hier einlaufen, so hat sich hier eine Stadt gebildet, welche an 18000 Einwohner zählt.

Konstantinopel sollte eigentlich zuerst unser Reiseziel sein, aber da die von Stambul kommenden Schiffe in den griechi-

schen Häfen einer ungemein strengen Quarantaine unterworfen sind, so beschlossen wir, um diese zu vermeiden, zuerst Griechenland zu besuchen. Wir machten also mit dem Leonidas die Fahrt nach Athen, wo wir aber das Schiff nicht verlassen durften und deßhalb wie in einem Gefängniß waren. Indeß war unser Capitän so gefällig, uns zu erlauben, in der Schaluppe mehrere Streifpartihieen um die Insel zu machen. Man kann sich nun keinen lebendigeren Anblick denken, als den kleinen Hafen, in welchem Englische, Russische, Amerikanische und Türkische Flaggen wehten. Drei Oesterreichische und drei Französische Dampfschiffe ragten mit ihren Schornsteinen aus diesem Mastenwalde empor. Wir fuhren um 10 Uhr Abends in Gesellschaft des „Mahmudie" ab, oder besser, dieser segelte eine halbe Stunde vor uns ab, um uns gleichsam zum Wettlaufe aufzufordern. Wir eilten ihm rasch nach, und unsere in Soho-Square verfertigten Maschinen spritzten den klassischen Schaum des Meeres auf, welchem Aphrodite entstiegen war. Ein solches Kirchthurmsrennen von den Cykladen nach dem Piräus hat wohl einiges Interesse, aber es ist doch an und für sich zu wenig poetisch und steht in solchem Widerspruche zu der ruhigen Schönheit des Himmels und zu den klassischen Erinnerungen, daß man sich dadurch eher zu sentimentalen Empfindungen, als zu Gefühlen der Bewunderung hingerissen fühlt. Ich wollte die ersten Strahlen der Sonne sich am Vorgebirge Surium brechen sehen, stand deshalb um 2 Uhr Morgens auf und sah wirklich das verschimmerte Bild des Tempels und Felsens. Um 4 Uhr begab ich mich wieder auf's Verdeck. Auf dem hellen Meeresspiegel kreuzten sich tausend kleine Barken, rechts tauchten die erhabenen Umrisse des Parthenon und der Akropolis auf, links Aegina mit seinem zerfallenen Tempel. Es war mir unmöglich, das Verdeck zu verlassen.

Ein ungemein belebtes Bild entfaltete sich vor unsern Augen, aber die enttäuschte Phantasie minderte das Vergnügen des Anblicks. Anstatt der Galeeren des Themistokles beleidigten moderne Schaluppen und Yachten den Blick des Reisenden, und der schneidende Ton der Bootspfeife erinnerte an Portsmouth und Calais, die in Italienischem Styl erbauten Häuser, die flachen Terrassen, die abendländisch aussehenden Straßen, überhaupt die unverkennbare Nachahmung macht den Enthusiasmus erkalten. Das schöne Englische Schiff „Asia" lag vor Anker, die Mannschaft sang das „Rule Brittannia!", wir wurden davon bewegt, aber die klassischen Bilder, welche unserer Phantasie bis jetzt vorgeschwebt, waren verschwunden. Selbst das Grab des Themistokles ist profanirt, an einem Pfahle prangt mit rothen Buchstaben der Name des Liqueurhändlers John Johnson. Der Amerikanische Reisende Stephens gerieth über diese Entweihung in solchen Zorn, daß er schnell seinen Platz verließ, um, wie er sagte, das wüthendste und verzweifeltste Mahl einzunehmen.

Die an unserem Maste wehende gelbe Flagge gab zu erkennen, daß wir die Quarantaine noch nicht bestanden hatten. Man hielt uns daher überall in gemessener Entfernung, und wir mußten uns auf die bloße Beobachtung beschränken. Ueber die modernen Gebäude ragte der Gipfel des Parthenon hinaus, und weiterhin der Hymettus und Pentelikon. Am Strande herrschte eine außerordentliche Bewegung. Die Kaufleute theilten sich an den Thüren der Kaffeehäuser die Tagesneuigkeiten mit, die Schiffer luden ihre Waare aus, und die Schildwachen in weißen Westen und blauen Röcken schritten auf und nieder. Die Schaluppen der Kriegsschiffe, welche mit regelmäßigem Ruderschlage die Wogen durchschnitten, vervollständigten dieses

durchaus moderne Bild und verwischten die letzte Erinnerung an das alte, klassische Griechenland vollständig.

So lange der „Leonidas" auf der Rhede lag, hielten wir uns am Bord desselben auf. Am 19ten ging er nach Syra ab, und wir mußten unseren liebenswürdigen Gastfreunden Lebewohl sagen. Nun mußten wir uns nach dem neuen Lazareth, welches die Regierung hinter dem Zollhause hatte erbauen lassen, übersiedeln. Diese Lage entzieht aber den unglücklichen Gefangenen jede Aussicht auf den Hafen. An Luxus war natürlich nicht zu denken. Die kahlen Mauern, die dürftig möblirten, fast leeren Zimmer, die scheibenlosen Fenster, die von sehr unangenehmen Gästen eingenommenen Betten machten diesen traurigen Aufenthalt noch unleidlicher. Und dafür mußten wir täglich 18 Schillinge bezahlen. Der Preis der Nahrungsmittel, welche uns ein Restaurateur lieferte, war eben so übertrieben. Als ein Mittel gegen die uns quälende Langeweile gab uns der Direktor des Lazareths Italienische Uebersetzungen der „Corinne" und des „dreißigjährigen Krieges" von Schiller.

Unsere Hauptzerstreuung aber bestand darin, daß wir unsere Romaische Philologie auf Kosten der Schildwache übten, die nicht wußte, was sie auf unsere unverständlichen Fragen antworten sollte. Endlich nach fünftägigem Harren wurde die Thüre unseres Kerkers geöffnet, und wir in Freiheit gesetzt. Jetzt erhielt Alles eine ganz andere Gestalt: unsere Wächter, welche uns mit ihren langen Stangen in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten hatten, näherten sich uns nun vertraulich, der Direktor reichte uns die Hand und frühstückte mit uns, und die Schildwache sah uns mit einem zufriedenen Blicke nach, welcher auszusprechen schien: Glückliche Reise! Gott sei Dank, daß ich Euch los bin, nun hole Euch der Teufel!

Der erste Gegenstand, welcher nun unsere Aufmerksamkeit erregte, war ein — Omnibus. Die Ankündigung besagte: Der Omnibus geht vom Bazar im Piräus und von der Ecke der Hermes- und Aeolus-Straße ab. An beiden Orten macht er einen Halt von fünf Minuten, während des Haltens bläst der Conducteur in die Trompete. Preis des Platzes: eine Drachme. Von diesem Omnibus empört mietheten wir zwei Kaleschen, welche eine wahre Parodie auf alle Wagen waren. Kaum hatten wir die Ruine der Mauer des Themistokles bewundert, als wir vor einer ächten Schenke, wo Branntwein und gewürzte und gepfefferte Liqueure, wie sie die Griechen lieben, verkauft werden. Die Fruchtbarkeit der Ebenen um Athen ließ uns diese schmähliche Neuerung etwas vergessen, und wir zogen in die Stadt ein, ohne den Tempel des Theseus, bei welchem der Weg vorbeiführte, in Augenschein genommen zu haben.

Wir fanden die Gasthöfe alle überfüllt, endlich fanden wir in albergo reali in Casali ein sehr theures Unterkommen. Es ist überhaupt für einen Fremden sehr schwer, zumal, wenn er einen Bedienten bei sich hat, in Athen für weniger als eine Guinee täglich zu leben. Und, welche grausamen Nächte verlebt man in diesem theuren Gasthofe! Die einzigen Götter und Göttinnen, denen wir bei unserer Ankunft opferten, waren die Fliegen und andere Insekten, welche uns keinen Schlaf gestatteten. Während wir mit diesen furchtbaren Quälgeistern einen Kampf auf Tod und Leben führten, hörten wir im benachbarten Zimmer das Geräusch umgestürzter Möbel und Irische Flüche, was auf ähnliche Leiden, wie die unsern, schliessen ließ. Endlich ward es Morgen. Ich hatte das Romaische studirt, in der Hoffnung, mich den Neugriechen verständlich zu machen. Bald aber bemerkte ich zu meinem nicht geringen

Erstaunen, daß sie nicht gern ihre Muttersprache mit Fremden sprechen. Das Italienische ist in der ganzen Levante verbreitet. Die meisten Reisenden, welche aus London oder Dublin kommen, haben die Meinung, daß das Englische die einzige anständige und in der ganzen Welt verbreitete Sprache ist. Ihre Verwunderung ist wirklich belustigend, wenn sie laut reden, und der Commissionär oder der Aufwärter sie nicht versteht.

Es war endlich Zeit, Athens Ruinen zu besichtigen. Unser erster Besuch galt dem Theseus-Tempel, welcher in eine dem heiligen Georg geweihte Kirche umgewandelt ist, und in welcher noch eine Menge antiker Ueberreste sind. Es würde ein prächtiges Museum sein, wenn die Gegenstände, die es enthält, der Nation und der Zeit, an welche es erinnert, würdig wären. Die 34 Säulen von weißem Marmor, aus der Zeit des Miltiades, stehen noch aufrecht empor, obgleich die türkischen Bomben und Kugeln sie vielfach beschädigt haben. Dennoch werden sie sicherlich auch die neue Bedachung überdauern. Vom Theseus-Tempel begaben wir uns nach der Akropolis, welche eine der fruchtbarsten Ebenen um 150 Fuß überragt. Den Zugang zu der Festung erschweren die Trümmerhaufen, welche vor ihr liegen. Es ist schwer, ohne dem Verdacht der Ueberspannung sich auszusetzen, die Empfindungen zu schildern, welche diese verwahrten Reste so vieler untergegangenen Herrlichkeiten erwecken. Ich überschritt rasch die eingesunkenen Stufen der Propyläen und stand nun inmitten umgestürzter Säulenschäfte. Man muß es der Regierung zum Lobe nachsagen, daß sie nichts unterläßt, was zur Wiederherstellung dieser Ruinen dienen kann. Der Tempel der Victoria wird wieder aufgerichtet. Unglücklicherweise ist

das Burleske und Lächerliche hier mit den großartigsten Empfindungen und erhabensten Erinnerungen verbunden. Die Herren John und Thomas aus Dublin scheinen die Ueberzeugung gehabt zu haben, daß den Mauern der Akropolis noch etwas fehle, wenn ihr glorreicher Name nicht an denselben prange. Mit dieser herrlichen Inschrift haben sie alle Denkmäler in Athen verziert.

Diese Abweichung führte uns wieder auf die Gegenwart zurück. Als wir den Ilissus gänzlich versiegt sahen und in der Kalirrhoe kaum so viel Wasser fanden, daß wir unsere Finger hineintauchen konnten, konnten wir wohl nicht anders, als unserem klassischen Enthusiasmus Schweigen zu gebieten. Die Schatten der alten Zeit umschwebten uns. Als wir das Thor des Hadrian, das choragische Denkmal, welches gewöhnlich die Laterne des Diogenes heißt, den Tempel der Winde besichtigten, stand, trotz der tiefen Bewunderung, welche uns diese Ruinen einflößten, zugleich die neue Welt, d. h. das Elend und die Unordnung vor uns. Es giebt keine andere Stadt, welche in dieser Beziehung Athen den Preis streitig machen könnte. Ganze Straßen sind zerfallen, und Trümmerhaufen umgeben die türkischen Moscheen, die griechischen Kirchen und die alten Bazars. Die Regierung besitzt leider nicht die nöthigen Mittel, um diesen Schutt aufzuräumen. Hier und da erblickt man ein neues weißes Haus, welches das Bild der Verwüstung nur um so greller hervortreten läßt. Einige, wenn auch keinesweges elegante, doch wenigstens bequeme Villen erheben sich in dem östlichen Viertel der Stadt. Dort bewohnten der König und die Königin ein kleines Haus, als der herrliche Palast, der nach Klenze's Zeichnung erbaut worden ist, noch nicht vollendet war.

Athen hat 20,000 Einwohner, aber sie sind eben so arm, wie die Stadt. Man kann Sonntags Abends über sie Musterung halten, denn die heutigen Athenienser, welche eitel und neugierig sind, versäumen keine Gelegenheit, zu sehen und gesehen zu werden. Ich unterließ nicht, mich nach der Mode-Promenade, welche an der Stelle der alten Akademie liegt, zu begeben. Hier sah ich den König und die Königin, welchen vorgestellt zu werden ich bald darauf die Ehre hatte, vorbeireiten. Der König war in Griechischem Kostüm, die Königin trug ein Amazonenkleid. Sie wird von allen Parteien geliebt und gilt für eben so gebildet, als wohlthätig. Ein allerliebstes Mädchen, an welchem die Blicke der Vorübergehenden mit besonderer Theilnahme hafteten, begleitete Ihre Majestäten. Es war die Tochter von Marcos Bozzaris.

Des Aufenthalts in der einst so glorreichen, jetzt so gesunkenen Stadt überdrüssig, besuchten wir die Marmorbrüche des Pentelikon und durchwanderten in Begleitung zweier Bedienten, von denen einer Lord Byron gedient zu haben vorgab, den Isthmus von Korinth. Unter den griechischen Bedienten giebt es nur wenige, die nicht Byron gedient haben wollen; es ist für sie ein Mittel, den Preis für sich zu steigern. Soll ich von den Empfindungen sprechen, welche die große Vergangenheit dieses Landes in meiner Brust hervorrief? Ich beschäftigte mich mit dem modernen Griechenland und nicht mit dem alten, und über den zwei oder drei verfallenen Häusern, welche das heutige Korinto bilden, vergaß ich das schöne Korinth mit seinen goldenen und marmornen Palästen."

So erzählte der interessante Mann, aber ich war weit entfernt, von dieser Mittheilung befriedigt zu sein; ich bestürmte ihn mit so vielen Fragen, daß er mir am Ende sagte:

Frau Gräfin, aus Ihren Fragen geht hervor, daß sie vom alten Griechenland mehr wissen, als ich. — Sie haben das moderne Athen nicht gesehen und dennoch wissen Sie, wie ich höre, recht gut, wie es aussieht. Ihre Phantasie ist in der That erstaunenswerth.

Es ist nicht die Phantasie, versetzte ich, welche mir das erzählt hat, sondern Se. Majestät waren so gnädig, mir Vieles von dem Lande mitzutheilen, dessen Thron sein erhabener Sohn einnimmt, und zu dessen Befreiung der König einst mit so großer Begeisterung mitgewirkt hat. O, wie sehne ich mich darnach, dieses Athen zu sehen, von wo aus ganz Europa seine Bildung erhalten, die Stadt, welche fast so viele große Männer, wie Bürger zeugte.

Frau Gräfin, sagte mein Gast, ist es nicht genug, diesen Wunsch laut werden zu lassen, um seiner Erfüllung gewiß zu sein?

Nun, in diesem Jahre nicht mehr, versetzte ich, aber im nächsten Jahre hoffe ich sowohl die Türkei, als Griechenland zu sehen, es zieht mich mit tausend Banden nach diesen Ländern hin.

Ich glaube nicht, daß Sie aus beiden befriedigt zurückkehren werden, sagte der Herr v. I. Diejenigen, welche Konstantinopel und Athen etwa mit Rom vergleichen, irren sich sehr. Rom ist troß der christlichen Bildung, welche die römische verdrängt, troß der Barbarei, welche hier eine lange Zeit nach Verfall der mächtigen Weltstadt gehaust, doch immer die alte ewige Roma geblieben. Die Jahrhunderte haben nicht vermocht, hier den Stempel ehemaliger Größe und Herrlichkeit zu verwischen; das neue Rom steht neben und über dem alten, aber auf jedem Tritte guckt dieses alte, klassische Rom, wenn

auch nur wie ein Riesengespenst, aus seinen Trümmern hervor, und es weht noch ein Geist in diesem Rom, welcher Ehrfurcht gebietend die entweihende Hand von diesen Trümmern des Alterthums zurückhält. Und endlich hat sich die Größe der päpstlichen Zeit mit der Größe des antiken Roms vermischt, eine erhabene Zeit reichte der andern die Hand, und sie schützten sich gegenseitig. Trotz so unendlich vieler Widersprüche beider Zeitalter fanden sie doch eben so viele Anknüpfungspunkte, und durch dieses Alles bleibt der Eindruck, welchen Rom auf den sinnig Betrachtenden macht, stets von überwältigender Kraft. Anders aber verhält es sich mit Athen: das Band der Vergangenheit mit der Gegenwart scheint hier völlig gelöst, Athen interessirt fast mehr durch das, was es jetzt nicht ist, als durch das, was es einst gewesen. Diese Behauptung mag paradox klingen, aber sie ist demungeachtet wahr.

Mit Konstantinopel verhält es sich zwar ein wenig anders, aber auch hier vergißt man ganz, daß man sich in einer Residenz des ehemals römischen und griechischen Kaiserthums befindet. Drei Jahrhunderte der türkischen Herrschaft haben vollkommen ausgereicht, hier alle Spuren des klassischen Alterthums und des so bewegten Mittelalters fast gänzlich zu verwischen. Man denkt hier nicht an Constantin, man denkt hier nicht an die vielen Concilien, welche von hier aus angeregt und hier abgehalten wurden, man denkt hier nicht an Justinian und seinen großen Belisar, man denkt hier an Niemand anders, — als an den Propheten, an Mohamed, als hätte hier von Anbeginn der Welt nur der Koran geherrscht, — und allenfalls noch an — Rußland.

An Rußland? fragte ich erstaunt.

Ja gewiß, ich wenigstens habe recht oft an diese Macht gedacht.

Ich verstehe Sie nun, versetzte ich, und Sie haben Recht. Ich bin der Meinung und habe es schon öfter ausgesprochen, daß diese Türken ein Anachronismus in Europa sind, und der Gedanke, welcher den phantastischen und doch so geistreichen Potemkin sein ganzes Leben beschäftigt, und mit welchem er seine Kaiserin inficirt hat, ist ein durchaus geschichtlicher, d. h. nothwendiger, den auszuführen die Zeit oder die Geschichte nicht ermangeln wird. Die Türken müssen aus Europa — oder sie müssen Christen werden, d. h. christliche Cultur annehmen. Und wenn kein anderer Staat den Muth hat, als ein erobernder aufzutreten, wenn sich nicht etwa England und Frankreich verbinden, diesen Staat im Interesse der Humanität für sich in Besitz zu nehmen, oder wenn es Oesterreich nicht wagt: — wer wird sonst noch den Muth haben, als dieses Rußland, dessen Riesenkraft sich von Tage zu Tage steigert, welches stark sein wird, wenn alle übrigen Staaten und die Nachbarstaaten zumal abgeschwächt sein werden?

Als ich damals diese Worte sprach, waren die Verhältnisse noch um Vieles anders, als heute, einige wenige Jahre später.

Ist aber nicht Rußland in diesen wenigen Jahren seinem Ziele, welches es seit Katharina unverrückt im Auge behalten hat, um ein Jahrhundert näher gerückt?

Wie steht es heute mit Oesterreich? Wie mit Frankreich?

Die Kraft zweier Hauptmächte, zwei der gewaltigsten Rivalen, ist gebrochen.

Die dritte Großmacht, Preußen, ist nicht angethan, Rußland in seinen politischen Bestrebungen zu hindern.

Und was vermag England, wenn Rußland erst seinen Fuß auf den Nacken von Stambul gesetzt?

Es bleibt sich übrigens am Ende auch gleich, ob Rußland oder eine andere Macht.

Die Geschichte wird, bis die Türkei aufgehört hat, in Europa zu sein, nicht aufhören, ihr „ceternm censeo" zu rufen.

Wird es vielleicht zehn Jahre später in Erfüllung gegangen sein?

Zehn Jahre sind wenig, aber reist die Geschichte nicht wie die Menschen auf Eisenbahnen?

Hundertvierundsechzigstes Kapitel.

1848. — Neujahr.

Höflinge und Wünsche.

Wenn ich mich daran erinnere, welche Gefühle mich am ersten Neujahrstage 1848 erregten, dann ist mir zu Muthe, als träte ich aus einem hellerleuchteten, mit geputzten und fröhlichen Menschen angefüllten Ballsaal heraus in ein Sargmagazin.

Welche Glückwünsche gebar mein eigenes Herz für mich, und mit welchen kam man mir entgegen?

Es war ein Glück, daß ich nicht Eitelkeit genug besaß, mir aus einem Fächer einen Scepter zu schnitzeln.

Oder ein Diadem aus einem Strumpfbande.

Oder einen Thron aus einem Putztische.

Wollte man nicht die ganze Welt zu meinen Füßen legen?

Konnte ich nicht gebieten über die Isar und den Mississippi, über Rom, über Jerusalem, über Alles, was ich wollte?

Diese feilen Höflinge, welche katzenbuckelnd vor mir standen, und deren Augen leuchteten, wenn ich ein paar Worte an sie richtete.

Ach, wären eure Redensarten nur nicht so fade, so absurd gewesen, ich hätte doch wenigstens einen Bogen damit füllen können, aber sie sind wahrlich weder Feder noch Dinte werth.

Und warum die Leser belästigen mit solchem Gewäsch? —

Hättet ihr insgesammt nur Ein vernünftiges Wort gesprochen, ich würde es als Curiosität hier niederschreiben, aber wozu soll ich eure Thorheit verewigen? —

Und ihr, ihr wundertet euch noch, als der Monat Februar und der März kam? —

O, ihr wißt euch zu helfen.

In dummen Dingen, oder in schlimmen Dingen seid ihr verteufelt klug.

Warum hat Sr. Majestät eine Tänzerin, ein so schlechtes, verrufenes, kokettes, freches, nichtswürdiges und Gott weiß, was noch für ein Weib zur bayerischen Gräfin gemacht?

Und dann soll die Welt nicht in Flammen gerathen!

Dann soll das Volk nicht aufstehen, und die Simsonsfäuste an die Säulen des Thrones legen!

Eine Tänzerin Gräfin, Königs-Freundin, Maitresse, und dennoch soll Ruhe und Ordnung im Lande herrschen, und die Majestät unangetastet bleiben! —

Adieu, Gräfin von Landsfeld! —

Adieu, Tänzerin! —

Packen Sie sich, — und es ist Alles wieder in Ordnung! —

Bis dahin werden wir uns wohlweislich verkriechen, — die Tänzerin mag für uns mit büßen.

Nun ihr seid Höflinge, — ihr müßt es besser als ich verstehen, wahrscheinlich gehört diese Handlungsweise — zu euerem Berufe.

Es ist nur gut, daß ich an jenem Neujahrstage 1848 recht herzlich über euch gelacht habe.

Ihr habt mich so wenig wie den König getäuscht.

Aber der Monarch meinte:

So lange Könige sein werden, werden sie von Schmarotzern umringt sein.

Je erhabener der Baum, je gemeiner die Schlingpflanze.

Ich bin überzeugt, ein Tagelöhner hat bessere, treuere, aufrichtigere Freunde, als ein König.

Und diese Leute sind so frech zu sagen:

Wir sind die Stütze des Thrones.

Ja, bis er wankt! —

Wäret ihr mehr Männer und weniger Höflinge, dann —

Doch wozu euch ein Wort in's Antlitz schleudern, das euch erbleichen machen würde? —

Ihr habt genug Angst, daß die Zeiten für immer hin sein möchten, wo es genügte, zu plaudern statt zu handeln; zu schmeicheln statt zu lieben; zu fordern statt zu helfen; sich zu opfern statt sich zu sonnen.

Wahrlich es sind große Verbrechen, die ich begangen habe, und die nothwendig eine Revolution provociren mußten.

Es ist nur Schade, daß ihr im Januar 1848 von dem Allem nichts wußtet und so unendlich viel Zartgefühl für mich an den Tag legtet.

Gott lohne es euch.

Aber dieser Tag, dieser erste Tag des Jahres 1848 wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Ach, wenn ich doch gleich Worte finden könnte für die erhabenen Empfindungen, mit welchen der König dieses neue Jahr seines Regentenlebens begrüßte.

Lola, sagte er, ein neues Jahr — eine neue Schuld.

Sire, mit Ihren Schulden wird das Land zufrieden sein.

Aber nicht der König.

Und warum nicht, Sire?

Lola, ein König kann niemals ein Hunderttheil von dem Guten stiften, was er auszuführen sich und seinem Volke angelobt.

Sire, ein König ist kein Gott.

Nein, nicht einmal ein Gott, versetzte der Monarch.

Nicht einmal, Sire? —

Glauben Sie denn, Lola, daß die Gottheit selbst, wenn sie auf Erden leben würde, inmitten des Getümmels der menschlichen Leidenschaften, inmitten der Ansprüche, Forderungen und Widersprüche des irdischen Strebens, daß dann die Gottheit die erhabene Gerechtigkeit und Weisheit bleiben könnte, welche sie jetzt ist, das Weltall beherrschend ohne Rücksicht und Rückblick, unbekümmert um das, was geschieht und geschehen könnte?

Sire, versetzte ich, ein König bleibt überall ein König, und die Gottheit wird immer die Gottheit bleiben.

Wir gingen hierauf zu heiteren Gesprächen über und verbrachten einmal wieder eine recht glückliche, heitere Stunde.

Der König war ganz Dichter, ganz Schöngeist, alle Wolken der Regierungssorgen waren von seinem Antlitze verschwunden.

Mögt ihr absurden Höflinge immerhin hinter dem Rücken des Königs ein krauses Gesicht gemacht und die Jahre des Königs gegen die meinen abgezählt haben!

Ihr werdet euch erinnern, ihr beiden Herren von dreißig Jahren, welche ich einmal dabei überraschte, als ihr euch sagtet:

Er ist schon sechszig Jahre, und diese feurige Spanierin! —

Meine Herren, sagte ich Euch, wie rechnen Sie! — Diese feurige Spanierin wird während ihres ganzen Lebens jugendliche Greise alten Jünglingen vorziehen.

Ja, — wie sie sich da in die Lippen bissen! —

Es ist euch schon Recht geschehen; wollt ihr Glossen über eure Könige machen, so seht euch besser vor.

Prosit Neujahr, — ihr Hofschranzen, ihr Heuchler, ihr Schmeichler, Prosit Neujahr 1852, hütet euch! —

Seht euch vor, daß ihr bestehen bleibet.

Daß ihr euch nicht verkriechet vor dem rothen Gespenste!

Es ist am Ende nichts, als ein — Weib.

Hundertfünfundsechszigstes Kapitel.

Der Aufruhr.

Der Neid und die Jesuiten. — Die Allemannia. — Graf Hirschberg. Das Lola-Ministerium. — Die Lolamontanen.

Ich eile nun mit schnellen Schritten der Unglückszeit zu, welche für ganz Europa eine Zeit der Trauer und des Elends war. Nicht lange mehr, und das Sturmgeheul des Aufruhrs durchzog Frankreich, Deutschland und Italien, und in dem Lande, welches als das loyalste der Welt gilt, in Deutschland, wurde der Anfang gemacht.

Ich habe schon gesagt, daß ich einen Feind in Bayern hatte, welchen die Menschen, sie mögen nun gut oder böse sein, stets haben und haben werden, die vom Glücke begünstigt sind, den Neid.

Der Neid und die Jesuiten, das waren meine Feinde, welche unablässig beschäftigt waren, mich von der Seite des Monarchen zu bannen.

Alles was in Bayern von oben herab geschah, wurde von diesen beiden Verbündeten verdammt, und wenn sie es verdammt hatten, dann brachten sie es auf meine Rechnung.

Wenn neue Minister ernannt wurden, dann hieß es, die alten seien durch mich gestürzt, und die neuen meine Freunde.

Dann war es ein Lola=Ministerium.

Die Minister, welche regierten, taugten niemals was, wenn sie aber beseitigt waren, dann hießen sie plötzlich brave Männer, und die neuen taugten wiederum nichts, bis auch diese wieder Nachfolger erhielten.

Das ist eine alte Geschichte.

Man ist mit den Ministern stets eben so wenig zufrieden, wie mit den Regenten. Die Vorfahren waren stets besser, und die Nachfolger werden stets besser sein, — und wer herrscht, ist so unglücklich, es den Leuten nie recht machen zu können.

Der König entließ seine Minister, weil sie ihm nicht mehr die gehörige Energie zu zeigen schienen, — und er ernannte Minister, von denen er mehr und Besseres hoffte, und unter diesen Ministern war zufällig einer meiner Freunde, welcher dem König ebenfalls zusagte, — und flugs war man dabei, die Stirne zu runzeln und die Achsel zu zucken, und allerlei empörende Gerüchte unter das Volk zu verbreiten.

Einige hochgestellte Studirende an der Universität waren so unglücklich, mir zu gefallen und mich öfters zu besuchen, und augenblicklich wurde die ganze Universität aufgehetzt, sich gegen diese Studirenden feindlich zu zeigen.

Der König war weit entfernt, diese kleinlichen Demonstrationen zu beachten, und ich lachte darüber, als aber die Sache ernstlich wurde, dachte der König daran, die studirende Jugend dem Ultramontanismus, dem Jesuitismus zu entziehen und die Universität zu verlegen oder wenigstens für einige Zeit zu schließen.

Das waren entsetzliche Verbrechen, welche das ganze Bürgerthum in Harnisch jagten.

Und ich war Urheberin dieser Verbrechen gegen die Majestät des — Pöbels.

Ich will die Ereignisse, welche jetzt eintraten, nicht mit meiner Feder, ich will sie mit der Feder feindlicher Journalisten, feindlicher Autoren schildern.

Ich thue immer am Besten daran, meine Gegner selbst reden zu lassen, sie mit ihren eigenen Worten zu schlagen.

Was diese Leute an mir tadeln, — das gereicht mir zum Lobe.

Aus dem, was sie von mir schreiben, geht hervor, wie verlegen die Leute um Vorwände waren, mich aus meiner begünstigten Stellung zu verdrängen.

Der Leser mag selbst beurtheilen, wie absurd diese Vorwürfe waren.

Aber ist man je um solche verlegen, wenn man ein Volk gegen die Regierung aufhetzen will? . . . .

„Der Landtag sollte, wie gesagt, nach dem Willen des Königs bloß ein Anleben für den Weiterbau der Eisenbahnen bewilligen und dann, wie er gekommen, mit leeren Taschen zu den Steuerpflichtigen nach Hause gehen. Nun besprachen aber die Stände Dieses und Jenes von wichtigen Landesangelegenheiten, sie berührten die Ereignisse der letzten Monate, und manche Mitglieder thaten dies in herben, schonungslosen Worten. Man schonte überdies sichtbarlich, von Seiten der Mehrheit der Stände, die Herren Minister, welche man persönlich als wackere Männer achtete, und zielte auf die neue Gräfin und ihren Anhang, und sogar auf den alten, verblendeten Mann, dem ein Weib mehr galt, als die Ehre seiner Familie, als die Sicherheit seiner Krone, als die Ruhe und Wohlfahrt seines Volkes. Ludwig war wüthend über seine Minister, die ihn nicht zu decken vermochten: sie erhielten am 30. Nov. 1847,

zum Theil in sehr auffallend schimpflicher Weise, ihre Entlassung, und der Gräfin Landsfeld beliebte ein Ministerium Berks-Wallerstein. Berks hatte seine Laufbahn als Docent der Geschichte an der Universität zu Würzburg begonnen; er wurde in dem Anfange der dreißiger Jahre zur Belohnung geheimer Spionirdienste nach München versetzt, wo ihn der damalige Minister Wallerstein zum Ministerialrathe beförderte. Er blieb auch die rechte Hand des Fürsten bis zu dessen Sturze. Abel versetzte den Freund seines Vorgängers und gab ihm die Stelle eines Directors bei der Regierung von Niederbayern. Der Herr Director verlebte die Sommer- und Herbstmonate (1847) in München, wo er sich die hochvermögende Gönnerschaft der Gräfin zu erwerben wußte. Berks wurde zum Staatsrath erhoben und zeigte sich seiner Gönnerin in hohem Grade gehorsam und dankbar; er reiste sogar eigens nach Würzburg, um sie zu bewachen und nach München zurückzubegleiten. Lola arbeitete nun darauf hin, ein Ministerium nach ihrer Weise zusammenzusetzen, wo ihr treuer Diener eine der ersten Stellen einnehmen sollte. Dies ist ihr auch vollkommen gelungen. Das Ministerium vom 1. Dec. konnte mit vollem Rechte das Lola-Ministerium genannt werden.

Gräfin Landsfeld begnügte sich aber nicht mit einer verborgenen Herrschaft; sie wollte im Gegentheit ihr unbedingtes Machtgebot vor aller Welt offen an den Tag legen. Sie besuchte deshalb täglich ihren gehorsamen Knecht im Ministerium des Innern, Herrn Berks, in seinen Arbeitszimmern und verweilte daselbst nicht selten mehrere Stunden. Neben der Herrsch- und Lärmsucht ist Lust und Freude das Element dieses geistreichen, wunderlichen Wesens. Die Frau Gräfin, welche aller Bemühungen ungeachtet bei ihren neuen Standesgenossen keinen Zutritt erhalten konnte, umgab sich nun

mit einer Anzahl hübscher junger Leute, vorzüglich Studenten, und kein Tag ging dahin ohne kostbare Gelage. Es schien das Geld aus einer unerschöpflichen Quelle zu fließen. Die Studenten und andere Gesellen ihres Kreises waren zum Theil nicht vom besten Leumund, zum Theil auch arme Leute, welche die reichliche Unterstützung, Speise in Fülle und lieblicher Trank anlockten. Den Studenten, ihren Genossen, verschaffte nun aber die gebietende Herrin die Erlaubniß, eine eigene Landsmannschaft unter der Benennung Allemannia zu gründen, was bei den bereits bestehenden Landsmannschaften, die sich als besonderrechtliche Genossenschaften betrachteten, eine große Erbitterung hervorrief. Die Allemannia mußte, so wollte es der allerhöchste Wille, anerkannt werden. Es war dieß aber bloß äußerlich; kein Student pflog den mindesten Umgang mit den verhaßten Genossen der königlichen Freundin, und jede Satisfaction ward ihnen verweigert. Dies führte zu unaufhörlichen Reibungen, welche bald in gemeine Beschimpfungen und Thätlichkeiten ausarteten. Ein Commers der Allemannia, welchem kein einziger Professor, wohl aber Minister Berks beiwohnte und mit einer Rede verherrlichte, und das Leichenbegängniß des alten Görres (dieses Haupt der Münchener Ultramontanen starb am 29. Januar 1848) hatten endlich einen förmlichen Kriegszustand zwischen beiden Parteien hervorgerufen. Die Ultramontanen benutzten nämlich den Leichenzug ihres Meisters zu einer förmlichen Demonstration gegen die Lolamontanen, wie die Anhänger der Lola Montez nicht unwitzig genannt wurden. Aus demselben Grunde schlossen sich ihm auch viele junge Männer an, die keineswegs zur Partei der „Schwarzen" gehörten. Die Gräfin hatte dies sehr mißliebig bemerkt und ihre Allemannen zu allerlei Rachegelüsten auf-

gestachelt. Die anderen Studenten wollten nun die Allemannen, deren nur 15—18 waren, nicht mehr in den Vorlesungen dulden. Man verfolgte sie sogar in den Straßen; es entstanden Gassenaufläufe, die allerlei Unfug und selbst Verwundungen zur Folge hatten. Ein Graf Hirschberg, Senior der Allemannen, stieß mit einem Dolche um sich und beurkundete damit, daß er nicht umsonst zu den Füßen der Spanierin gesessen hatte. König Ludwig, welchem alle diese Vorfälle durch die Gräfin und ihren Minister von der schwärzesten Seite als Meuterei gegen seinen allmächtigen Willen dargestellt wurden, beschloß jetzt mit einem Male, mit Einem Schlage alle seine Feinde, die Professoren und Studenten, den Adel, die Bürger und das ganze widerstrebende Land zu züchtigen. Die Universität wurde am 9. Februar 1848 durch einen königlichen Befehl, den Fürst Wallerstein als Minister des Cultus und der Studien gegenzeichnete, bis zum Wintersemester geschlossen; es hieß sogar, die hohe Schule würde in der Zwischenzeit nach Landshut zurückverlegt werden. „Ich werde die Universität schließen lassen," hatte sich Gräfin Landsfeld schon einige Tage vorher in ihrem Abendkreise geäußert, „ich mag sie überhaupt nicht hier haben; sie muß nach einem anderen Orte verlegt werden."

Jetzt erhob sich mitten in der Bewegung eine neue Macht, an die man seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gedacht hatte. Die Bürger und das Volk zu München standen zusammen wie ein Mann, um der schmachvollen spanischen Willkühr entgegenzutreten. Die fremden Studenten, welche die Stadt alsbald verlassen sollten, schuldeten dem Bürger und Hintersassen manchen Pfennig, der, wenn die jungen Leute fortgingen, unrettbar verloren schien; überdieß war der ganze Bestand der Universität, von der sich so viele ernähren, in Frage gestellt.

Der liebe Vortheil, das klingende Interesse hatte diese seit Langem abgestorbene Körperschaft zu neuem Leben aufgestachelt. Muth, Ehre und Hochherzigkeit schossen üppig hervor aus dem breiten Krämergrunde. „Ihr müßt hier bleiben," erklärten Bürger und Insassen den Studenten; „wir werden, wir wollen euch schützen; die Vorlesungen müssen wieder beginnen, und Alles muß im gewohnten Geleise fortgehen." Die Regierung des Königs hatte seit längerer Zeit, was keinem aufmerksamen Beobachter entgehen konnte, naturgemäß in den verschiedensten Klassen des bayrischen Volkes eine dumpfe Unzufriedenheit und Gährung hervorgerufen. Das Wort Recht durfte Niemand gebrauchen; Gnade sollte Alles sein, und in der That war auch Alles Gnade, Gnade des Königs. Die Anhänglichkeit an die allerhöchste Person galt, wie die Anstellungs- und Beförderungsdecrete im Regierungsblatt ausdrücklich lehren, als höchstes Verdienst des Staatsbürgers. Ja, dieses Wort **Staatsbürger** selbst wurde, wo nur immer möglich, ausgestrichen und durch das Wort **Unterthan** ersetzt. Es gab keine Staatsdiener, keine Staatsminister mehr, sondern königliche Diener, königliche Minister. Nur die **Staatsschulden** sind geblieben. Alle Verordnungen, die wichtigsten Erlasse schlossen ein Mal wie alle Mal mit dem banalen Satze: **So lange wir nicht anders befehlen.** Die Münchner „Gelehrten Anzeigen," von dem größten Obscuranten in Europa, dem Präsidenten Roth redigirt, sprachen bereits vom Landesherrn im guten mittelalterlichen Sinne des Worts. Die Verschwendungen des Königs an Bauwerke, die keine Kunstwerke sind, an Maitressen und todte Sammlungen standen in grellem Widerspruche mit der widerlichen Knickerei bei allen Gegenständen, die sich auf das Gemeinwohl, auf die Civil- und Militärbeamten, die sich mit einem Worte auf das wirkliche Leben be-

zogen. Viele Stellen wurden bald gar nicht besetzt, bald blieben sie lange Zeit unbesetzt und wurden einem Anderen ohne alle Entschädigung aufgebürdet. Die hierdurch bezweckten Ersparnisse sind, wie so viele andere Summen, spurlos verschwunden oder gingen zur Beförderung unhaltbarer, dynastischer Interessen nach Griechenland.

Die Noth der niedern Gewerbe, die zum Theil in der Zeit liegt und in Altbayern zum Theil auch durch den Zollverein hervorgerufen wurde, nahm und nimmt im Lande zu in Schrekken erregendem Grade. Die industrielosen, an viele Feiertage und Wohlleben gewöhnten Bayern können mit den vorgeschrittenen Bewohnern anderer Gaue nicht wetteifern. Ueberdies haben die letzten theuren Jahre die wenigen Sparpfennige der niedern Klassen aus den frühern besseren Zeiten vollkommen aufgezehrt. Gar mancherlei, nur zum Theil begründete, zum Theil ganz erfundene Sagen haben Bürger und Studenten in beständiger Aufregung erhalten.

Schon früh am Morgen des 11. Februar versammelte man sich von neuem auf dem Rathhause, und es war ein neuer Bürgerzug zur Residenz beschlossen. Die Universität, hieß es, müsse alsbald wieder geöffnet und die Gräfin v. Landsfeld, als die Quelle aller Zwietracht, alles Unheils, von München abgeleitet und aus ganz Bayern entfernt werden. Schon jetzt fielen, bereits vierzehn Tage vor dem Sturze der Orleans, harte, drohende Worte in dem Rathhaussaale, namentlich von Seiten der kleineren Bürger, der Krämer und Käshändler. So dürfe es, sagte man, nicht mehr fortgehen; der König verschwende den Schweiß des armen Landes an Maitressen und ihren Anhang; der Schmuck der Lola, mit dem sie neulich im Theater erschienen, sei von Kennern auf 60000 Gulden geschätzt worden; ihr Haus in der Barrerstraße sei wie eine Feenwohnung

eingerichtet, nach ihren Wünschen müssen Minister, Staatsräthe und das ganze Land sich fügen; Gensdarmerie und Militär scheinen bloß deßhalb da zu sein, um die Tänzerin zu beschützen; ihretwegen seien die besten katholischen Professoren von der Universität entfernt worden, für's Volk geschehe gar nichts."

So weit geht diese erbauliche Darstellung.

Aber sie fügt noch einiges hinzu.

Sie spricht von der Angst des Königs.

Der König habe nachgegeben aus Furcht.

Es ist wohl möglich, daß der König von Leuten umgeben war, welche sich Stützen des Thrones nannten und so sehr den Kopf verloren, daß sie sicherlich schon längst verloren waren, ehe der König die geringste Unruhe zeigte.

Das sind traurige Dummheiten, welche hier in einem Athemzuge wiederholt werden.

Der Staatsbürger ist in einen Unterthan verwandelt.

Die Staatsdiener sind Königliche Diener.

Aber die Staatsschulden, nun, warum habt ihr die nicht auch zu Königliche Schulden, zu Maitressen-Schulden gemacht?

Nein, die Staatsschulden, sagt ihr, sind geblieben.

Eine hübsche Consequenz im Raisonniren! —

Viele Stellen, heißt es, wurden gar nicht besetzt. — Wahrscheinlich konnte der König keine passende Subjecte finden. Es mögen sich genug Leute gemeldet haben, das glaube ich wohl.

Wer von den Schreiern, den unerbittlichen Tadlern, den strengen Kritikern der Handlungen der Könige ist nicht gleich bei der Hand, wenn es gilt unter diesen schlechten, verschwenderischen Königen ein Aemtchen zu erhaschen? —

Nicht wahr, ein Aemtchen bringt Käppchen, sagt der Deutsche.

Je mehr Besoldung, desto besser.

Gute Besoldung an schlechte Beamte — das ist ja durchaus keine Verschwendung.

Nun denn, so will ich annehmen, daß der König keine schlechte Beamte finden konnte.

Wie ihr wollt, es handelt sich nur um neuen Beifall, ihr Historiographen, die ihr so ritterlich gegen eine Gräfin zu fechten versteht.

Weiter heißt es, es sei so viel Geld nach Griechenland gegangen.

Humane Seelen!

Als sich der König des armen griechischen Volkes annahm, wie jubelten sie da, die edlen Bayern!

Aber Geld nach Griechenland schicken!

Pfui Geld! —

Wer mag denn für die Freiheit eines andern Volkes Geld ausgeben! —

Lieber für Bayrisch Bier.

Ist das nicht genug Veranlassung, eine Revolution erster Klasse zu machen?

Also immer frisch darauf.

Wir haben es mit einem Weibe zu thun, und im allerschlimmsten Fall, was kann uns das Bischen Pulver und Blei thun?

Trifft mich nicht, trifft dich nicht, trifft irgend einen dummen Teufel von Bauer, welcher seinen Kohl zu Markte bringt.

Also nur darauf los.

Bursche heraus!

Studenten und Volk im besten Einverständnisse, dann muß Alles möglich werden.

Doch schreibt Eure Geschichte wieder selbst, es ist genug, wenn ich sie commentire.

Hundertsechsundsechzigstes Kapitel.

Allgemeine Studenten- und Volksbewegung in München am 8., 9., 10., 11. und 12. Febr. 1848.

Dießmal schien es nicht so leicht zu sein, das aufgebrachte Volk durch Waffengewalt und Verkündigung des Tumultgesetzes zu besänftigen und den Aufruhr niederzuschlagen.

Schon seit einiger Zeit hatte sich nämlich an der Münchener Universität eine Verbindung, Allemannia genannt, gebildet. Die Theilnehmer an derselben — so ging die allgemeine Sage — im Munde der Studenten und des Volkes „Lolianer“ genannt, wurden von der Gräfin Landsfeld in besonderen Schutz genommen, sie erfreuten sich häufiger Conversationen in ihrem Hause. Der Senior derselben, Peisner, so behauptete man, habe ein förmliches Empfehlungsbureau für Anstellungen geführt und Bescheide schriftlich und mündlich gegeben. — Die Allemannen hatten ihre Kneipe im Kaffeehause bei Rottmanner unter den Arkaden im Bazar.

Ihr Entstehen wurde als darin motivirt angesehen, daß sie gleichsam als Mittel betrachtet werden sollten, die Zuneigung der übrigen Studenten zu gewinnen. Allein diese Absicht

schlug schon von vorn herein fehl. Die Allemannen wurden nämlich von den übrigen Corps-Verbindungen, Isaren, Bayern, Pfälzern, Schwaben und Franken, völlig desavouirt oder in Verruf erklärt, und dieser Verruf erging über sie auch von der ganzen übrigen Studentenschaft. Dieß stärkte die Spannung dann noch mehr, als die an Zahl nie bis zu 20 gestiegenen Allemannen, stolz auf den höheren Schutz, sich gegen die übrigen Studenten theilweise zu brüsque benommen haben. Jedenfalls wuchs der Haß zur offenen Verachtung.

Diese aber manifestirte sich in folgender Weise.

Nachdem schon vor dem 8. Februar mehrmals in den Collegien der Professoren von Bayer und Sieber, sobald Allemannen erschienen waren, die übrigen Studenten sich entfernten, und trotz den Reden des Rectors und selbst des Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein als Cultusminister die aufgeregten jungen Männer nicht zu besänftigen waren, brachten sie dem Fürsten ein Lebehoch, begleiteten aber dann in gedrängten Zügen die beiden Allemannen die lange Ludwigsstraße herab bis zur Allemannen-Kneipe bei Rottmanner unter gellendem Pereat für sie und ihre Beschützerin, als ging's auf einen Armensünderplatz. Derselbe Achtruf wiederholte sich am 8. Februar, Nachmittags um 2 Uhr, im Collegium des königl. Ministerialraths und Professors Hörmunn.

Am 9. Februar Morgens hieß es, der Graf v. Hirschberg, ein Allemanne, habe den Dolch gegen einen anderen Studenten gezückt, und sei nicht arretirt worden. Es versammelte sich daher eine Masse von Studenten am Odeonsplatze, diesem gegenüber, und am Rottmanner'schen Kaffeehause, und die Arretirung des Grafen wurde laut begehrt. Gensd'armerie besetzte den Eingang in den Hofgarten und den Ausgang gegen die Seite des Kunstvereins hin. Studenten und Volk wogten

an der Ludwigsstraße auf und ab, vor der Residenzwache stand Militär. Die Schwabingerstraße herab drängte sich jetzt ein großer Menschenschwarm. An der Spitze desselben war die Gräfin v. Landsfeld zu sehen, gehüllt in einen großen Schawl und auf dem Kopfe einen ganz einfachen blauen Hut. Zwei junge Männer gingen neben ihr und schienen sie, wie aus den höchst lebhaft geführten Debatten zu entnehmen war, vermögen zu wollen, von dem Platze ihres gewöhnlichen Spazierganges in der Ludwigsstraße zurück zu bleiben. Lola selbst schien jedoch den Mahnungen kein Gehör zu geben, sondern schritt gerade aus vor der Theatiner-Kirche vorüber. In diesem Augenblicke scheint sie von den umstehenden Volkshaufen erkannt worden zu sein; von den Stufen der Feldherrnhalle aus war zu sehen, wie sie, dem Gedränge nachgebend, gegen das Graf-Arco-Gebäude mit ihrer Begleitung zurück wollte, dort aber keine Zufluchtsstätte fand, und dann eine solche nothgedrungen in der Theatiner-Kirche suchen wollte und mußte. Man hörte jetzt gellendes Volksgeschrei. Mit den gewöhnlich bei ihr geführten Waffen, Terzerol und Dolch, hat sie den Angriff auf ihre Person abzuwehren versucht. Kaum aber war das sich immer wiederholende „Pereat" zu den an dem Hofgarten-Eingang stehenden berittenen Gensd'armen gedrungen, als dieselben an den Ort der Gefahr im Galopp sprengten, und unter ihrem Schutze eilte die flüchtige Gräfin in die Theatiner-Kirche durch den rechten Seiteneingang. Drinnen soll auch ernstlich auf die zitternde und offenbar in Todesgefahr schwebende Tänzerin durch die bei noch zwei offenen Thüren hereinstürmende Volksmenge angedrängt worden sein.

Als nun der Kirchendiener aufmerksam machte, daß die Kirche eben nicht der Ort zu einem Volksauflauf sei, suchte sich die Gräfin durch denselben Eingang unter Gensd'armen-

Schutz hinaus zu begeben, wurde jedoch wiederholt mit gellendem Geschrei empfangen, und trat nochmals zurück, bis endlich mehr Sauve-Garde anrückte, sie in die Mitte nahm und zur Residenzwache unter Volkszurufen begleitete.

Der Platz wurde dann gegen das Schloß hin mit Militär, Infanterie und Kürassieren, abgesperrt; dagegen vermehrten sich die Volkshaufen zusehends, und man hörte sehr unruhige Aeußerungen. Die fünf Corps der Studenten gaben zu gleicher Zeit beim Rektorat und Ministerium des Inneren für Cultus und Unterricht die Anzeige ihrer Auflösung ein, wenn die Allemannen fortbestehen dürften. So endete der 9. Februar mit dem düsteren Gerüchte, daß die Universität bis zum nächsten Oktober geschlossen sei. Die Hauptplätze blieben mit Militär besetzt, und die Barrerstraße wurde gleichfalls an beiden Eingängen durch Militär gesperrt, während die Gensd'armerie vor dem Hause der Gräfin v. Landsfeld verstärkte Wache hielt.

Drohender und allgemein mehr aufregend wurde die Sache am Donnerstag den 10. Februar.

Vormittag 9 Uhr versammelte sich die gesammte Studentenschaft in der Universität. Dort war unter dem Datum des 9. Abends 6½ Uhr am schwarzen Brett angeschlagen: daß die Universität bis zum nächsten Oktober geschlossen sei und die Studenten daher bis künftigen Samstag den 12. die Stadt zu verlassen haben, eine Maßregel, die die allgemeinste Mißstimmung hervorrief, bei den Studenten einerseits, weil der Verlust schon eines einzigen Semesters einen bedeutenden Ausfall in ihrem Studienberufsleben macht, und weil bei den Meisten offenbar nicht sogleich Reisemittel in ungewöhnlicher Zeit vorhanden sind; bei den Bürgern aber andererseits, weil sehr viele mit ihrem Nahrungszweige lediglich auf Studenten an-

gewiesen sind, und weil es denn doch für eine Stadt keine gleichgültige Sache sein kann, ob sie eine jährliche Einnahme von 60,000 Gulden mehr oder weniger habe.

Diese Mißstimmung erregte aber bei den Bürgern und Studenten zwei Beschlüsse, die Bürger sollten sich um 1 Uhr auf dem Rathhaussaale, die Stundenten um 2 Uhr auf der Universität versammeln. Vorläufig schienen die Studenten jedoch dem Befehle, die Stadt zu verlassen, ihren Gehorsam nicht versagen zu wollen; sie zogen daher unter fröhlichem „Gaudeamus igitur“ auch vor das ehemalige Akademiegebäude, dem Sitze des Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, um ihrem obersten Chef, dem Fürsten v. Wallerstein, ihre Abschiedshuldigungen darzubringen. Da nahte von der weiten Gasse her Gensd'armerie, unter der Führung des Hauptmanns Bauer. Von ihrer Seite mochte wahrscheinlich diese in Studentenart sehr friedliche, wenn auch fröhliche Versammlung für tumultuös gehalten worden sein, kurz, die Gensd'armen machten auf Commando ihres Hauptmanns von den Bajonetten Gebrauch, und es kamen einige leichte Verwundungen vor, die aber übermäßig vergrößert worden sind und einen drohenden Haß gegen den Gensd'armerie-Hauptmann Bauer selbst erzeugt haben. Nachmittag 1 Uhr versammelten sich nämlich weit über 1000 Bürger im großen Rathhaussaale und begehrten von ihrem Magistrate, unter den heftigsten Aeußerungen über manche der damaligen Zustände, die Bildung einer Deputation aus seiner Mitte unter Begleitung von ihnen Allen zur Residenz an Se. Majestät den König, um die Aufhebung des Befehles zur Schließung der Universität unbedingt und auch die Entfernung und Untersuchung des Hauptmanns Bauer, dann die erstere der Gräfin von Landsfeld zu erwirken. Offen erzählte man sich dort, Einer der von der

Gensd'armerie Verwundeten sei bereits gestorben, was sich später als offenbare Unwahrheit erwiesen hat. Der Effekt dieses falschen Gerüchtes steigerte aber die allgemeine Aufregung.

Der Bürgermeister Dr. v. Steinsdorf, welcher die Debatte zu leiten hatte, konnte mit dem Prinzipe der Abwehr der Deputations-Begleitung durch die ganze Bürgerschaft nicht durchbringen, eben so wenig wie ein Anderer der Redner in gleich beruhigendem Sinne. Der Beschluß, die Bürgerschaft solle **in corpore** vor die Residenz ziehen und dort auf dem Max-Josephsplatze die Resultate ihrer Deputation erwarten, blieb aufrecht. Der Bürgermeister sah sich also gedrungen, unter Begleitung einiger Herren zuerst in die Residenz zu gehen und um eine Stunde zur Audienz anzufragen, kam jedoch nach geraumer Zeit mit der Nachricht zurück, daß Se. Majestät in der Residenz nicht sei.

Während all' dieses auf dem Rathhause vorging, verbreitete sich auch die Nachricht in der Stadt, daß die Studenten einstimmig und in Masse beschlossen hätten, da zu bleiben, also die Stadt nicht zu verlassen.

Endlich waren die Mitglieder der Deputation des Magistrats amtlich gekleidet und fuhren zur Residenz ab, ihnen nach der große Zug zu zwei und zwei der ganzen Bürgerschaft. Die Bürger stellten sich unter einem Vivatruf für Kürassiere und Infanterie, von denen die Ersteren den Zugang zur Residenzstraße besetzt hielten, die Andern aber sich ruhig vor der Residenz an rechter Seite aufgestellt hatten, gleichfalls vor der ganzen Front des Königsbaues auf, hinter ihnen Volk aller Art, füllend den ganzen Maxplatz, die Theaterstufen, die Posthalle.

Nach geraumer Zeit kam endlich die Nachricht, daß Se. Majestät der König zur Deputation, die überdies durch die K. Prinzessin Luitpold eingeführt und bevorwortet war, geäuf-

fert hätten, wie Allerhöchstsie lieber Ihr Leben ließen, als Ihr Wort zurücknähmen, dann aber etwas besänftigt erklärten, die Bürger sollten sofort nur ruhig abziehen, die allerhöchste Entschließung werde ihnen nach Vernehmung der Königlichen Räthe zugesendet werden.

Die Bürgerschaft zog also wieder auf das Rathhaus zurück und wartete en grand corps auf die Allerhöchste Entschließung.

Abends kam endlich der Stadtrath und Ministerverweser des Innern, v. Berks, auf's Rathhaus und verkündete, daß Se. Majestät allergnädigst bewilligt hätten, die Universität dürfe im zweiten Semester, also nach Ostern, wieder geöffnet werden.

Mit dieser Entschließung waren jedoch die durch langes Harren erregten Bürger nicht zufrieden, sondern gaben sich nach manchen mißliebigen Aeßerungen gegen den Minister die Zusage, morgen früh 8 Uhr wieder auf dem Rathhause zu erscheinen, und zogen nach Hause.

Die Unruhen auf den Straßen begannen dagegen ernster in der Nacht. Vor der Barrerstraße, deren Zugänge mit Militär gesperrt waren, suchte ein Haufe bis zum Hause der Gräfin Landsfeld vorzubringen, bewaffnete sich deßhalb mit Latten vom Gartenzaune des Grafen v. Bassenheim am Karolinenplatze und mit ausgebrochenen Pflastersteinen. Die Gensd'armerie wehrte jedoch den wüthenden Angriff ab. Während hier die Rache des Volkes kochte, verübte sie verheerende Angriffe zugleich auf das K. Polizeigebäude in der Weinstraße, eine Demonstration gegen die Gensd'armerie wegen des vormittägigen Vorfalles, und es wurden mit herausgerissenen Pflastersteinen in der Front und an der Seite in der Gruftgasse die Fenster zertrümmert. Die Gensd'armerie suchte auszubrechen und das

Volk zurückzutreiben, zog sich jedoch vor dem Steinhagel zurück. Das herangerückte Militär stellte endlich die Ruhe wieder her. Dasselbe hatte auch den Max-Josephs-Platz besetzt. Hinter ihm hatte sich aber immer wieder Volk gesammelt und nach gellendem Pfeifen von Zeit zu Zeit „Pereat Lola" geschrieen. Eine unruhige Nacht! — Das Gerücht, daß die Chevauxlegers von Augsburg kommen sollten, vergrößerte noch die Unruhe.

Am 11. Februar, Morgens 8 Uhr, versammelten sich die Bürger wiederholt auf dem Rathhause, und es wurde ein neuer Zug und eine neue Deputation an den König beschlossen: Die Universität solle nicht nach Ostern geöffnet werden, sondern am nächsten Montag. Auch die Studenten versammelten sich um 9 Uhr an der Universität, deren Gitter zwar geschlossen, jedoch bald geöffnet war. — Die Barrerstraße war heut mit Militär besetzt. Die vordere Seite des kleinen Palastes der Gräfin v. Landsfeld war gedeckt, und von der hintern Seite, welche eine Gartenmauer umzog, war, wie Lola glaubte, Nichts zu besorgen.

Keck und kühn, wie eine herausforndernde Amazone, trat sie um 9 Uhr Morgens, obgleich sie den wüthendsten Angriff des Volkes in der verflossenen Nacht gehört hatte, auf ihren Balcon, um das Terrain zu recognosciren.

Die Wuth des Volkes drang in wildes Geschrei aus, als man sie erblickte, — aber das Volk konnte nicht durchbrechen. Gegen 10 Uhr lief und rannte sie den Garten hinan bis zum Bassin, und es gähnte ihr lechzend wieder tausendstimmiges, donnerndes Pereat entgegen.

„Wollt ihr mein Leben, da nehmt es!" rief Lola, wie eine von den Pfeilen blutdürstiger Jäger verfolgte Löwin, dem an ihrer hintern Gartenmauer hinaufstürmenden Volke,

von einem Stein bereits getroffen, dem Haufen entgegenstürzend zu.

Und wahrlich, diese todverachtende Herausforderung wäre angenommen worden, wenn nicht ein mächtiger Einfluß, ein magnetischer Zauber, der aus der Riesenkühnheit der Spanierin sprach, die Gartenstürmer in ihrem Grimme gedämpft hätte. — Sie zogen sich einen Augenblick zurück, — und dieser war es, als sie von ihrer Begleitung mit Gewalt in den bereitstehenden Wagen gerissen wurde, obgleich sie sich löwenhaft dagegen wehrte. Der Kutscher war gewonnen; er peitschte die Pferde zur Wuth schon im Stalle. Dieser fuhr, als gälte es ein Wagen-Wettrennen, der Ludwigsstraße und dem englischen Garten, dann wieder der Residenz zu, um in dieselbe von rückwärts zu kommen. Alle Zugänge waren besetzt, das Eindringen unmöglich. Verstärkte Wachen und Volk überall. Der kleine Wagen mit dem kühnen Kutscher ward an allen Ecken und Enden erkannt, erkannt an allen Eingängen, erkannt in den engsten Gäßchen hinter dem Hofbräuhause, „überall gefahren wie der effective Teufel selbst . . . ohne Unglück, jedes Hinderniß überwältigend." So ging's durch die Herrenstraße vor's Isarthor, im Momente des Fluges vor's Sendlingerthor und die Sendlinger Landstraße hinaus. Graf von Arco-Valley, der den Armen Münchens 5000 fl. einige Tage später schenkte, fuhr ihr rastlos nach, ob die „Landescalamität" auch wirklich aus der Residenz getrieben sei.

Die in das Schloß geschickte Deputation war unterdessen (11 Uhr Vormittags) von demselben mit der Nachricht herabgekommen, daß Alles genehmigt sei. Als der Befehl zur Entfernung der Gräfin gegeben worden, erschienen die Minister auf dem Rathhause vor den versammelten Bürgern und ver-

kündeten: „Niemand ist mehr zwischen König und Volk!“

Nachdem in München der Stein des Anstoßes entfernt war, kamen zehn Allemannen desselben Abends (11. Februar) nach der Krondomaine Blutenburg bei Nymphenburg (unweit Münchens und zunächst an der Eisenbahnstation Pasing gelegen) und baten daselbst um Speise und Nachtlager. Da der dortige Pächter zugleich die Wirthschaft ausübt, mußte ihnen Beides gewährt werden, jedoch mit der Bedeutung, daß sie in Ermangelung so vieler übriger Betten würden auf Stroh lagern müssen, was sie mit Dank annahmen.

Nachts 11½ Uhr kam Lola Montez verkleidet, und mit gepudertem Haar, in Begleitung des Wirthes von Großhessellohe nach Blutenburg, um, wie sie sagte, sich von den Allemannen zu verabschieden.

Sie war, wie wir wissen, vom Grafen Arco-Valley, freilich wider ihren Willen, begleitet worden. Als sie in Bayerbrunn frische Postpferde bestellte, glaubte der Graf, nun von ihrem Reiseentschluß vergewissert zu sein, und kehrte getrost nach München zurück. Lola Montez setzte aber nach des Grafen Entfernung ihre Reise nicht nach Bayerns Grenze fort, sondern eilte nach Großhessellohe hinüber, von wo sie sich nach Blutenburg führen ließ.

Bei ihrem Eintritte fiel sie — nach der Angabe eines glaubwürdigen Augenzeugen — dem Allemannen Peisner, welcher unter diesen der Angesehenste zu sein schien, wie eine liebende Gattin nach langer Trennung um den Hals und beschwor ihn, mit ihr nach München zurückzukehren. Peisner aber, eingeschreckt durch das in München Vorgegangene, weigerte sich dessen. Da ward aus der „liebegirrenden Turteltaube“ ein grimmiges Wesen; sie schimpfte und beohrfeigte den erst so zärt-

lich Geküßten, warf ihm vor, daß er von ihr lebte, daß sie seine Angehörigen (ses Tiens) unterbrachte, sich für ihn verwendet und ihm eine Uhr, die er in demselben Augenblicke trug und 1500 Franken gekostet habe, gegeben. Diese Vorwürfe schienen ihn außer sich zu bringen, und mit der Drohung, sich entleiben zu wollen, stürzte er hinaus. Ihm folgte Lola Montez. Sie bat ihn, zurückzukehren, und endlich traten Beide versöhnt wieder in's Zimmer ein, fest entschlossen, zusammen nun nach München zurückzukehren.

Der Krondomänen-Pächter Schäfer stellte Lola dringend vor, welcher Gefahr sie ihre Person durch die Rückkehr aussetzte u. s. w. Vergebens:

Endlich siegte die Sehnsucht nach Ruhe. Sie begab sich endlich (ungefähr 4 Uhr Morgens) in Peisners Gesellschaft in das für sie in Bereitschaft gesetzte Schlafkabinet, woselbst Beide bis 8 Uhr früh blieben.

Während des Aus- und Ankleidens hatte die Frau des Krondomänen-Pächters Schäfer Lola Beistand geleistet und diese öfters in jener Gegenwart ausgerufen: „Je veux maintenant la couronne!“

Sobald Lola und Peisner in's Schlafgemach getreten waren, fuhr der Krondomänen-Pächter eiligst nach München und hinterbrachte dem Minister v. Berks Kunde vom Geschehenen, bat dabei um Mittheilung von Verhaltungsmaßregeln. Ihm wurde die Weisung: „Es sei schon recht; die Gräfin v. Landsfeld warte nur auf ihre Effekten.“

Von der Wichtigkeit des Augenblicks überzeugt, ging Schäfer darauf zu dem Ministerfürsten Wallerstein, welcher ob des Erzählten sich sehr erstaunt zeigte und sogleich auf die Polizei schickte. Schäfer aber fuhr nach Hause, machte unterwegs dem in Nymphenburg commandirenden Rittmeister, Gra-

fen Irsch, seine Anzeige und wurde hierauf von dem Lieutenant Holzschuher mit einer halben Eskadron begleitet. Zugleich mit diesen trafen zwei Polizeibeamte in Blutenburg ein.

Lola Montez fuhr sie heftig an, drohte mit Pistolen, trat aber doch endlich in Begleitung der beiden Polizeibeamten Deichtel und Weber, Peisner's und zweier anderer Allemannen die Reise an, nachdem sie gegen den Lieutenant Holzschuher die Drohung geäußert: die Residenz würde von München nach Nürnberg verlegt werden."

Wir wollen uns diese hübsche Darstellung von Ereignissen, bei welchen ich eine Hauptrolle spielen mußte, näher betrachten.

Da die Hauptbewegung, dem Anscheine nach, von der Universität ausging, so mußte ich natürlich mit den Studenten in Verbindung gebracht werden, und da war es denn eine Verbindung, welche als meine Leibgarde hingestellt wurde. Der Student Peisner habe in meinem Hause ein förmliches Empfehlungsbüreau für Anstellungen geführt und Bescheide schriftlich und mündlich gegeben.

Wahrlich, eine hübschere Lüge konnte man nicht erfinden. Es ist wahr, sie ist so fürchterlich absurd, wie nur irgend eine Lüge sein kann, aber ist dies nicht die Taktik aller Derjenigen, welche eine Revolution erregen und im Gange erhalten wollen? Weiß man es nicht, daß, je abgeschmackter, je dummer die Lügen sind, das Volk um so eher geneigt ist, sie zu glauben? Ist es nicht eine allbekannte Erfahrung, daß in aufgeregten Zeiten — nur das Vernünftige beim Volke keinen Glauben findet?

Ich wiederhole, diese Ultramontanen haben ihre Sache sehr gut gemacht, aber wann haben die Jesuiten dies nicht gethan?

Nicht in meinem Namen protestire ich gegen so schmähliche

Beschuldigungen; es hätte noch gefehlt, daß ich mich gegen die Einfalt vertheidigen soll; aber ich halte es für meine Pflicht, in das Wespennest der Lügen zu stechen, welche einen erhabenen, wohlwollenden Monarchen in der Achtung der Welt herabzusetzen suchten.

Daß ich in den gefährlichsten Momenten der Aufregung nicht scheute, mich dem Volke zu zeigen, zeugt das noch nicht von meinem guten, reinen Gewissen?

Nein, es zeugt von ihrer Frechheit! rufen die Elenden, welche selbst nicht den Muth haben, die Wahrheit zu bekennen.

Ich habe auch gezeigt, daß ich Muth besitze, daß ich das Volk in seinem blinden Fanatismus verachte, daß ich der Gefahr zu begegnen weiß, daß ich den Tiger so wenig, wie die Schlangen scheue.

Ihr aber, die Ihr Euch meine Freunde nanntet, weil es der König war, Ihr scheuet Alles, nur die Feigheit nicht.

Wurdet Ihr nicht bleich, wie Schatten, als ich zum Könige sagte:

Sire, haben Sie nicht Kanonen?

Sire, haben Sie nicht Bajonnette?

Sire, ich wollte einst gehen, freiwillig gehen, und Sie wollten, daß ich bleiben sollte.

Ich weiche nicht, weil die Revolutionäre, weil die Wölfe in Schafspelzen es wollen.

Ihr sagtet kleinlaut: — aber auch das Volk, das Volk will es, Gräfin.

Geht, sagte ich, das Volk darf nicht wollen, was man ihm nicht gestatten will.

Ich bleibe!

Ach, — wie sie zitterte, diese Weltgeschichte in Pantalons!

Zittert, verkriecht Euch, ich werde bleiben!

Wie sie da plötzlich muthig wurden. Diese Feiglinge!

Sie zeigten Muth, — dem Volke nachzugeben.

Sie zeigten Muth, — ein Weib mit Gewalt aus der Stadt zu schaffen.

Und doch, — doch wäre ich nicht gewichen, wäre an der Seite meines königlichen Freundes geblieben, wäre lieber gestorben, hätte mich von dem Volke eher zerreißen lassen, ehe ich die Flucht ergriffen hätte, und ich würde mein Leben theuer genug verkauft haben, aber ich dachte:

Die königliche Krone wankt, von zu viel Feigheit ist sie umgeben, zu viel Verrath hat sie umsponnen, was vermögen die wenigen Getreuen gegen eine Heerde Wölfe? — Rette die Krone.

Und ich wich. — —

Erinnert Euch doch aber daran, Ihr Großsprecher, erinnert Euch daran, als das Volk, grimmig wie eine Hyäne, in meinen Garten stürmte, und wie es zurückprallte, als es sah, — wie viel mehr Muth ein Weib, wie viel mehr Muth diese verhöhnte Spanierin, als Alle ihr Kecken und Verwegenen mit dem Munde, hatte.

Habt Ihr es noch nicht gelernt, wie man stehn, wie man fallen muß, wenn das Volk rebellirt?

Die Geschichte aber mit dem Studenten Peisner, soll ich sie etwa widerlegen?

Ich strafe Euch mit tiefster Verachtung dafür.

Ich habe ihn allerdings aufgefordert, mich nach München zurückzuführen, und er hat sich dessen geweigert, und ich habe ihn einen Feigling genannt, wie so Viele, die sich Männer nennen, und habe ihm dann den Rücken zugekehrt.

Glaubt nur, hätte ich ihn in mein Schlafkabinet treten lassen, so hätte ich es aus keinem anderen Grunde gethan, als um — ihm eine Nachthaube aufzusetzen.

Ihr aber, Ihr erfindungsreichen Leute, die Ihr es so gut versteht, mich zu charakterisiren, — laßt Euch eine Schellenkappe machen.

Wahrhaftig! — Ihr habt sie sehr verdient.

Hundertsiebenundsechszigstes Kapitel.

Die weiteren Ereignisse in München, meine Rückkehr und die Abdankung des Königs.

Wie gewöhnlich, horchte Deutschland, — das man nicht mit Unrecht oft Frankreichs Affen genannt hat, — hoch auf, als ihm die Pariser Nachrichten die Kunde der wichtigen Ereignisse, welche diese wandelbare Stadt bewegt hatten, zuführte. —

Die Ultramontanen in München hatten dem Volke eine zu gute Anleitung, wie man gegen den Thron rebelliren müsse, gegeben, als daß das Volk nicht einmal auch auf seine eigene Faust eine kleine Revolution versuchen sollte. An Anlassen fehlte es ja nicht, denn was verlangt ein Volk nicht Alles, wenn es glaubt die Macht zu haben, fordern zu können?

Freilich wurde jetzt den Herren, denen ich ein Dorn im Auge war, und die ihren Zweck, mich aus Bayern zu entfernen erreicht hatten, etwas unheimlich zu Muthe. Bisher hatten sie allein die Karten gemischt und Trumpf geboten, sie hatten das Spiel in ihren Händen, nun aber hatten sie am Volke einen sehr unangenehmen gefährlichen Rivalen gefunden;

und was sie früher thaten, um ihre Herrschaft wieder zu erlangen, das mußten sie nun thun, — um ihre Existenz zu erhalten. Es war die Angst, mehr zu verlieren, als sie je verlieren konnten, welche sie jetzt antrieb, sich mit dem Volke auf den Boden der Revolution zu stellen und vom Monarchen Dinge zu verlangen, welche durchaus gegen ihre Interessen waren, um deren wegen sie das Volk aufrührerisch gemacht hatten.

Die gerechte Strafe blieb also nicht aus.

Der König aber, der Monarch mit dem edlen, erhabenen Herzen, er hat sein Wort, welches er mir in einer feierlichen Stunde gegeben, unverbrüchlich gehalten, er hat der Krone entsagt, — als er nicht mehr wahrer König sein konnte.

Er hatte es satt, über Feiglinge und ein undankbares Volk zu regieren.

Ich will die Ereignisse, welche diesen Entschluß bei ihm zur Reife brachten, nur mit den Worten „der Gegenwart" hier wiedergeben, und dann für immer von einem Lande Abschied nehmen, welches in einigen Monaten mehr Thorheiten begangen hat, als ich während meines ganzen Lebens.

Haßt mich in Gottes Namen, ihr Bayern, denn ihr werdet wohl noch nicht einsehen gelernt haben, daß es keine gute Frucht tragen kann, auf eine Frau mit Keulen zu schlagen, statt den wahren Muth gegen die wahren Feinde zu bewähren.

Ich verzeihe euch; — ob ihr euch selbst jemals verzeihen werdet?

Ha, welche Furcht du, großes, mächtiges Volk vor einer Frau hattest, wie du mit Argusaugen nach ihr spürtest und sie nicht — fandest.

Du fandest mich nicht und doch brülltest du:

Die Lola Montez ist wieder da! —

Die Lola Montez ist wieder in München. — Gnade uns Gott, wir sind verloren.

Solche Angst vor einem Weibe! —

Und während du diese komische, unwürdige Furcht hattest, Volk von München, was that diese so sehr gefürchtete Frau?

Sie rieth deinem Könige:

Sire, — das Volk hat Ihre Krone entehrt, — legen Sie sie nieder.

Die Kanonen und Bayonnette können die Flecken an einer Krone nicht mehr reinigen.

Sie haben dem Volke einmal nachgegeben; — hören Sie auf, ihm weiter zu befehlen.

Ja, während ich so sprach, zitterte Bayern, fürchteten noch die Sieger, entsetzten sich meine Feinde.

Und das Alles vor meinem Schatten.

Denn ich war nicht in München, ich hatte dem Lande einmal voll Verachtung den Rücken gekehrt, was konnte mich veranlassen, wiederzukehren?

Man suchte meinen Schatten.

Ein fürchterlich heroisches Volk, welches auf den Schatten eines Weibes Jagd macht.

Der Münchener Punch, auch gerade nicht mein Freund, doch wenigstens ein verständiger witziger Feind, hat eure Lola-Furcht gut persiflirt.

Schau' nicht um, die Lola geht 'rum! —

So schrieb der gute Punch.

Seit Donnerstag, so sagt er weiter, hat München das Ansehen, als sei die ganze Einwohnerschaft in einem Plumpsackspiel begriffen. Auf der Polizei fand man den Plumpsack nicht, die Polizei wurde aber doch geklopft. Vor dem Rathhause

steht ein Haufen Menschen. Die meisten haben die Kappen tief im Gesicht, die Hände in den Hosentaschen und die Hosen hinaufgestülpt. Was wollen diese? Sie suchen die Lola. — Zum Karlsthor herein stürzen beide Geschlechter, alt und jung, sie athmen sehr hoch und sind bis über die Augenbrauen von der beliebten Münchner Straßensubstanz bespritzt. Was wollen diese? Sie suchen die Lola! — Auf der Polizei ist ein sehr respectables Personal beeifert, die Thore auszuangeln, Fenster zu zermalmen, die Bücher umzuwerfen und die Tinte auf die Straße herabzuschütten. Was wollen sie damit? Sie suchen die Lola! Niemand stört sie in dieser patriotischen Arbeit. Ein Mann, der in der Gensd'armerie eben den Ofen zusammen schlug, sagte zum Brigadier: Nicht wahr, Sie nehmen mir nicht ungütig — wir suchen bloß — — O, ich bitte recht sehr — fiel der Brigadier unter drei Verbeugungen in's Wort — sehr schmeichelhaft, daß Sie uns das Vergnügen schenken. Ich würde Ihnen einen Stuhl anbieten, aber Ihre Herrn Collegen hatten die Güte, alle Stühle fortzutragen. Es ist richtig, die Münchener Gensd'armen wissen, wie man sich mit gebildeten Leuten zu benehmen hat. Ueberhaupt zeigte sich bei dieser Geschichte so ein herzliches Einverständniß, so ein nationales Selbstbewußtsein, daß man sich den schönsten Hoffnungen hingeben muß. Nichts mehr drängte sich zwischen Volk und Polizei; sie haben sich einander genähert, sie haben sich verstanden. Unfern von diesem vaterländischen Schauspiel kam ich in ein höchst volksthümliches Gedränge und fühlte plötzlich eine fremde Hand in meiner Tasche. Was wollen Sie? fuhr ich meinen Nachbar an. Ei, antwortete dieser, ich suche blos die Lola."*)

*) Während des Aufenthalts der Lola Montez in München machte eine preußische Zeitung folgende lustige Combination über den Tanz: Bekanntlich sagte ein berühmter Mann von Fanny Elsler, sie tanze

Ja, ihr suchtet bloß Lola, und um sie zu finden, machtet ihr eine Revolution.

Göthe; ein Anderer hat behauptet, der Tanz der Taglioni habe einen welthistorischen Inhalt. Man hat diese Männer deßhalb verspottet, aber man that ihnen Unrecht. Wir sehen jetzt eine Tänzerin hier, welche sie glänzend rechtfertigte, denn sie tanzte in allem Ernste bayrische Geschichte. Sie kennen Lola Montez. Lola Montez ist eine Spanierin; wenn ich sage, daß in ihren Adern das blaue, kastilianische Blut strömt, welches die Sonne durchglüht hat, die den Xeres kocht, so thue ich ihr Unrecht — ich glaube, sie ist einer jener Dämonen, welche der Magier von Salamanca in Phiolen gebannt hatte. Die Odyssee ihrer galanten Lebensfahrten kann ich Ihnen nicht schildern — die Feder des jüngern Crebillon ist nicht die meine, und wer möchte ohne sie an ein solches Thema sich wagen? Da sind verfängliche Darstellungen ihrer dämonischen Kunst auf einer Pariser Bühne und moralische Bedenken der Polizei über richtige Auslegung des Göthe'schen: „Erlaubt ist, was sich schickt;" Abenteuer, bei denen Dolche gegen die Brust eines unglücklichen Portiers blitzten, durch den sich ein treuloser Geliebter verläugnen läßt; Reitpeitschen-Ereignisse in Warschau; finanzielle Etourderien, auf denen sich ein großer Klavier-Virtuose als anhänglicher Schutzengel emporhebt ꝛc. ꝛc. Genug, Lola Montez ist jetzt in München und hat kaum ihr Taubenangesicht gezeigt und ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit entwickelt, als das erstaunte Volk der Bajuvaren inne wird, daß hier mehr ist, als eine Taglioni mit allem welthistorischen Inhalt. Das Volk thut den Schwur, sie zu erdrosseln, wenn sie sich zeige, und wirft ihre Scheiben ein, wenn sie an's Fenster tritt, und zwei Gensd'armen halten deßhalb an der Thüre Wache und sind desto nützlicher, seitdem Lola's und ihrer Dogge Conflikt mit einem Fuhrmanne einen förmlichen Auflauf gegen sie veranlaßte. — Daß Spanien nicht zur Ruhe kommt, begreifen wir jetzt. — Setzt doch ein einziges Echantillon aus diesem unruhigen Lande unser ganzes friedliches München in Bewegung.

Als wenn die Welt und Bayern Eins wären.

Die Schweiz ist auch ein freies Land, — ihr Bayern.

Und man fahndet dort nicht nach Weibern.

Nun, hier habt ihr noch euren Fetzen Weltgeschichte, die ihr meinetwegen fabrizirt habt, ich gebe sie euch, wie gesagt, mit euren eigenen Worten zurück.

Wenn euch der Spiegel Fratzen schneidet, meine Schuld ist es nicht:

„Die Parteien, zumal die ultramontane, beuteten diese Auftritte zu ihren Endzwecken in der Art aus, daß die Hauptstadt und das benachbarte Land in immerwährender Unruhe und Aufregung erhalten wurde: deßhalb fanden auch die Vorgänge zu Paris in der bayrischen Hauptstadt, wie vielleicht nirgendwo im mittleren Deutschland, einen empfänglichen, zündbaren Boden: deßhalb ist auch dort der Sturm eher losgebrochen, als in irgend einem Theile unseres Vaterlandes.

Die Bürger hatten häufig Zusammenkünfte, wo manche Mißstände zur Sprache kamen, unter welchen schon seit Jahren die Bevölkerung schmachtete. Die Klagen über die Polizeiwillkür und die Heimlichkeit, womit das ganze städtische Wesen betrieben wurde, traten alsbald in den Vordergrund. Man erstrebte vor Allem Gesetzlichkeit und unbeschränkte Oeffentlichkeit in den Gemeinde-Angelegenheiten. Die Aristokratie, fürchtend, das Bürgerthum möchte allein die Bewegung in die Hände nehmen, kam jetzt und suchte sich der Reformbewegung anzuschließen, ja sogar sich als leitende Genossenschaft hinzustellen. Ein großer Theil des Adels, namentlich der kirchlich gesinnte, an dessen Spitze Graf Arco-Valley steht, hatte schon seit dem Sturze Abel's eine oppositionelle Stellung gegen den König und die Regierung eingenommen. Man verschmähte es, da zu erscheinen, wo Gräfin von Landsfeld sich zeigte. Der

reiche Graf hatte selbst, um seine Freude über den Sieg des Volkes und die Vertreibung der Spanierin vor aller Welt zu zeigen, 5000 Gulden unter die arme Bevölkerung vertheilen lassen. Nach Lola's Vertreibung richtete sich der Haß der Einwohnerschaft, der Haß von Jung und Alt vorzüglich gegen den Mann, welcher sich durch die Gunst der Spanierin die wichtige Stelle eines Ministers des Innern erschlichen hatte. Der Fürst von Leiningen aber, der durch seinen wiederholten Aufenthalt am Hofe zu Windsor das selbstständige und nicht selten freisinnig aufopfernde Benehmen der Englischen Aristokratie kennen gelernt, ging jetzt damit um, durch eine Verpflanzung dieser englisch-aristokratischen Weise auf deutschen Boden dem wankenden Grunde seiner Standesgenossen neue Stützen zu geben. Diese Bemühungen, so wohlgemeint sie sein mochten, mußten natürlich ihren Zweck verfehlen, denn das während so vieler Jahrhunderte Verabsäumte kann unmöglich im Augenblicke der Gefahr mit einem Male nachgeholt werden.

Der Fürst wendete sich demnach am 1. März an den Monarchen und schrieb ihm folgende ernste, gewichtige Worte:

„Drangvollere und für die nächste Zukunft bedrohlichere Umstände für das Königthum, und somit für unser ganzes theures Vaterland, als jetzt, haben lange nicht, vielleicht nie bestanden. Gerade in diesem kritischen Zeitpunkte ist das Vertrauen aller Klassen Ihrer Unterthanen in Ew. Majestät auf das tiefste erschüttert. Es ist dieses das wahrhaft hochverrätherische Werk jener Creaturen, welche noch jetzt zwischen Ew. Majestät und Ihr Volk sich drängen; namentlich aber, daß ein Mann, der Ministerverweser v. Berks, welchen die öffentliche Meinung mit tiefer Verachtung beladet, weil er selbst Jene verrathen hat, auf deren Schultern er emporgestiegen ist, Ew. Majestät noch als Rathgeber zur Seite steht. Ew. Majestät sind vollständig über

die Ursachen getäuscht, durch welche jene Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen worden."

Der Fürst und alle Bewohner Münchens hatten ganz richtig gesehen, nur die Majestät wollte die Wahrheit nicht erkennen und noch immer nach dem bekannten Grundsatz: „Ich bin der Staat," fortregieren.

Sogar von dem fern in Würzburg weilenden Kronprinzen, welcher selbst der letzten Ständeversammlung nicht beigewohnt und die vorletzte vor ihrem Schlusse verlassen hatte, wurde auf dem Rathhause ein Schreiben vorgelesen, worin das gewaltsame revolutionäre Verfahren gegen die Landsfeld gebilligt wurde. „Die Entfernung der Unruhstifterin wäre eben auf keine andere Weise möglich gewesen."

Ein bezeichnender Zug war es in jenen Tagen, daß die Bewegungen gewöhnlich vorher angekündigt wurden. Stand doch das Militär zur Bevölkerung, und man hatte demnach gar nichts zu fürchten.

So las man am 2. März des Morgens an vielen Häusern der Straße, wo Minister Berks wohnte: „Nieder mit Berks, dem Maitressen-Minister!"

Des Abends wurde seine Wohnung gestürmt und furchtbar verwüstet. Ein Gleiches widerfuhr den Gebäuden des Ministeriums des Innern, der Regierung für Oberbayern, einem Theile der Residenz und andern königlichen Anstalten. Während das Zerstörungswerk vor sich ging, zogen zahlreiche Patrouillen vorüber, die, wie es schien, Augen hatten und nicht sahen, Ohren hatten und nicht hörten. Das Volk hatte zum Ueberflusse, um sich vor der Reiterei zu decken, in großer Schnelle in mehreren Straßen vermittelst umgestürzter Bierwagen und Fässer Barrikaden errichtet, die zum Theil erst am folgenden Tage weggeräumt wurden. Berks war in der Nacht entflohen;

seine Flucht hatte aber die Ruhe nicht hergestellt. Die aufgeregte, man kann sagen, revolutionäre Bevölkerung wogte und stürmte am 3. und 4. März in den Straßen auf und ab. Die Behörden, größtentheils ein Schreiberpersonal ohne hervorragenden Geist, ohne moralischen Muth und Talent, verloren die Besinnung; die Staatsordnung des Schreibergesindes war vollkommen aufgelöst. Die Bürgerschaft nahm jetzt die Zügel in die Hände; Bürger Rosipal, Reschreiter und einige Andere standen, wie bereits früher, an ihrer Spitze. Sie erwarben sich in diesen Tagen große Verdienste, welche von der undankbaren Menge, wie dies zu geschehen pflegt, schnell vergessen wurden. Die Wünsche der Stadt, die Wünsche der Bayern wurden in einer mit zahlreichen Unterschriften versehenen Eingabe zusammengefaßt und unmittelbar dem König überreicht.

Eine Schrift ähnlichen Inhalts, in jugendlicherer, feurigerer Sprache abgefaßt, überreichten die Studirenden. „Allgemeine Volksbewaffnung," hieß es darin, „freie Volksversammlungen, unbedingtes Associationsrecht, Freiheit der Gedanken durch die entfesselte Presse, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren mit Anklageform und Geschwornengericht, das sind die mächtigen Hebel eines einigen, freien Deutschlands zum Schutz und Schirm gegen West und Ost. Kein Kampf gegen die Republik Frankreich, so lange sie unsere Grenzmarken achtet, wenn nicht, ein deutscher Kampf, ohne Hülfe der Russen."

Fürst von Oettingen-Wallerstein suchte mit gewohnter gleißnerischer Diplomatenkunst und Zweideutigkeit den Sturm zu beschwören und Zeit zu gewinnen. Die Stände wurden, was Niemand verlangte, aufgelöst; die neugewählten Vertreter des Volkes sollten am 31. Mai zusammenkommen, um mit ihnen „die verfassungsmäßigen Wünsche des Volkes in herz-

liche Berathung zu nehmen." Das wollte man nicht, so ging die Rede von allen Seiten. Was könnte nicht Alles in der jetzigen Welt-Lage bis Ende Mai geschehen! Die jetzigen Stände reichten aus, sie möchten alsbald einberufen, mit ihnen möchte über das Wohl Bayerns, über das Wohl des Vaterlandes getagt werden. Das tausendzüngige Gerücht begann alsbald wiederum seine wunderbare Geschäftigkeit. Selbst dem in der Residenz anwesenden besonnenen Beobachter war es unmöglich, das Wahre vom Falschen, vom absichtlich Ersonnenen zu sichten. Verrath, flüsterte es von der einen Seite, lauere an allen Ecken und Enden; man ziehe Truppen aus fernen Garnisonen herbei, um die aufrührerischen Bürger mit Waffengewalt niederzuschlagen. In der That hatte auch das leichte Reiterregiment in Augsburg Befehl erhalten, vermittelst der Eisenbahn nach München zn kommen. Eine Abtheilung lag bereits in einem benachbarten Orte. „Die Stadt ist in Gefahr," erzählte man laut von der andern Seite, „die Bauern der Umgegend haben sich in Masse erhoben, sie stehen bereits vor den Thoren; sie wollen die Regierung stürzen, wollen sengen und brennen." Diese selbst in münchener Flugblättern berichtete Sage ist vollkommen erfunden, von bewaffnetem Landvolke war nirgendwo eine Spur zu finden. „Die unterste Volksklasse," jammerte die dritte furchtsame Parthei, „hat sich erhoben; sie stürmt bereits das städtische Zeughaus; sie will blutige Rache nehmen an den Verräthern und dann über alle Besitzenden herfallen." „Das verhüte Gott," schrie wie aus einem Munde die Versammlung auf dem Rathhause, wo diese falsche Nachricht verkündet wurde, „das verhüte Gott! Wir wollen die Waffen ergreifen! Wir wollen uns an die Spitze stellen und gegen die Verräther ziehen, die Generalmarsch

versuchen. Brächte die Deputation keine günstige Antwort, würden nicht alle Forderungen gewährt, so würde der Ruf „Zu den Waffen!" erschallen. Dem König müßte nur die Wahl zwischen unbedingter Einwilligung und Abdankung gelassen werden. Man hörte sogar auch das Wort Republik aussprechen, zum großen Theil wohl bloß von Leuten, welche die Tragweite ihrer Rede nicht verstanden.

Kurz vor dem Augenblicke, wo der Sturm losbrechen sollte, erschien ein Münchener Bürgerssohn, den zufällige Umstände in ungewöhnlicher Schnelle zum wichtigen Posten eines Ministerialraths emporgehoben hatten, auf dem Rathhause und las unter dem Jubel der versammelten Bürgerschaft folgende, in der Geschichte des Königreichs Bayern epochemachende Proklamation vor:

„Ich habe Mich entschlossen, die Stände Meines Reiches um Mich zu versammeln; dieselben sind auf den 16. d. M. in die Hauptstadt berufen. An die Stände des Reiches werden ungesäumt Gesetzvorlagen gelangen, unter Anderem: über die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der Minister; über vollständige Preßfreiheit; über Verbesserung der Stände-Wahl-Ordnung; über Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in die Rechtspflege mit Schwurgerichten; über die in der IX. Verfassungs-Beilage angedeutete umfassendere Fürsorge für die Staatsdiener und deren Relicten, dann deren Ausdehnung auf die übrigen Angestellten des Staats; über Verbesserung der Verhältnisse der Israeliten. Ferner ordne Ich in diesem Augenblicke die schleunige Abfassung eines Polizei-Gesetzbuches an; ebenso befehle Ich die unverzügliche Beeidigung Meines Heeres auf die Verfassung und lasse Ich von heute an die Censur über äußere und innere Angelegenheiten außer Anwendung treten. Ein großer Augenblick ist in der Entwickelung der

Staaten eingetreten. Ernst ist die Lage Deutschlands. Wie Ich für die deutsche Sache denke und fühle, davon zeugt Mein ganzes Leben. Deutschlands Einheit durch wirksame Maaßnahmen zu stärken, dem Mittelpunkte des vereinten Vaterlandes neue Kraft und nationale Bedeutsamkeit mit einer Vertretung der deutschen Nation am Bunde zu sichern und zu dem Ende die schleunige Revision der Bundesverfassung in Gemäßheit der gerechten Erwartungen Deutschlands herbeizuführen, wird Mir ein theurer Gedanke, wird Ziel Meines Strebens bleiben. Bayerns König ist stolz darauf, ein deutscher Mann zu sein."

Gegen 3 Uhr Nachmittags verkündeten nun öffentliche Anschläge den königlichen Befehl, daß das Militär noch an demselben Tage die Verfassung zu beschwören habe; der feierliche Akt selbst wurde auf 4 Uhr angesagt. Es rückte die ganze Garnison Münchens mit dem Generalstabe, den Prinzen Luitpold an der Spitze, aus; Prinz Karl, der Feldmarschall, war nicht anwesend, um den verfassungsmäßigen Eid zu leisten. Auch die beiden von Freising anwesenden Kürassier-Esquadronen und die sämmtliche Gensd'armerie von München wurden beigezogen. Eine unabsehbare Menschenmasse hatte sich auf dem Maximiliansplatze, wo die Festlichkeit vor sich ging, eingefunden. Ein Auditor sprach folgende Eidesformel vor: „Ich schwöre Treue dem Könige, Gehorsam dem Gesetze, Beobachtung der Staatsverfassung, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium." Immer ein Bataillon nach dem andern leistete den Eid mit lauter und kräftiger Stimme, dem jedesmal eine Musiksalve folgte. Die Näherstehenden unter den Zuschauern entblößten, der Heiligkeit der Sache gemäß, ihre Häupter so lange, als die Eidesformel dauerte. Ernst, feierlich und ohne die mindeste Störung ward diese wichtige Handlung zu Ende gebracht, worauf

der militärische Zug sich durch die Stadt zurückbewegte, wo er überall mit tausendfachem Lebehoch empfangen wurde. Alle Herzen waren an diesem glücklichen Tage nur der Freude, nur dem Guten geöffnet. Ein Landwehrmann war auf den schönen Einfall gekommen, auf eine große Tafel die Worte zu schreiben: „Auch die Armen sollen sich freuen." Diese Tafel wurde, unter Bedeckung einiger Mannschaft, sammt einer Geldkasse von zwei Landwehrmännern durch die Hauptstraßen der Stadt getragen, und der Gemeindebevollmächtigte und Bierbrauer Sedlmayr, welcher die Aufschrift: „Für die Armen" am Hute trug, hatte binnen einer Stunde die Summe von 988 Gulden gesammelt, welche dem Armen-Pflegschaftsrath übermacht wurde.

Die Studenten, welche in München, wie in Wien und Berlin, so viel zur glücklichen Durchführung der Bewegung beigetragen hatten, erhielten auf ihr Gesuch die Erlaubniß, sich zu einem Freicorps zu vereinigen, und Waffen aus dem Militärzeughaus. Feste reihten sich jetzt an Feste, um den großen Sieg des Volkes über die Monarchie zu verherrlichen. Die Stadt war mehrere Abende beleuchtet; von den Häusern und Palästen flaggten Fahnen und Fähnlein in Menge. Die Kunde von dem Großen, was die Münchener Bürgerschaft ohne blutigen Kampf in so wenigen Tagen errungen hatte, versetzte das ganze Königreich in freudige Bewegung. Es liefen von verschiedenen Städten und Orten Zuschriften ein, worin den Bewohnern der Hauptstadt die gebührende Anerkennung und Bewunderung gezollt wurde. Denkwürdig bleibt für alle Zeiten die Uebereinstimmung, welche in allen diesen Zuschriften, in allen Gauen des Vaterlandes stattfand: dieselben Bedürfnisse hatten dieselben Wünsche hervorgerufen. Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung aller Standesvorrechte, Befreiung des Grund

und Bodens von den Feudallasten, unbedingte Freiheit der Presse, Versammlungs- und Vereinigungsrecht, Freiheit des Glaubens und der Culte, Schutz der Personen und des Eigenthums, Schwurgerichte und Volksbewaffnung gegen innere und äußere Feinde, freie Wahl der Volksvertreter und Ausdehnung ihrer Befugnisse auf das volle Maaß der Rechte, welche von Gott und Rechtswegen einem mündigen Volke zustehen. Das Auftreten und die Haltung der Münchener war ohne Zweifel, was die Geschichte rühmend anerkennen wird, von großer Rückwirkung auf Wien und Berlin, auf das ganze deutsche Vaterland. An die schwierigen socialen Fragen scheint das deutsche Bürgerthum, wenigstens in Altbayern, wenig oder gar nicht gedacht zu haben. Als sie sich später von selbst aufdrangen, wurde der selbstsüchtige Spießbürger in allen Gauen des Vaterlandes von Angst und Schrecken überfallen. Gern hätte er jetzt die Fleischtöpfe Aegyptens an seinen Sieg gegeben. Zunftzwang und Wohlleben gilt ihm mehr als Preß- und Glaubensfreiheit.

Das dämonische Wesen, „das Mädchen aus der Fremde mit der feuchten Glut im Gazellenauge," welches so lange Zeit die Hauptstadt und das ganze Land in Bewegung gesetzt und erhalten hatte, die „maurische Gräfin Lola", wie sie der Volkswitz nannte, erschien in der Nacht vom 8. auf den 9. nochmals in München und hatte eine lange Unterredung mit ihrem königlichen Herrn und Geliebten. Der Tag, welcher die unerwartete, überraschende Kunde brachte, erweckte neuerdings das kaum beschwichtigte Mißtrauen. Man sagte laut auf den Straßen und an öffentlichen Plätzen, der König habe sich unmöglich gemacht, er müsse abdanken. Mitten unter dieser Aufregung erschienen viele gegen Lola, gegen den Hof und alle Fürsten gerichtete Flugblätter, in einer äußerst kühnen, revolutionären

Sprache abgefaßt, welche allenthalben, in den Straßen und den Wirthshäusern feilgeboten wurden.

So waren die Verhältnisse, immer mehr sah sich der König im Gedränge, immer mehr von denjenigen verlassen, welche sich „seine treuesten Freunde" nannten. Tief ergriffen über solchen Undank des Volkes, beschloß der König, die schwere Bürde der Krone abzulegen, um wieder „Er selbst" zu sein, und in wenigen Worten verkündete er dem bayrischen Volke, daß er nicht mehr regieren wolle. Die königliche Proklamation ist bekannt, doch der Vollständigkeit der geschichtlichen Epoche wegen, von der wir eben berichtet haben, will ich die gewichtigsten Worte derselben hier hinstellen. Die königliche Abdankungsurkunde lautete:

„Treu der Verfassung regierte Ich, dem Wohle des Volkes war Mein Leben geweiht; als wenn Ich eines Freistaates Beamter gewesen, so gewissenhaft ging Ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um."

Diese Worte des Königs sind hart angegriffen worden, man hat sie commentirt mit den vielen Bauten, welche der König unternommen, und mit den Geschenken, welche er mir gemacht. Ich habe mich über diesen Gegenstand genügend ausgesprochen und kann dieses Kapitel nur mit den Worten schließen:

Ihr Bayern habt das Herz eures Königs verkannt, ihr wißt nicht, oder wolltet es nicht wissen, welche erhabene Idee für Volkes Wohl in diesem Herzen lebte; nun wohlan, eine spätere unbefangene Geschichte wird über einen König richten, der zu edel dachte, um von den gemeinen Seelen verstanden zu werden, welche nichts verstehen, als vor der Macht zu kriechen — oder sie zu begeifern.

Hundertneunundsechszigstes Kapitel.

In der Schweiz.

Genf und der Genfersee. — Die Frau v. Staël. — Joseph Bonaparte. — Rousseau.

Wiederum beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens.

Von neuem war ich in die weite Welt hinausgestoßen.

Abermals betrat ich ein neues Land, eine neue Stadt.

Der Traum war vorüber.

Es war ein schöner Traum an der Seite eines Königs.

Doch blieb mir nicht seine Liebe, seine Freundschaft?

Stand ich nicht, wenn auch getrennt von ihm, unter dem Schutze seiner königlichen Großmuth?

So will ich denn in der freien Schweiz die freie Luft ihrer Berge und Seen athmen und die Vergangenheit zu vergessen suchen.

O, welch ein herrliches Land, diese Schweiz, wie leicht vergißt man in seiner erhabenen Natur das kleinliche Menschentreiben!

Das Dampfboot durchschneidet die bläulichen Fluthen, und das Ufergestade des Waadtlandes zieht vor meinen Blicken wie ein reizendes unbewegliches Gemälde vorüber. Bei Coppet

dachte ich an die erhabene Frau, welche in ihrem Schlosse, einem wahrhaft königlichen Wohnsitze, Leiden, die sie nie erfahren, mit so wahrem Gefühle schilderte; welche am Morgen die erhabensten Gedanken über Religion niederschrieb und Abends zur Belustigung ihrer Gäste Komödie spielte; welche den Widerstreit der Empfindungen auf eine so schöne Weise zu schlichten wußte, indem sie die Liebe und die Treue für das Herrlichste im Menschenleben erklärte. Ja, sie war eine bewundernswerthe Frau!

Da taucht Nyon vor mir auf, da auch Prangins. Prangins! das einsame Schloß am Ufer des Sees. Die Gemächer stehen leer, der Garten ist verödet. Dort auf der Terrasse wandelte jeden Morgen ein Mann mit sanftem und edlem Antlitze auf und nieder. Es war ein Mann, der in der Nähe geliebt, in der Ferne geachtet wurde, dessen Aufenthalt hier übrigens nicht von Dauer war. Dieser freundliche und gutmüthige Character, dieser bescheidene Einsiedler war zweimal König gewesen, König von Neapel und Madrid. Er hieß — Joseph Bonaparte.

* * *

Ich steige bei Ouchy an's Land und klettere nach Lausanne hinauf. Dort erging sich ein Mann, der seinen Hals mit einem seidenen Tuche umwickelt hatte und sich wie ein Leidender auf einen Stock stützte. Schweigend blickte er auf den See hinaus, nach dem unermeßlichen Panorama hinüber, welches der Widerschein der Alpen am Horizonte bildet, und nach dem Mont blanc, der riesenhaft wie eine unzerstörbare Pyramide über ihre höchsten Häupter emporragt. Sein rosenfarbener Schein milderte die Lichtspiegelung. Der Mann, welcher denkend diesem erhabenen Schauspiele zusah, war von unansehn-

licher Gestalt, aber seine großen, schwarzen Augen erglänzten in überraschendem Ausdruck. Wollt Ihr seinen Namen wissen? Er hieß — Chateaubriand.

* * *

Vevay! Du bist's, welches der Dichter unsterblich gemacht hat. Denn Dichter ist wohl Derjenige zu nennen, der alle Regungen der Religion, der Liebe und der Poesie, die das menschliche Herz bewegen, so tief empfunden und so herrlich ausgesprochen hat. Jean Jacques Rousseau wird ewig groß und rein dastehen. Der Diamant, welcher der Schlange die Zähne ausgebrochen hat, und das Glaubensbekenntniß des Emile werden ewig dauern, wie ein Gesang Homer's, wie ein Gedanke Plato's.

Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner negativen und zersetzenden Philosophie war nur auf's Zerstören gerichtet, ohne Achtung vor irgend etwas Bestehendem. Ein Mann aber ging aus der Menge hervor, welcher voll Schmerz sah, wie die Franzosen die Vergangenheit schmähten und ihre Religion, ihre moralischen Traditionen, ihren gesellschaftlichen Zustand, welche nur der Verbesserung bedürftig waren, der Verachtung preisgaben. Eine Revolution sah man kommen, aber es war Niemand da, welcher zu einer unbefleckten, hochherzigen und großen Revolution ermahnte. Voltaire häufte Trümmer auf Trümmer und wankte über Schutthaufen dem Grabe zu. Die Unwissenheit und die blinde Wuth richteten später auf den Trümmern das Schaffot auf. Jean Jacques hatte die göttliche Mission des Genies besser begriffen. Da er alle Philosophie der Vergangenheit zugewendet und der Zerstörung ergeben sah, so kehrte er sich der Zukunft zu und strebte darnach, aufzu-

bauen. Der Verderbtheit der Sitten setzte er die Empfindsamkeit der neuen Heloise, der leichtsinnigen Erziehung die ernste Zucht des Emile, der Gottlosigkeit die Achtung des Evangeliums, den veralteten Ideen des ancien régime die hochherzigen Illusionen des contrat social entgegen. Er jagte allerdings Paradoxen nach und trat oft der Wahrheit zu nahe; aber er lebte in einer Zeit, wo die Wahrheit das Laster, Paradoxe Tugend waren.

* * *

Ich stieg mit meinem Reisegefährten in einem kleinen Gasthofe zu Vevay ab und erwartete ungeduldig den Anbruch des Tages, um Clerens und Maillerie zu besichtigen. Beim ersten Morgenschein trat ich an's Fenster, um nach den Felsen von Maillerie, welche jenseits des Sees auftauchen, hinüberzuschauen. Aber das ganze Ufer ist mit Felsen umsäumt.

„Kellner, zeigen sie uns Maillerie!"

„„Madame befehlen — —.""

„Maillerie."

„„Das kenne ich nicht.""

„Das Dorf Maillerie, den Felsen jenseits des Sees, Vevay gegenüber."

„„Diesen Namen habe ich niemals gehört.""

„Ist's möglich? Woher sind Sie denn?"

„„Aus Vevay.""

„Das ist wahrhaftig eine Merkwürdigkeit, aus Vevay und nicht Maillerie kennen!

„„Ich höre diesen Namen zum ersten Male, es ist sicher ein sehr kleiner Ort."" —

„Haben Sie denn in Ihrem Leben niemals von Jean Jacques Rousseau gehört?“

„„O ja, Madame, ich weiß, daß es einen Mann gegeben hat, der Rousseau hieß und Bücher geschrieben hat.““

* * *

In Maillerie sprach ich einen Greis, einen Bauer, welcher mir Folgendes erzählte:

Jean Jacques hatte den See durchschifft und suchte, als er um den Felsen von Maillerie herumgekommen war, einen Felsenabsatz zu erklimmen, welcher eine freie Aussicht über den größten Theil des Sees gestattete. Als es ihm nicht gelingen wollte, wendete er sich an einen kleinen Hirten, der in der Nähe die Ziegen hütete: „Kleiner, willst Du mir dort hinaufhelfen?“ „O ja.“ „Dazu gehört aber Gewandtheit.“ „Ich will es versuchen.“ Der Kleine erklimmte nun die Spitze des Felsens, und schritt bis zum äußersten Ende desselben vor, welches sich gerade über den Absatz hinabneigte. Einige Sträucher wuchsen aus dem Felsen hervor, an diesen ließ er sich auf den Felsenabsatz herab. Rousseau folgte seinem Beispiele. Als er bei seinem Führer angelangt war, brach er in die Worte aus: „O, mein Gott! mein Gott!“ — Weiter vernahm das Kind nichts. — Die Natur entfaltete vor Rousseau's Augen ihre unerschöpfliche Pracht, nnd er vermochte nicht, sie bewundernd anzustaunen, ohne zuerst an ihren Schöpfer zu denken.

Rousseau zog aus seiner Tasche ein hörnernes Dintefaß und einige Bogen Papier hervor. „Mein Freund,“ sagte er zum Hirtenknaben, „an diesem Orte vergesse ich mich, rufe mich um 3 Uhr ab.“ Täglich wanderte nun Rousseau — so

fuhr der Greis, welcher kein anderer als dieser kleine Hirtenknabe war, fort, nach diesem Orte und schrieb immer noch um 3 Uhr. Dort entwarf Rousseau, begeistert vom Anblicke der Natur, seine herrlichen, unnachahmlichen Schilderungen, dort schrieb er die Briefe an Julie und gab der glühenden Leidenschaft, die seine Seele verzehrte, Worte. Dort schrieb er die liebeathmenden Worte: O Julie! Du kennst den alten Gebrauch des Leukadischen Felsens, dieses letzten Zufluchtsortes so vieler unglücklichen Liebenden; dieser hier ist ihm sehr ähnlich, der Fels ist steil, das Wasser tief, und ich bin in Verzweiflung.

Ich wollte den Felsenabsatz besteigen, um mich daselbst in süße Träume zu wiegen. In Gedanken schon dort weilend, rief ich mit Saint-Preue aus: Julie, hier seufzte der frömmste Liebhaber für Dich! — Eitle Hoffnung! — Die große Simplonsstraße geht in dieser Richtung, und der Felsen von Maillerie und alle poetischen Erinnerungen sind in die Luft gesprengt. Der Greis war das einzige Ueberbleibsel dieser Geschichte. —

* * *

Von Genf und den Genfern giebt es genug zu sprechen. Woher aber den Muth nehmen? In keiner anderen Stadt sind die Menschen so empfindlich. Herr Raoul-Rochette — Calvins Schatten möge es ihm verzeihen — war einmal so verwegen zu schreiben, in Genf finde man die Feinheit und Urbanität des Comtoirs. Dieser Ausspruch brachte eine so allgemeine Gährung und Erbitterung hervor, daß der gelehrte Akademiker sich genöthigt sah, in einem öffentlichen Blatte zu erklären, er habe die beste Absicht bei diesem Ausspruche gehabt.

* * *

Es giebt in Genf, in dieser Republik, zwei Aristokratien, eine Geld- und eine Gelehrten-Aristokratie. Die Gelehrten verachten die Ignoranten, wie die Reichen die Armen. Die Reichen und die Gelehrten bewohnen den oberen Theil der Stadt. Der Fremde allein kann die ungeheure Kluft ermessen, welche beide Klassen der Gesellschaft trennt. Die Einführung der Gleichheit würde eine ungeheure Verwirrung der Republik zur Folge haben, ich meine nämlich die Gleichheit der Sitten. Wissenschaft, Gesetzgebung, Chemie, Botanik sind vorzugsweise im oberen Theil der Stadt zu Hause. Dort sind auch die bedeutendsten Comtoirs. Im unteren Theil haben sich der Handel, die Uhrmacher, die schönen Künste und der gesunde Menschenverstand angesiedelt.

* * *

Wer Genf recht kennen lernen will, der muß es Sonntags todt und schweigsam wie Pompeji sehen. Ein Kaufmann, der sich einfallen ließe, Sonntags seinen Laden zu öffnen, würde eine Revolution herbeiführen, und wagte er diese Verwegenheit während der Predigt, so würde er sein Leben auf's Spiel setzen. Die Genfer sind nicht liebenswürdig, ihre Frauen würden es sein, wenn sie den Muth hätten. Zwar sind die Männer beschäftigt, — aber das Auge des Pastoren hält strenge Wache. Mildthätigkeit wird in Genf genug geübt, wenn man hierunter bloß Geldunterstützung an die Armen und selbst die Bemühungen zur Verbesserung des Strafsystems versteht. Hinsichtlich der Prüderie der Sitten und der boshaften Nachreden ist aber Genf nicht besser, als ein Dorf, und die Nachsicht gegen die Fehler der Nächsten ist gänzlich unbekannt.

* * *

Das Glockenspiel zu Genf spielt jeden Abend um 9 Uhr die Arie des „Clair de la Lune". Wenn die Arie zu Ende ist, werden die Thore unwiderruflich geschlossen. Ein Engländer wollte einst nach der Zeit eingelassen werden, man hielt ihm den unabänderlichen Befehl der Polizei entgegen. „Ich will bezahlen." „Mylord, das Gesetz ist für Jedermann, so ist's Gebrauch in der Republik." Die Republik! murmelte der Engländer; dann fragte er mit der Hand in die Westentasche greifend: „Wieviel wollt ihr für eure Republik haben?"

* *
*

Lord Byron wohnte am Ufer des See's im Dorfe Cologny. Der Anblick des See's begeisterte ihn. „Schöne See!" ruft Child-Harold aus, „Du erinnerst mich nicht an die unreine Welt, welche ich fliehe. Sonst schwelgte ich im Wellengetöse des zürnenden Oceans; aber die Stimme deiner Wogen ist die einer geliebten Schwester. Ich höre sie; sie wirft mir die düsteren Freuden der Vergangenheit vor." Als Lord Byron aus den Wellen die verfallenen Thürme des Schlosses Chillon auftauchen sah, da durchdrang seine Seele das Gefühl, wie schrecklich eine lange Gefangenschaft an diesem Orte sein müsse. Es war Niemand vorhanden, der ihm die Geschichte Bonnivand's hätte erzählen können. Da bevölkerte der Dichter diesen Ort mit den Gebilden seiner Phantasie. Wer könnte aber wohl die Leiden des Gefangenen von Chillon mit trockenen Augen lesen?

* *
*

Lord Byron brachte, wie alle Fremden, Empfehlungsbriefe mit nach Genf. Er besuchte die Aristokratie der Stadt, d. h. die Kaufleute und Gelehrten. Mehrere Professoren der Aka-

demie nahmen ihn natürlich sehr zuvorkommend auf, und der Dichter lud sie zu sich nach Cologny ein. Als der Tag da war, machte sich die Gesellschaft auf den Weg. In des Dichters Behausung wird ihnen gesagt, derselbe sei ausgegangen. „Vermuthlich kömmt er bald wieder?" „Nein, meine Herren, Mylord hat den See Wellen schlagen sehen; er liebt den Sturm und hat dem Schiffer befohlen, ihn nach dem Schlosse Chillon zu fahren." — „Wissen Sie das bestimmt?" — „Ganz bestimmt." — „Und er hat keinen Befehl hinterlassen?" — „Keinen! Er hat gesagt, daß er zum Mittagessen nicht zurückkehren würde." — An jedem anderen Orte wäre dieser Vorfall unangenehm gewesen; in Genf wurde die Mystification durch die Würde der Personen, denen so übel mitgespielt war, noch belustigender. Die Herren Professoren kehrten hungrig nach der Stadt zurück; aus Furcht vor den Sarkasmen beschlossen sie aber, die Sache geheim zu halten.

* * *

Wenn man nach einer Situation, wie die meinige in München war, wenn man nach einem so wechselvollen Schicksale sich so plötzlich an den Genfersee versetzt sieht, dann muß man unwillkührlich mit Child-Harold rufen: Du erinnerst mich nicht an die unreine Welt, welche ich fliehe. Wirft man dann aber einen Blick auf Genf's Wetterdächer, dann wird man wieder inmitten des wogenden Lebens geschleudert, dann treten plötzlich wieder alle Kämpfe des Menschendaseins mit seinen Thorheiten, seinen Nichtigkeiten, seinen Jämmerlichkeiten, seinem Wahne vor unsere Seele.

Genf, diese kleine Stadt von vielleicht nur 40000 Einwohnern, fehlt es seiner Geschichte an irgend einem Gräuel,

an irgend einer Schande, welche die Geschichte der größten Staaten des Despotismus beflecken? —

Calvin! Rousseau! Voltaire! Welche drei Geister schweben über dieser Stadt, deren hügeliger Boden blutgetränkt ist, deren Geschichte trotz der großen Intelligenz, welche hier geboren wurde, so unheimlich düster und traurig ist, als hätte niemals ein besserer Genius in ihren Mauern geweilt.

Hundertneunundsechszigstes Kapitel.

Die Geschichte einer Republik.

Der Cultus der Bank. — Necker. — Ein Esel bringt den Genfern die Freiheit.

Was das alte Genf an Reformatoren von Frankreich erhalten, hat ihm das neue an Revolutionären und Doktrinären zurückgegeben. —

Genf ist nicht Norden und noch nicht Süden, noch nicht ganz Frankreich und auch nicht Italien, weder eine große noch eine kleine Stadt, weder Hauptstadt noch Provinz, weder Fisch noch Fleisch, weder Universität noch Kapelle, sondern ein merkwürdiges Mittelding mit großer Arroganz seiner adeligen Bürger und seiner räsonnirenden Gelehrten.

Wenn es jemals eine Gesellschaft verdient hat von der Volksfluth ersäuft zu werden, so ist es dieses Bürgerthum, das sich den andern Klassen gegenüber mit großen Prinzipien der Freiheit brüstet. Dieses Bürgerthum griff den Adel an aus Groll darüber, daß es nicht auf dem Fuße der Gleichheit mit ihm stand, und es untergrub rechts und links die sonstige große Europäische Gesellschaft, um seiner Eitelkeit zu genügen.

Genf war der Heerd, auf welchem alle jene kleinen Pfeile geschmiedet wurden, welche nicht mit einem Male zu Tode werfen, sondern durch ein unaufhörliches böses Kitzeln reizen, erbittern und desorganisiren.

Die Bürgerschaft, wie man sie in Frankreich versteht und wie man sie in andern Ländern zu fühlen anfängt, hatte in Genf ihren ersten Tempel und ihre ersten Apostel.

Der Cultus der Bank steht dem Cultus Calvins gleich, und das Geldverdienen liegt unmittelbar neben der Bibel. Der Gott des Discontirens ging von hier nach Frankreich, um die Könige und Völker zu beherrschen.

Genf und Necker stehen in meinen Gedanken immer beisammen, Necker, der nicht nur den Funken in die brennbaren Stoffe warf, sondern dieselben auch noch so viel als möglich vermehrte. Er, ein reines Erzeugniß des Genfer Geistes, war der vollständigste Ausdruck der Phrasenmacherei und der politischen Ohnmacht. Aus Sorglosigkeit wie aus Bürgerglaube bahnte er den Weg, den der königliche Märtyrer von den Tuilerien nach dem Schaffotte zurücklegen sollte. Er entzündete den entsetzlichsten Brand, um das Vergnügen zu haben, sich geltend zu machen, und gedachte ihn in bürgerlicher, Genfer Weise durch langweilige Redensarten wieder löschen zu können. —

Die Minerva Genfs ist die Frau von Staël. Sie wird hier fast vergöttert. Sie war, aller persönlichen Liebenswürdigkeit ungeachtet, die Hand, welche, sicher ohne einmal zu ahnen, die ersten Holzstücke zu dem Schaffotte der Marie Antoinette herbei trug, jener schönen Blüthe eines fleckenlosen Geschlechtes, eines Opfers, das als der reinste Ausdruck des ritterlichen und adeligen Sinnes ausgewählt wurde und bluten mußte. Es gab damals immer eine Frau, welche die Leidenschaften des

Augenblicks in sich vereinigte. Nach Marie Antoinette kam Frau von Staël für das doktrinäre Bürgerthum, Madame Roland für das republikanische Bürgerthum und die Strickerinnen endlich für den schrecklichen „Berg".

Frau von Staël suchte das Canapé auf den Trümmern des Thrones und den Großvaterstuhl statt des Sessels der Herzoginnen aufzustellen, auf dem sie sich allerdings gern selbst niedergesetzt hätte.

Auf den Genfer Thalern steht: **Post tenebras lux.** So ist es seit Calvin. — Jeder Genfer hält sich für einen Strahl oder gar für das ganze Licht. Man erkennt ihn überall, wo man ihm begegnet, an dem anmaßenden Wesen, das er besitzt. Die Genfer schreiten stolz einher wie Pfauen. Sie sind geboren und vorherbestimmt, um weiße, große, gesteifte Kravatten und das rothe Band im Knopfloch zu tragen.

In keiner Stadt Frankreichs, ja in keiner preußischen und russischen Stadt wird man so viele mit Orden geschmückte Männer finden, als in dieser stolzen Republik. Paris lag ja aber auch so nahe, und die Vorzimmer der Minister und einflußreiche Herren sind so geräumig! —

Dagegen wird man aber auch selten in einer andern Stadt auf den Promenaden, Straßen und Plätzen Leute sehen, welche so viele äußere Zeichen des Wohlstandes und der Reinlichkeit an sich tragen. Alle sehen selbst am Sonnabend wie Krämer im Sonntagsstaate aus, und die Damen, die eleganten und nicht eleganten, scheinen alle achtbare Genferinnen zu sein, woran aber, wie gesagt, die Pastoren ihren guten Antheil haben mögen! —

Der kriegerische Löwe fand sich auch hier, wie anderwärts, und das hat seine Ursachen. Die ganze respectvolle Bürgerschaft spielt nämlich Soldaten. Aber man bemerkt

hier nicht die kräftige Breitschultrigkeit der anderen Cantone: es ist vielmehr die Pariser Nationalgarde mit dem Voltigeurbauche und dem schönsten Sonntagsputze. Ein zahlreicher Stab galoppirte umher und zog den Degen bald aus der Scheide, bald steckte er ihn wieder ein; kurz, es gab einen Ueberfluß von wichtigen Personen bei der Musterung von drei Bataillonen friedlicher Bürger.

Wenn die Manöver, welche ich zufällig ansah, außerordentlich kriegerisch waren, so wurde die Rückkehr der Bürgerkohorte gar ein kriegerischer Triumphzug. Fast die ganze Einwohnerschaft, die, welche die ersten Etagen bewohnt, und die, welche aus dem Dachstübchen herabgestiegen war, wanderte in Masse aus der Stadt hinaus, die Wälle, die Wege, die Hecken waren mit Menschen bedeckt und überfüllt, und es gab Begrüßungen, Lächeln, Glückwünsche und sogar Bravo's, als wenn die tapfern Truppen einen neuen Angriff der Savoyer zurückgeschlagen hätten. Und die Legionen zogen stolz und aufgeblasen zwischen diesen Menschenreihen hindurch.

Um ein drohendes Aussehen zu erhalten, umgiebt sich Genf mit einem Gürtel von Wällen, Brustwehren, Glacis und anderen Außenwerken einer Festung, — ungefähr wie Jemand sich in ein weißes Tuch hüllt, um Weiber und Kinder zu erschrecken. Wenn der Fall eintreten sollte, würden die Franzosen alles das mit einem Fußtritte dem Boden gleich machen und über die dicken Wanste der Vertheidiger hinwegschreiten.

Man rühmt übrigens, daß die Genfer Muth und republikanischen Eifer besitzen. Nichts fürchten sie mehr, so heißt es weiter, als die Eroberungslust der Franzosen, und nichts jagt ihnen größeren Schrecken ein, als der Gedanke, von diesen unbequemen Nachbaren einmal wieder in die Tasche gesteckt und als Departement des ruhmreichen Frankreichs der großen

Nation als ein kleines Geschenk überreicht zu werden. So offenbarte sich der Unabhängigkeitssinn der Genfer namentlich bei der Gelegenheit, als Frankreich wegen des Aufenthalts des Prinzen Louis Napoleon in der Schweiz ein Heer an der Schweizer Grenze sammelte, ein Heer, welches so eben diesem Louis Napoleon geholfen hat, einen Staatsstreich auszuführen. Damals eilten in der That alle Genfer mit Schaufeln und Hacken auf die Wälle, um an deren Verstärkung zu arbeiten. Aller Zwist war vergessen, die Begeisterung ergriff alle Klassen, selbst die Damen legten mit Hand an's Werk, und die Franzosen, wären sie wirklich gekommen, hätten vielleicht einen stärkeren Widerstand, als sie hofften, zu überwinden gehabt.

Trotzdem beklagen sich die anderen Schweizer, daß Genf seit langer Zeit schon keiner schweizerischen, sondern einer französischen Politik huldige, und daß es sich bei den letzten Unruhen den liberalen Cantonen nicht angeschlossen habe.

Wenn gegen nichts, so möchte ich gegen diese Vorwürfe die guten Genfer in Schutz nehmen.

Aber auch die Geschichte dieses Cantons nimmt Genf gegen diese Vorwürfe in Schutz; denn wenn sie solche auch nicht als grundlos darstellt, so entschuldigt sie solche wenigstens.

Die Geschichte dieses Freistaates ist zu merkwürdig, um nicht einen Augenblick bei ihr zu verweilen.

Seit dem 4. Jahrhundert war Genf ein Bischofssitz. Die Bischöfe von Genf waren, wie alle Bischöfe und geistlichen Herren damals, kleine Päpste, welche sämmtliche Hoheitsrechte souveräner Fürsten an sich zu bringen wußten und ausübten. Daher waren in der Zeit, da sich das Patriziat, d. h. im modernen Sinne der Bürger-Adel, zu bilden begann, also im 13. Jahrhundert, beständige Fehden zwischen den Bischöfen, den Grafen von Genf und den Bürgern. Aus diesen Zwistigkeiten

brachten die Bürger manche Rechte heim, die sie sich nicht leicht wieder nehmen ließen. Dennoch aber vermochten sie nichts gegen die mächtigen Herren, welche das kleine Land umgaben; und die Grafen von Savoyen, welche die gräflichen Rechte über Genf dem letzten Grafen von Genf abgekauft hatten, zögerten nicht, diese geltend zu machen, um ihre ehrgeizigen Absichten durchzusetzen. Das Haus Savoyen machte nun den Schiedsrichter zwischen dem Bischofe und den Grafen von Genf und setzte Mitglieder der gräflichen Familie zu Bischöfen ein. Die Bürger aber gewannen bei dieser Maßregel nichts, als daß sie jetzt vom Bischof und Grafen gemeinsam bedrängt wurden und sich nun durch Bündnisse mit Bern und Freiburg zu retten suchten.

Dieses Bündnisses ungeachtet steigerte sich der Druck und der Unwillen immer mehr, bis sich endlich ein Eselsschwanz in's Mittel legte und der Urheber der Genfer Freiheit wurde.

Die Sache verhielt sich also.

Ein Paar junge, übermüthige, vielleicht berauschte Bürger schnitten einem Esel *), welcher dem Großrichter Grossi gehörte, den Schwanz ab und führten ihn so durch die Straßen, indem sie ausriefen: Wer kauft das beste Stück von dem gro-

---

*) Seitdem diese Geschichte mit dem Eselsschwanze vorgefallen ist, und die Genfer ihm die Freiheit zu verdanken haben, scheinen sie mit diesem Thiere eben solche Abgötterei zu treiben, wie die Aegypter mit ihrem göttlichen Ochsen, dem Apis. Es scheint jedenfalls sehr bevorzugt zu sein. Man sieht in Genf eine Unzahl von Eseln, die Landbewohner führen täglich ihre Vorräthe mit einem Eselsgespann nach der Stadt, und es währt lange, ehe man sich an das unharmonische Eselsgeschrei gewöhnt hat, welches in allen Straßen Genfs unsere Ohren auf eine sehr unangenehme Weise belästigt.

ßen Esel? — Dieses bezog der Großrichter auf sich. Nun wurden die Urheber gestraft und verbannt, es entstand ein Krieg, Bern und Freiburg leisteten Hülfe, und die Sache endete mit der Niederlage Savoyens und der Flucht des Bischofs.

Seit dieser Zeit ist Genf frei.

Die Reformationskämpfe hatten natürlich auf diese politischen Zwistigkeiten einen bedeutenden Einfluß. In Genf, im ganzen Waadtlande hing das Volk der neuen Lehre an, welche der Herzog von Savoyen und der Bischof auf's Grausamste verfolgten, aus diesen hieraus entstehenden Kriegen Savoyens mit Bern, Freiburg und Wallis, ging Genf als selbstständiger Freistaat hervor.

Aber es erging diesem Freistaate wie allen andern Schweizerischen Republiken. Eine herrschsüchtige Aristokratie nahm die Stelle der Bischöfe, Grafen und Herzöge ein, welche sich, um sich zu behaupten und da sie den Haß des Volkes auf sich gezogen hatte, mit der Aristokratie von Bern und Zürich verbinden mußte.

Dies geschah im Jahre 1707; ein fürchterliches Blutbad, in welchem die Anführer des Volkes niedergemetzelt und hingerichtet wurden, war die Folge dieser Auflehnung gegen die herrschenden Familien.

Die Bürger lagen in dieser Republik mit den sie regierenden Familien eben so in Streit, wie anderswo die Völker mit den Monarchen, die verschiedenen Republiken mußten sich mehremals gegenseitig zur Behauptung der herrschenden Familien unterstützen, aber Anno 1782 wurde die Regierung in Genf vom Volke auseinander gesprengt; doch führten sie Frankreich, Savoyen und Bern wieder zurück, und ein fürchterliches Strafgericht erging über die Volkspartei. Fast alle Rechte der Bürgerschaft wurden aufgehoben, harte Verfol-

gung traf jeden, welcher bei den Unruhen betheiligt war, und die Genfer Rathsherren, welche schon früher Rousseau's Schriften durch Henkershand hatten verbrennen lassen, unterdrückten jetzt alle Bücher und Zeitungen, welche die Zustände der Republik besprachen, und hielten durch eine starke Garnison die Bürgerschaft nieder.

Die französische Revolution machte diesen Zuständen ein Ende, auch hier stürzte das politische Gebäude so vieler Jahrhunderte, welches gleichwohl nur durch Gewalt aufrecht erhalten worden war, morsch zusammen. Das Volk fiel über die herrschende Partei her, und alle Furien der Rache für Jahrhunderte langen Druck wurden losgelassen. Ganze zwei Jahre hindurch regierte ein Revolutions-Tribunal in Genf, bis endlich 1796 die Ruhe und Ordnung einigermaßen wieder hergestellt wurde. Die Rechte der Bürger wurden in einer Verfassung festgestellt, vollkommene Gleichheit eingeführt, die Republik erholte sich allmählig wieder, wurde aber 1798 dem französischen Reiche einverleibt, von welchem sie erst 1814 wieder losgetrennt wurde.

Genf wurde ein Schweizerkanton, und seine Verfassung erhielt wieder ein aristokratisches Uebergewicht, bis abermals von Frankreich aus der Impuls zu einer neuen Umgestaltung der Dinge gegeben wurde, welche indessen das Heft der Regierung auch nur in den Händen der Geldaristokratie ließ. 1841 änderte sich dieses in etwas, es wurde eine Constitution entworfen, welche die Souveränetät des Volkes proclamirte und den Genfern von ihrem 21. Jahre an, mit Ausnahme der Bescholtenen, Falliten und Almosenempfänger, die Wahlrechte zusicherte. Daneben wurden alle übrigen staatsbürgerlichen Freiheiten: Preßfreiheit, Associationsrecht, Geschwornengerichte, Lehr- und Lernfreiheit eingeführt, und bei Allem

diesem — blieb die Regierung vor wie nach in den Händen der Geldaristokratie.

Konnte dieses anders sein?

Wird es je anders sein?

Wird nicht in Genf wie überall das Proleteriat von den Besitzenden abhängig bleiben?

Ist die Gleichheit vor dem Gesetze mehr als eine Phrase? Wird sie ohne die Gleichheit des Besitzes für das Volk von irgend einem besonderen praktischen Werthe sein? —

Und ist die Gleichheit des Besitzes nicht für alle Zeiten ein Ding der Unmöglichkeit?

Giebt eine sechstausendjährige Geschichte nicht Zeugniß dafür?

Helft euch aus diesem Dilemma heraus, ihr staats- und superklugen Volksvertheidiger, denen keine Regierung recht ist, keine Regierung volksthümlich genug scheint, und die dennoch sich eingestehen müssen, daß ihre Idee unausführbar und gegen alle bisherige Erfahrung sei. —

Hoffentlich werdet ihr nicht glauben, daß es die Pflicht eines Weibes sei, euch aus diesem Dilemma herauszuführen.

Aber es wäre recht gut, ihr Volksmenschen, wenn ihr alle nach den gesegneten Ländern der Freiheit, nach Amerika und der Schweiz auswandertet, ich glaube, ihr würdet noch einmal so klug wieder heimkehren.

Warum verbieten die Regierungen ihren Unterthanen, die Schweiz zu besuchen?

Warum wird dieses Land als ein Sammelplatz der revolutionären Propaganda verschrieen, warum wird es mit scheelen Augen angesehen? —

Wäre ich Regent eines unruhigen Volkes, ich würde wo möglich alle unruhigen Köpfe auf ein oder ein paar Jahre

nach der Schweiz verbannen, und ich bin gewiß, daß sie die besten Unterthanen sein werden, wenn sie zurückkehren.

Es giebt keinen politischen Flüchtling in der Schweiz, welcher nicht mit völlig verkehrten Begriffen von Schweizer-Freiheit hierher gekommen wäre, und nur zu bald, völlig enttäuscht, die republikanische Freiheit eines Landes zu rühmen aufhören wird, welches bisher sein Ideal gewesen.

Selbst die eherne Statue Rousseau's wird den Freiheitsschwärmern nicht gefährlich. Wie hätte es sonst die Regierung auch über sich vermocht, ihm ein solches Denkmal zu setzen? — Wenn das Volk von Genf seine Regenten beunruhigen will, dann zieht es bei diesem Denkmal vorüber, um den Verfasser „des bürgerlichen Vertrags" und den Mann zu begrüßen, der von chimärischer Freiheit träumte.

Aber das ist ja eine ganz unschädliche Demonstration.

Der Friedhof hat mich einigermaßen mit den Genfern, diesen trocknen Geldmenschen und kalten Rechnungsmaschinen versöhnt, überall sind Ruhebänke neben den Gräbern angebracht. Die Lieben kommen also bisweilen dahin, um diesen geweihten Ort zu betrachten. Der Tod hat nicht alle Banden zerrissen, und der traurige Cultus der Andacht und der Erinnerungen unterhält die Verbindung mit denen, die man verloren hat. Das ist rührend. Das Herz führt an das Grab und hält da fest, und in diese Huldigung des Schmerzes mischt sich nichts Weltliches.

Ich traf bei diesen Gräbern einen polnischen Grafen, den Herrn A. v. G....i. Er hatte Deutschland und Frankreich bereist und gedachte sich längere Zeit in der Schweiz aufzuhalten, um auch dieses Land zu studiren.

Wir vertieften uns in ein Gespräch, und zu meiner Ver-

wunderung bemerkte ich, daß dieser polnische Graf die politische Lage anders beurtheilte, als sie die Polen gewöhnlich zu beurtheilen pflegen.

Dieser Graf lobte Alles, was seine Landsleute gewöhnlich zu tadeln pflegen, und selbst mit den Jesuiten schien er auf sehr gutem Fuße zu stehen

Ich wurde ein wenig heftig, als er von den Jesuiten sprach, ich hatte Ursache genug, kein gutes Haar an ihnen zu lassen, aber der Graf blieb bei dem Allem sehr gelassen und sagte mir:

Bereisen Sie die ganze Schweiz und gehen Sie dann nach Freiburg, wo die Jesuiten ihren Sitz haben, vielleicht kommen Sie dann auf andere Gedanken.

Meine Meinung über die Jesuiten steht bei mir fest.

Sie werden sie ändern.

Es müßte ein Wunder geschehen.

Sie müßten nur unbefangen beobachten.

Ich besitze kein Vorurtheil gegen irgend Jemand, meinen Ansichten liegen Erfahrungen zu Grunde.

Sie werden dort andere Erfahrungen machen.

Nun, lassen Sie hören, welche Erfahrungen haben Sie in Freiburg über die Jesuiten gemacht?

Das ist etwas, was sich nicht in aller Kürze mittheilen läßt.

Nun, so wählen Sie längere Zeit, ich rechne auf das Vergnügen, Sie recht bald bei mir zu sehen.

Der Graf gab mir das Versprechen und schon am andern Tage erhielt ich seinen Besuch.

Ich habe so viel Böses von den Jesuiten gesprochen, und ich hatte Recht.

Auch jetzt noch habe ich keine andere Meinung von diesem

Orden bekommen, welcher sich mit so vielem Fluche belastet hat.

Aber ich will das wiederholen, was mir der Graf gesagt hat, und welches gerade jetzt wieder so große Bedeutung gewonnen hat, da die Regierungen zum großen Theil jetzt ähnlichen Prinzipien zu huldigen scheinen.

Hundertundsiebenzigstes Kapitel.

Die Jesuiten.

Durch die Intelligenz zweier Jahrhunderte sind die Jesuiten, diese entsetzlichen Gespenster, bekämpft worden. Wie die ganze Generation, welcher ich angehöre, hatte ich mehr oder minder alle Anklagen gegen die Jesuiten und den Jesuitismus gelesen. Es ist nicht allzu lange her, daß ich auf meiner Reise durch Deutschland überall von dem „ewigen Juden" verfolgt wurde, den ich auf jedem Tische, in jedem Journale, im Schaufenster jedes Buchhändlers, in den Hütten wie in den Palästen fand. Auch in Freiburg begegnete er mir, obwohl, aus Furcht vor dem Rosenkranze der Jesuiten, nur im Geheimen.

Ich war hier an der Quelle, ich wollte einmal von Angesicht zu Angesicht den Orden kennen lernen, welchen der unversöhnliche Haß seiner Feinde schon zu etwas Großem macht. Oftmals zu Boden geworfen von denen, für welche sie in die Schranken traten, für die sie so tapfer gekämpft hatten, verlassen, verhöhnt, niedergedrückt und verfolgt, sind die Jesuiten dennoch niemals vernichtet worden. Denn nie gaben sie die

Hoffnung auf, niemals verleugneten sie ihre Grundsätze; im Kampfe stolz und ergeben, warfen sie, so lange ihnen nur noch ein Lebensfunke übrig blieb, den Fehdehandschuh hin, schleuderten den Bannstrahl demjenigen entgegen, was sie mit Recht oder Unrecht für den Geist des Bösen, was sie für eine gefährliche Tendenz oder eine böse Leidenschaft der Zeit hielten.

Dieser Muth im Ausharren und Leiden, diese unzerstörbare Zähigkeit erregte Entsetzen.

Königthum und Adel, Papstthum und Geistlichkeit, Alle haben vor den sogenannten modernen oder emancipirenden Ideen, welche unsere Zeit zersetzen und völlig umformen, das Haupt geneigt, sich gebeugt und ergeben. Aber alle haben es nur mit Widerstreben, mit inneren Verwünschungen gethan. Die Jesuiten, diese muthigen Dulder nur allein, haben sich offen dem reißenden Strome entgegen geworfen, welcher die Vergangenheit überbraust, und alles Ueberlieferte vernichtet und mit sich in den Abgrund reißt.

Und bei dem Anblicke einer so unbeugsamen Organisation sollte man nicht ergriffen werden! — Wenn der Rost alle Stäbe zerfressen hat, auf welche sie sich stützen, wenn sie einen Wagen ziehen, dessen Räder abfallen und in Stücke brechen, dann bleibt ihnen wahrlich wenig Hoffnung zum Siegen: aber einen Muth, welcher dennoch bis zum letzten Athemzuge ausharrt, muß man bewundern, wenn man auch kein Freund der Jesuiten ist; ohne ihnen den Sieg zu wünschen, kann man es dennoch wohl unterlassen, sie mit Koth zu werfen. —

Die Jesuiten vertheidigen die Vergangenheit, welcher sie angehören; wissen sie, ob sie eine Zukunft haben werden? —

Ich glaube nicht, aber zwingen uns nicht alle großen, gewaltigen Erscheinungen, und wären sie auch noch so entgegengesetzt, die Sieger und die Besiegten, Cäsar und Cincinnatus,

Huß auf dem Scheiterhaufen und der Papst unter der dreifachen Krone Bewunderung auf?

Die Jesuiten wirken auf die geistige und weltliche Herrschaft der Kirche. Dieser Kampf ist ein alter, welcher mit dem ersten Lichtscheine begann, der das Mittelalter durchzuckte. Die zum Selbstbewußtsein und zur Kraft gelangte bürgerliche Gesellschaft war immer bestrebt, den Einfluß der Kirche zu schwächen und sich ihrer Ueberwachung zu entziehen. Entweder die Kirche oder der Staat muß die Oberhand behalten. Kann die Kirche unabhängig und neben der bürgerlich constituirten Macht eines Landes gehen, und ist nicht das Streben nach Herrschaft allen denen natürlich, die sich stark fühlen und an einer organisirenden Idee festhalten?

Die Frage wird auf dem Punkte, auf welchem sie jetzt steht, immer verwickelter. Die Kirche vermag die Gesellschaft und den Staat nicht mehr zu beherrschen, dieser muß vielmehr jetzt die starke Stütze des Cultus sein.

Nachdem das Papstthum das Herz der Völker in jenen Felsen umgewandelt hat, auf welchem der Heiland sein Reich gründete, wird es niemals jene Einheit wieder erlangen, die in seinen eigenen Händen auseinander gerissen wurde.

Das Papstthum hat die Menschheit erzogen. Für alle Zeiten sind durch seine Jahrhunderte lange Arbeit Religion und Cultus unzerstörbar geworden. Jede Gewalt, jede Regierung, jede Gesellschaft trägt das Gefühl in sich, nur in der Religion die Kraft zu finden, die Licht und Leben giebt.

Wer wirft sich vor der Vergangenheit dieser päpstlichen Gewalt nicht nieder und wer kann verkennen, wie viel Poesie und Wahrheit sie in die Welt brachte? Aber das geheimnißvolle Band, das die Völker an sie knüpfte, ist zerrissen und verschwindet je mehr und mehr.

Die Einheit und die Stärke sind die Urbedingungen der Gesellschaft, die eine kann ohne die andere nicht bestehen. Die Menschheit unterwirft sich ihnen und sucht sie auf. Sie empfindet vielleicht jetzt schmerzlich, was sie verlor, als Saiten zerrissen, die sie sonst gebunden hielten, und die unter dem geistlichen Einflusse so wohllautend tönten. Der ohrzerreißende Klang des Augenblickes der Trennung ist noch nicht verklungen. Wird aber die Weltgeschichte jemals rückwärts gehen?

Die alleinige Bürgschaft der Kirche liegt in ihrer Oberherrschafft. Da ist die stärkste Einheit, da ist der Schild gegen die so zersetzenden Tendenzen der freien Forschung. Aber wer in unsern Tagen ist nicht mehr oder minder davon angesteckt?

Die Kirche des Orients hat ihr Heil vielleicht in der Vereinigung mit der Macht und in der Unterstützung derselben gefunden. Sie wird aus ihrer langen Ruhe heraustreten, die Taufe in jene unermeßlichen Fernen Asiens tragen, wohin ihr die Macht sicherlich den Weg bahnt, und ihrerseits die Wohlthaten eines geordneten Staates verbreiten.

Wie die Kirche des Abendlandes, so geht die Kirche des Orients einzig und allein aus dem Glauben und aus der Autorität der Tradition hervor; der Zweifel der Confession hat an ihr noch nicht genagt.

Nach den großen Mühen und den Jahrhunderten der Gregore und Bonifaze wird die Weltaufgabe und die Existenz des Papstthums in Zweifel gezogen. Es ist wahr, wenn man es auch beklagen muß.

Das Papstthum, diese riesige Institution der Zeit, scheint schon der Geschichte anzugehören und bestimmt zu sein, in den kommenden Jahrhunderten der Einwirkung des ewigen Gesetzes zu unterliegen, dem Alles, was besteht, anheimfällt.

Seine letzten Stützen sind die Jesuiten, sie sind seine letzten Ritter, seine Märtyrer. Wenn sie unterliegen und zu Grunde gehen, wird zwar dennoch die Religion alle Erschütterungen der Zeit überdauern, aber um das Papstthum ist es geschehen.

In Allem, was die Jesuiten begründen, unternehmen oder leiten, erkennt man eine Ordnung, eine Harmonie und eine Vollendung, die man sonst wo vergeblich suchen würde. Die Anstalt in Freiburg ist ein bewundernswerthes Beispiel davon.

Sämmtliche Einrichtungen der Anlage, der Vertheilung und Benutzung der kleinsten Theile des Gebäudes lassen einen tiefen Gedanken erkennen, der Raum und Zeit mit dem Alter, den Arbeitsstunden, den Graden des Unterrichts, der Bildungsfähigkeit und den Erholungen der Zöglinge in Einklang bringt.

Das Kind, der Jüngling, der hier seine Studien vollendet, für ihn ist Alles in bewunderungswürdiger Weise beachtet und durchdacht. Alles erhält den wohlüberdachten Antrieb, ohne daß der Funke, von welchem er ausgeht, ein peinliches Gefühl, einen Stoß, eine Erschütterung verursacht.

Ein Staat, welcher es sein mag, Monarchie oder Republik, der die Oberhand über den Unterricht, über die Erziehung des Volkes erhalten will, um ganze Generationen unter dem Einflusse eines und desselben Gedankens groß werden zu lassen, wird, wenn er nicht bloß den Unterricht beaufsichtigen, sondern die Erziehung vollenden will, niemals nützlichere Werkzeuge und gewissenhaftere Vollstrecker seines Willens finden, als es die Jesuiten sein könnten, wenn ihre Existenz ohne das Papstthum möglich wäre.

Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Gesellschaft die Bedingungen einer inneren nothwendigen Entwickelung er-

füllen kann, ohne aus den von der Zeit geweihten Formen und Geleisen herauszukommen, in dem Glauben, daß Alles seinen Platz in der alten und sonst mächtigen kirchlichen und bürgerlichen Rangordnung erhalten könne, welche während so vieler Jahrhunderte unter verschiedenen Benennungen die staatlichen Interessen ordnete und leitete, sind die Jesuiten in dieser Hinsicht aufopfernde und ergebene Erhalter, und zwar ohne alle Heuchelei. Ihren Zöglingen flößen sie dieselben Ansichten und Ueberzeugungen ein.

Die Art, in welcher die Jesuiten auf ihre Zöglinge Eindruck machen und dieselben leiten, die Kunst, mit welcher sie den Wünschen entgegenkommen und die geistige Thätigkeit nach einer bestimmten Richtung leiten, macht den Geist ihrer Schüler bildsam und weich. Jede Aeußerung des Willens wird von dem Erzieher absorbirt; der Jüngling macht keine Anstrengung zur Forschung, und der junge Mann verliert die Gewohnheit der energischen und individuellen Thätigkeit seines Gedankens, wie die der selbstständigen Leitung seiner Handlungen.

Dies ist der Schatten in dem sonst so lichten Bilde.

Aber es ist gewiß, daß sich Andere derselben Wege und Mittel, derselben Waffen bedienen, Der auflösendste Radicalismus möchte die Menschen, ganz so wie die Jesuiten, zu den Grundsätzen erziehen, die er für die besten hält. Auch er ist herrschsüchtig, ausschließend, so absorbirend im Namen der Freiheit und der Emancipation, wie es die Jesuiten im Namen des absoluten Gehorsams, der gesellschaftlichen und kirchlichen Hierarchie sind, nur daß die Letzteren dafür mehr Energie, Geist und Gewandtheit zeigen.

Keine Institution, keine Gesellschaft war jemals von dem

glühenden Eifer beseelt, welchen die Jesuiten bei Verfolgung ihres Zweckes aufgeboten haben. So viele erhabene Geister, gewaltige Fähigkeiten und ausdauernde Charaktere ließen sich durch eine einzige Idee leiten und beschäftigen, arbeiteten für sie und gingen ausschließlich unter ihrem Banner. Eine in dieser Weise fest zusammen gehaltene, aber doch aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Masse muß sich nothwendig auf eben so verschiedenen Bahnen bewegen, wie es die Charaktere sind, aus denen sie besteht. Aber alle diese Wege gehen doch nur von einem einzigen Punkte aus und führen nach zahllosen Ummwegen wiederum zu einem und demselben Ziele.

Ihr Lohn ist ein Kampf mit der Welt. Wo es einen Kampf giebt, werden Mittel je nach dem Geschicke und der Klugheit derer gebraucht, welche in das Gefecht gehen. Um zum Siege zu gelangen, sind alle Mittel gut; die Jesuiten thun damit nicht mehr und nicht weniger, als alle Anderen.

Unbedingter Gehorsam! Kann man aber eine andere Regel finden, um mit einem Male schnell und kräftig diejenigen in Bewegung zu setzen, welche Tag und Nacht in der Bresche stehen müssen und nicht Ruhe und Rast kennen? In allen politischen Lagern schreibt man die erlittenen Niederlagen dem Mangel an Disciplin zu und klagt über den jener Einheit und Harmonie, welche so lange Zeit den Jesuiten den Sieg zusicherten.

Das war die Meinung, welche der Herr v. G . . . i über die Jesuiten aussprach. Ich mußte allerdings ihm in Manchem beistimmen, was er über sie sagte, aber gleichwohl beharrte ich bei dem Ausspruche:

„Das sittliche Bewußtsein der Zeit verdammt die Jesuiten

und den Jesuitismus, in welcher Gestalt er sich auch immer zeigt; es verdammt ihn, weil er die freie Selbstbestimmung aufhebt und mit dieser die Basis aller Sittlichkeit; es verdammt ihn, weil er die Geister discipliniren will, statt sie zu moralisiren; es verdammt ihn, nicht um seiner Zwecke willen, sondern noch mehr wegen seiner Mittel. Wehe unserm Geschlechte, wenn es die Jesuiten einmal wieder für nöthig hält, um sich zu erhalten!"

Hunderteinundsiebenzigstes Kapitel.

Das Geld und die Freiheit.

Die Schweiz ist in der That ein merkwürdiges Land; man kann daselbst Alles finden, — nur das nicht, was man sucht. Wie sehr die Zeitungen die Gesinnung und die Lage eines Landes fälschen können, habe ich eben hier sehr gründlich erfahren. Mit welchen Begriffen kömmt man nach der Schweiz, nachdem man so viel Klagen über den dortigen Radikalismus, über die dortige Anarchie, über den Freischaarenzug und die blutigen, grausamen Zwistigkeiten gelesen hat, in welchen die Cantone mit einander verwickelt waren. Hat man bei den Berichten von solchen Zuständen in einer Republik nicht stets drei Kreuze geschlagen und gebetet: Behüte uns der Himmel vor Schweizerfreiheit und Schweizerrepublik, trotz Wilhelm Tell und Winkelried, trotz Calvin und Rousseau und trotz Johannes v. Müller!? — Ist man hier, so lacht man über die Gebete und die Flüche, die man vielleicht über solch ein Unwesen ausgestoßen hat, man lacht über seine Furcht und über sein Mitleid, man lacht über die Idee, welche sicher damals

das ganze conservative Europa und die gesammte Diplomatie theilte: die Schweiz, dieses Wespennest der Anarchie und der rothen Propaganda müsse von den Bayonnetten der Großmächte ausgenommen und die Republik der Schweiz in ihre Bestandtheile zersetzt werden, also italienisch (österreichisch), französisch und deutsch-preußisch werden zum Heile der Monarchie und der Gesetzlichkeit.

Aber ich habe in keinem Lande so wenig Republikanismus als in der Schweiz gefunden, im Gegentheil, ich fand eine hohe Achtung vor der Monarchie und dem Adel, ich fand eine erstaunliche Verehrung vor Titeln und Orden und eine über alle Begriffe gehende Hochachtung vor dem Gelde.

Es ist wahrhaft lächerlich zu sehen, wie die Schweizer nach Titeln jagen, und wie diejenigen, welche einmal irgend ein Aemtchen der geringsten Stufe innegehabt haben, sich ihr Leben lang damit herumschleppen, indem sie den früheren Beamtencharakter durch das Wort „Alt" bezeichnen.

Da giebt es Alt-Schultheiße und Alt-Bürgermeister, Alt-Nachtwächter und Gott weiß, was noch für Alte, die mitunter sehr jung sind. Der Betitelten giebt es Legion, und besonders erregen die vielen Offiziere, Obristen und Hauptleute Erstaunen, doch diese Herren in Uniformen beziehen keinen Sold, sondern pflanzen wie die Helden Roms ihren Kohl, oder sitzen, nicht wie die Helden Roms, auf ihren Comptoirsesseln, hinter ihren Geldtischen, oder wiegen ihren Käse und ihre Butter und ziehen die Uniform nur bei Spektakeln, wie großen Paraden oder Sängerfesten oder anderen Gelegenheiten an, wo es gilt, fürchterliche Phrasen für die Freiheit oder gegen die Anarchie, für oder gegen die Jesuiten, für oder gegen die Junker, für oder gegen die Flüchtlinge zu machen.

Ja, diese Schweiz ist in der That ein merkwürdiges Land.

Man frägt sich tausendmal, ob man wirklich auch in dieser verrufenen Schweiz ist, ehe man so recht daran glauben will, und man glaubt es nicht eher, bis man die ganze Schweiz durchreist, bis man alle Hauptstädte gesehen und überall etwas von Allem gefunden hat, von dem Allen, was man in der Schweiz zu finden hoffte und suchte.

Die Schweiz ist ganz Europa im Kleinen. Könnte ich es, ich würde dieses Land als Modell des gegenwärtigen moralischen und politischen Zustandes in Europa in irgend einem Museum oder Zeughause oder sonst wo aufstellen und dann die Diplomaten und Schriftsteller herbeirufen und ihnen sagen:

Jetzt studirt, schwatzt nicht in's Blaue hinein, laborirt nicht auf gut Glück an den Staatskörpern.

Alle Kämpfe, welche Europa seit Jahrhunderten und seit Jahren bewegen, alle diese Kämpfe haben auch in der Schweiz stattgefunden und finden noch statt. Die verschiedenartigsten Elemente wogen hier durcheinander, Liberalismus, Jesuitismus, Atheismus, Fanatismus für das Alte, Herkömmliche, kurz, diese Schweiz bekommt, je nachdem man sie an's Licht hält, ein anderes Aussehen, bald ist sie radikal, bald ultramontan, hier herrschen die Junker, dort die Mönche, hier die Advokaten, dort die Jesuiten, hier die Krämer, dort die Bankiers, hier die Aristokraten, dort die Demokraten, hier die Ultras, dort die Reactionärs, kurz, es giebt kein politisches und religiöses Element, kein Element des Unglaubens und der Anarchie, welches in der Schweiz nicht seinen Platz fände und auf einer Stelle um die Oberherrschaft kämpft, auf einer anderen sich gegen dieselbe vertheidigt und an einer anderen wiederum dieselbe wirklich erlangt hat.

Nach Allem, was ich gesehen habe, behaupte ich dreist:

Die Schweiz ist keine Republik, und die Schweizer sind keine Republikaner.

Dem Namen nach mag Beides der Fall sein, aber in der Wirklichkeit sieht es anders aus.

Leute, denen das Geld und der Geldbesitz über Alles geht, Leute, die eine solch Vorliebe für Titel und Orden besitzen, Leute, auf welche die Geistlichkeit noch einen solchen überwiegenden Einfluß ausübt, diese Leute sind wohl nicht gut, wahre Republikaner zu nennen, was auch sicher kein Unglück ist. Ich habe die Schweizer so loyal, so monarchisch gesinnt gefunden, wie kein zweites Volk auf der Erde. In Genf ist dies namentlich der Fall.

Der König Louis Philipp von Frankreich hatte keine besseren, treueren und anhänglicheren Freunde, als die Genfer, und Louis Napoleon, um dessenwillen einst die Schweiz gegen Frankreich, ja gegen alle Großmächte, welche des Prinzen Entfernung aus der Schweiz, trotz dem, daß er Schweizer Bürger war, verlangten, 70000 Mann rüsteten, wird sicher keine anhänglicheren Freunde, als eben wieder diese Genfer finden, welche damals ganz zufrieden waren, daß der Schweizer Bürger Louis Napoleon sie freiwillig verließ, um das Land aus seiner Verlegenheit zu reißen.

Ich habe nirgends solche conservative Gesinnung, solche hartnäckige Anhänglichkeit am Alten gefunden, wie gerade in dieser Schweiz, und ich glaube die Herrschaft der Jesuiten in verschiedenen Cantonen trotz aller Demokratie ist auch hierfür ein Beleg.

Man setze mir nicht entgegen, daß die alten Patrizier-Familien nur so conservativ sind, aber nicht das Volk, ich würde hierauf entgegnen:

Es gilt in der Schweiz keine Regel. Hier sind die Junker

conservativ, dort der Landmann, hier ist das Land ultra-demokratisch und die Stadt höchst conservativ, und dort ist es gerade umgekehrt.

Es ist wahr, die Revolutionen in Frankreich haben namentlich in dieser Schweiz und hier mehr als in irgend einem Lande ihren Wiederhall gefunden, und unter schweren, blutigen und grausamen Kämpfen sind Veränderungen eingeführt worden, fast alle Cantone haben jetzt wirklich republikanische Verfassungen, welche aus der Volkssouveränetät hervorgegangen, aber diese Verfassungen sind hier, was sie überall sind, — Papier.

Die Gewohnheit, das Leben, die Bedürfnisse der Armen und die Macht der Geldmänner, Alles dieses hat mehr Gewicht, als die Verfassungen. —

Wie gesagt, der Respect vor dem Gelde, vor dem Besitze ist nirgend so groß, wie in dieser republikanischen Schweiz, und dieser Respect verträgt sich nicht mit der Anarchie.

Für diejenigen, welche ihr Geld ohne viele Mühe an den Mann bringen, aber ein wenig toll und frei leben wollen, giebt es kein schöneres Land, als die Schweiz.

Der Schweizer thut Alles für das Geld und duldet Alles um das Geld.

Die so freien Schweizer lassen sich für die Dynastien todtschlagen und schlagen todt, wenn sie nur reichlichen Sold bekommen.

Sie gestatten den Fremden bei sich alle möglichen Freiheiten, wenn sie nur wissen, daß diese Fremden einen schweren Geldsack bei sich führen.

Der Reisende mag sich in anderen Ländern unterhalten, in der Schweiz wird er wahrhaft glücklich.

Er kann thun und lassen, was er will, er wird behandelt wie ein König, die Polizei macht überall tiefe Bücklinge vor ihm und drückt ein, ja sogar beide Augen zu, wenn er einen oder viele dumme Streiche macht, wenn er nur hübsch Geld im Lande läßt.

An diesem sine qua non fehlte es mir, Dank der Liberalität des Königs von Bayern, in der Schweiz nicht, und ich lebte à mon aise wie nirgends.

Die Engländer, die Mylords und ich, — wir danken Gott für die Schweiz, und wir werden uns gegen ganz Europa waffnen, wenn dieses gegen das Land einen Kreuzzug unternehmen sollte.

Hier ist der einzige Fleck in Europa, wo man für sein Geld allen seinen Launen fröhnen kann, wo man nicht auf jedem Schritte, bei jedem Vergehen gegen die Straßenordnung von der Polizei auf den Fuß getreten wird.

Und für diese schöne Freiheit, sich geben zu können wie man ist, wird weiter nichts verlangt, als dem Gastwirthe, und mit wem man sonst zu thun hat, die Rechnungen mit vierfacher Kreide prompt und pünktlich zu bezahlen.

Es ist daher grundfalsch wenn man glaubt, die Schweiz gehöre den Anarchisten und sei der Heerd der anarchischen und republikanischen Propaganda; — die Schweiz gehört den Mylords, sie gehört Allen denen, welche Geld haben und wenigstens einen Theil davon in der Schweiz verzehren.

Die paar Flüchtlinge und deutschen Handwerksgesellen, welche sich daselbst aufhalten, werden Europa wahrlich nicht in Flammen setzen, und bei den Schweizern finden sie sicher keine Sympathie, denn sie sind arme Teufel; vielmehr erscheinen ihnen diese Leute als ein sehr unangenehmer Luxus, und

was soll ich schließlich sagen? — Ich wiederhole es, die Schweiz ist den conservativen Interessen durchaus nicht gefährlich, und statt sie beständig mit argwöhnischen Augen zu betrachten, sollte man alle republikanischen Brauseköpfe auf einige Zeit nach der Schweizer-Republik in die Lehre schicken. —

Hundertzweiundsiebenzigstes Kapitel.

Geschichtliche Erinnerungen aus der Schweiz.

Huß's Zelle. — Schloß Habsburg. — Geßler und Tell. — Der Löwe von Luzern. — Château de Joux. — Fontainebleau.

Ich hatte Muße genug um, die Schweiz in allen Richtungen zu durchstreichen, denn ich hatte mir für die Zukunft eben keinen festen Lebensplan gemacht; wer hätte dieses im Jahre 1848 auch thun können, Jedermann lebte so zu sagen provisorisch, es war ein großes Weltintermezzo und alle Welt, welche eben nicht ihre Zukunft auf dem vulkanischen Boden der Revolution begründen mochte, wartete ab.

So that auch ich.

Wenn auch dem Könige von Bayern nicht mehr nahe, hatte ich mich doch der beständigen Freundschaft dieses erhabenen Monarchen zu erfreuen, und öfter empfing ich Besuche seiner Vertrauten und Briefe, welche mich wenigstens einigermaßen mit meinem jüngsten Geschicke aussöhnten.

Es war also das Beste, die Zukunft noch abzuwarten, wohin auch hätte man sich wenden sollen? Die halbe Welt stand in Flammen, nach Rußland und England zu gehen, konnte ich mich nicht entschließen; in dieser Zeit fast allge-

meiner Anarchie lebte man in der Schweiz sehr sicher und sehr zufrieden.

Die herrliche, erhabene Natur dieses Landes beschwichtigte die stürmischsten Empfindungen, man fand sich selbst in dieser großartigen Umgebung wieder, man sah den alten Gott über seiner Schöpfung in jener erhabenen Unerschütterlichkeit und Ruhe thronen, welche den Menschen mit Allem, was in ihr besteht und vergeht, aussöhnt oder tröstet.

Ich vermeide es, von diesen Naturwundern der Schweiz zu reden, die Empfindungen, welche sie hervor rufen, sind nicht leicht in die Feder zu bringen, und diejenigen, welche ihnen ferne stehen, sind schwer für dieselben zu begeistern.

Vergißt man doch die eigene Begeisterung, wenn man sie hinter sich hat.

Ist es doch unendlich schwer, sich die Empfindungen und Gedanken wieder hervorzurufen, welche uns bei Betrachtung der herrlichen Natur so wunderbar bewegten!

Aber ich will Einiges von den geschichtlichen Merkwürdigkeiten und Erinnerungen sagen, welche mir bei meinen Kreuz- und Querzügen durch die Schweiz begegneten, denn solche sind zu jeder Zeit lehrreich, und die Welt ist jederzeit empfänglich dafür.

Man möge sie aber wie ein Fragment betrachten, denn ich werde sie wiedergeben, wie sie mir eben einfallen, ohne mich an eine geographische Reihenfolge zu halten.

* * *

Huß's Zelle.

Wie doch alle Herrlichkeit mit der Zeit vergeht! — Dieser Gedanke, so gewöhnlich er ist, so oft wir daran erinnert werden, so oft er ausgesprochen wird, übt auf unsere Hand-

lungen, auf unseren Charakter doch so selten seinen Einfluß aus. Unsere so höchst materielle Zeit entschlägt sich vollends einer so unangenehmen Erinnerung. Da öffneten sich die Thore des berühmten Constanz vor mir, das alte Constanz! Welch ein Menschengedränge, welch ein Jubel der guten Bürger mag hierselbst geherrscht haben, als eins der merkwürdigsten und verhängnißvollsten Concilien hier so große Fürsten und Prälaten versammelte! Damals war die Stadt sicherlich um das Zehnfache volkreicher als jetzt. Welch ein Jubel mag hier selbst in dem Augenblicke geherrscht haben, als des muthvollen Huß letzter Todesseufzer in dem Flammenmeer erstarb! Wer hat damals seinen Tod begriffen?

Die Stadt liegt am untern Ende des Sees, da wo der Rhein aus dem Zillersee hervorbricht. Ihre Lage ist eben nicht anziehend, die Häuser sind meistens von unbehauenen Steinen aufgerichtet. Doch dieses war es auch nicht, was mich anzog: — ich wollte in dieser Stadt nur den Versammlungsort des Conciliums sehen. Es fand in einem am Wasser belegenen Gebäude statt, welches jetzt in ein Waarenlager umgewandelt ist. Ueber demselben, welches nur den untern Raum einnimmt, befindet sich eine lange, breite Halle, deren Bedachung von einfachen hölzernen Säulen getragen wird. Damals mag diese Halle prächtig mit kostbaren Decken und Teppichen ausgeschmückt gewesen sein, jetzt ist sie ein Waarenboden. In einem Winkel derselben befindet sich eine kleine Abtheilung, in welcher die Prachtsessel stehen, deren damals der Papst und der Kaiser sich bedienten.

Auch eine Nachbildung der Zelle, welche der unglückliche Huß während seiner Einkerkerung inne hatte, befindet sich hier. Armer Huß, war das die Wohnung eines Lebenden? Sie war kaum 3 Fuß breit und 8 Fuß lang; das Fenster war der

wirklichen Zelle entnommen, welche im Dominikanerkloster war, das aber jetzt in ein Manufacturgebäude umgewandelt ist. Das Fenster ist nichts als ein Luftloch, auch die Thür der Zelle, in welcher er eingekerkert war, war daran angebracht, so wie einige Ziegelsteine und seine Bibel, welche mit Randbemerkungen angefüllt war. Bemerkenswerth ist der Stuhl, welchen man ihm zu gestatten doch noch barmherzig genug war. In der Rücklehne ist eine Teufelsfratze mit ungeheuren Krallen ausgeschnitzt, wahrscheinlich hatte man ihm diesen Stuhl nicht ohne Hindeutung gegeben.

Auch den Stein sah ich, auf dem Huß gestanden haben soll, während man ihm sein Todesurtheil vorlas. Er befindet sich in der Hauptkirche der Stadt. Was geben seine Worte nicht zu denken, welche er nach diesem Todesurtheil sprach:

„Sagt dem Siegismund, ich könne meine Treue nicht brechen, gleichwie er seine Treue mir gebrochen hat."

* * *

Schloß Habsburg.

Der Badeort Schinznach ist der Lustort in der Schweiz, welcher am meisten besucht wird. Die Bäder befinden sich der Aar entlang am Fuße eines nicht beträchtlichen Berges, welcher Wülplisberg genannt wird. Ein bequemer gewundener Pfad, der in seiner ganzen Länge unter dem Schatten der Bäume sich behaglich hinzieht, führt zu seinem Gipfel hinan. Die Fläche der kleinen Plateform auf dem Gipfel desselben bildet ein unregelmäßiges Viereck, etwa 200 Fuß im Durchschnitt, dessen größeste Länge sich von Norden nach Süden ausdehnt. Am südlichen Ende erhebt sich ein einfacher festgemauerter Thurm, mit welchem ein eben so einfacher Flügel ver-

bunden ist. Das Mauerwerk dieser Ruine ist ungemein fest, das Innere roh, nur in einem Gemache, vielleicht dem ehemaligen Rittersaale, war das Schnitzwerk des Getäfels noch ziemlich erhalten, aber das Holzwerk war von Rauch und Alter wie Dinte schwarz.

Diese Ruine ist die Feste Habsburg, die Wiege des Hauses Oesterreich! Sie soll schon im Jahre 1020 erbaut sein, aber das dort hausende Geschlecht ward erst in dem folgenden Jahrhundert in den Fürstenstand erhoben. Welch eine Kette von Begebenheiten greift durch die geschichtliche Verknüpfung der Dinge von der Veste Habsburg in die heutigen Verhältnisse des österreichischen Kaiserhauses hinüber; aus den dunklen Zeiten, wo der auf einen bescheidenen Sitz beschränkte Edelmann in den Forst ritt, in einfacher Rüstung, von den Vasallen des ländlichen Ritterthums umgeben, in die jetzigen glanzvollen Tage, wo seine Nachkommen fast alle Throne Europa's inne haben. Kaiser Joseph II., erzählt man, habe, nachdem er in stiller Betrachtung auf diese Trümmer blickte, gesprochen: Wahrhaftig, wir sind nicht immer große Herren gewesen!

Und was wird nach abermals acht Jahrhunderten sein? Was werden dann die großen Herren sein? Wie wird dann das Haus Habsburg stehen? Und mit welcher Empfindung wird dann das lebende Geschlecht Schönbrunn betrachten!

* * *

Geßler und Tell.

Ein guter Fahrweg führt von Art aus um den Fuß des Rigi und längs dem Zuger-See nach Küßnacht und Luzern. Er wird die „hohle Gasse“ genannt, denn er ist durch zwei

Felsenwände gebahnt. In diesem engen Bergpfade hatte Tell arglistig seinen Standpunkt gewählt und wartete im Dickicht geborgen auf seinen Feind. Es ist merkwürdig, daß man die Existenz dieses Helden jetzt stark zu bezweifeln beginnt, — daß einige Schriftsteller ihn schon ganz bestimmt in's Reich der Mythe versetzen. Den Schweizern darf man damit nicht kommen, sie glauben fest an ihren Tell und lassen ihn sich nicht nehmen. Sie haben auch Recht, denn Tell scheint durchaus eine historische Person zu sein, wenngleich man von ihm außer seinem Geßlerschuß sehr wenig weiß. Eine Sage läßt ihn ertrinken, indem er ein Kind retten wollte.

Fünf und ein halbes Jahrhundert sind seit dieser That Tell's verflossen, und noch immer schlängelt sich dieser Pfad zwischen seinen steilen Felsen hindurch. Noch stehen hier die verwitterten Thürme der Burg im selben Zustande, wie sie die Belagerer nach ihrer Einnahme und Zerstörung verlassen hatten, und dennoch zweifelt man an der Existenz eines Tell?

* * *

Der Löwe von Luzern.

In Luzern ist ein kolossaler Löwe zu sehen, welchen Thorwaldsen aus einem daliegenden Felsen gemeißelt hat. Dieser Löwe, welcher, obgleich verwundet, noch fürchterlich anzuschauen ist, hat mich überrascht.

Was bedeutet dieser Löwe? fragte ich einen hochbejahrten Mann, welcher bei ihm Wache hielt.

Der Mann machte ein sehr trauriges Gesicht und schüttelte seinen greisen Kopf, und nahm eine Prise und schüttelte noch einmal mit dem Kopfe, und endlich sagte er:

Ach, das ist eine traurige Geschichte, und ich habe sie mitgemacht.

Ihr habt sie mitgemacht? Nun so erzählt doch.

Ja, ja, fuhr der Alte fort, es ist eine herrliche Sache, jung zu sein und naseweis in die Welt zu schauen, aber ich möchte nicht noch einmal jung werden und noch einmal einen solchen tollen Tanz erleben.

Nun, was denn, Alter?

Es war Anno 1792, ich stand unter der Leibwache Sr. Majestät des Königs Ludwig's **XVI.** von Frankreich.

O, — ich weiß schon, — sagte ich.

Ja, Sie werden es wissen; wir Schweizer haben uns vor und in den Tuilerien wie Teufel geschlagen. Wenn sie nur Alle so gewesen wären wie wir, — da hätten sie es bleiben lassen sollen, unsern König um seinen guten Kopf kürzer zu machen. Aber was sollten wir hundert Leute machen? Haben es ihnen heiß genug gemacht, ehe wir fast alle zerfetzt am Boden lagen. Nur ein Paar von uns sind mit dem Leben davon gekommen, — alle anderen Kameraden todt, auf das Scheußlichste zerfleischt von dem wüthenden Volke, — und haben doch nur unsere Schuldigkeit gethan. Hu, — es war ein Tag, ich werde ihn in meiner letzten Stunde nicht vergessen.

Und der Löwe, mein Freund?

Nun, dieser Löwe, wer ist es anders, als meine sterbenden Kameraden? Sind sie eines solchen Monumentes, welches ihnen ihre erkenntlichen Mitbürger gesetzt haben, nicht würdig?

Der Mann rührte mich ungemein, aber ich dachte dennoch: Du würdest weit mehr Mitgefühl verdienen, wenn du statt eines Schweizers ein Franzose wärest!

Sich todt schlagen lassen für Geld, ist indessen auch ein

Verdienst und eine Treue, aber dieses Märtyrerthum ist nicht tragisch genug, um uns zu bewegen.

* * *

Chateau de Joux.

Wie oft fühlt man sich nicht versucht zu fragen: Was ist denn eigentlich Moralität? Und welchen Maaßstab derselben legt man einem Manne an, den die Welt, die Geschichte groß und ruhmvoll nennt? Diese Frage erweckte ebenfalls in mir der Anblick der Festung Joux, des letzten befestigten Punktes Frankreichs der Schweizergrenze zu. Hier saß der unglückliche, talentvolle und edle Neger Toussaint gefangen und schmachtete seine letzten Lebensjahre hin. St. Domingo und Joux, welch ein Wechsel für den schwarzen Helden, welcher für die Freiheit seines Volkes so tapfer gefochten hatte und von einem andern großen Krieger, der doch besser solche Tapferkeit hätte ehren sollen, auf eine so schmähliche, engherzige Weise behandelt wurde. Wahrlich, das Leben dieses Helden Napoleon, welchen zu bewundern und anzustaunen wieder Mode geworden ist, hat häßliche Flecken, welche aller Kriegsruhm nicht verwischen kann, und dieses Chateau de Joux ist einer der häßlichsten.

* * *

Fontainebleau.

Die Geschichte ist das Weltgericht, sagt ein großer deutscher Dichter, und das ist keine Phrase; ja gewiß, die Geschichte ist die Nemesis. Auch der große, gewaltige Napoleon hat sein Chateau de Joux gefunden. Gewiß war St. Helena noch ein besseres Gefängniß, als die Gemächer dieses Berg-

schlosses, obwohl für diesen gewaltigen Weltstürmer eng genug; aber wenn wir einen Blick auf de Joux werfen, wird unser Mitleid mit seinem tragischen Geschicke doch ziemlich abgestumpft.

Fontainebleau erinnert aber an eine noch ganz andere Erscheinung, als an Napoleon, an eine ganz andere Tragödie, als an den berühmten Tisch, auf welchem der Eroberer aller seiner Macht entsagte, und an das arme Tischbein, welchem der Kaiser ingrimmig dabei einen Fußtritt versetzt hatte.

Ich meine das Drama, in welchem eine Königin ohne Krone, Marie Christine von Schweden, ihren bisherigen Günstling Monaldeschi in einem fremden Lande, in einem fremden Schlosse hinrichten ließ.

Ueber dieser außerordentlichen That ruht ein Dunkel, welches die Historiker aufzuklären sich vergeblich bemühen werden; denn wer vermag die Beweggründe einer Frau zu einer solchen That zu ergründen? War es Eifersucht? War es die Rache verrathener Liebe?

Und doch, man mag über diese nächtige That urtheilen, wie man wolle, sie wirft auf den Charakter dieser königlichen Frau kein so schlimmes Licht, wie Heinrich's **VIII.** Hinrichtungen von Frauen und Geliebten, und dennoch fällt es keinem Geschichtsschreiber, keinem Manne ein, zu sagen:

„Die Männer sind untauglich zu Regenten, denn sie folgen blindlings der Eingebung ihrer Leidenschaft; sie sind tyrannisch und unterdrücken eben so gern das andere Geschlecht, als sie sich von ihrem eigenen beherrschen lassen."

Und warum beurtheilt man die Handlungen einer Christine und Elisabeth strenger, als die eines Heinrich **VIII?** Warum? — Weil fast allein die Männer die Geschichtsschreiber sind.

Hundertdreiundsiebenzigstes Kapitel.

Meine Memoiren.

Buchhändler-Speculation. — Intriguen. — Ist es Wahrheit oder Lüge?

Die Buchhändler sind doch eigenthümliche Speculanten. Diese Hebeammen der Literatur setzen sich über Alles hinweg und bei Allem, was sie unternehmen, befragen sie ihr Orakel, und seinem Ausspruche wird ohne Zögern nachgehandelt. Dieses Orakel ist — der Beutel. Buchhändler sind Geschäftsleute wie Alle, und ob sie mit Waaren oder mit Gedanken zu Markte gehen, das bleibt sich allerdings ziemlich gleich; aber das ist unconsequent, daß sie sich von den übrigen Geschäftsleuten etwas vornehm absondern und eine besondere wichtige Stellung in der menschlichen Gesellschaft für sich in Anspruch nehmen, daß diese Hebammen der Literatur sich geriren, als hätten sie ein wirkliches Verdienst an den geistigen Produkten der Autoren. Sie sind doch in der That nur sehr äußerlich dabei betheiligt. Aber zuweilen giebt es doch Ausnahmen von der Regel, denn ich bin überzeugt, daß vielleicht von 100 Werken, die jährlich erscheinen, wenigstens 50 durch die Specu-

lation der Buchhändler in das Leben gerufen werden. Ich habe Beweise davon.

Kaum hatte ich Bayern verlassen, als ich von allen Seiten Anträge erhielt, meine Memoiren niederzuschreiben, und namentlich in Genf empfing ich Besuche von verschiedenen Buchhändlern, welche mich dringlich ersuchten, ihnen meine Memoiren in Verlag zu geben.

Einer von diesen Herren ließ besonders nichts unversucht, mich zu einem für ihn günstigen Entschlusse zu bewegen.

Aber, mein Herr, sagte ich endlich sehr ungeduldig, wen können denn meine Memoiren interessiren?

Wen sie interessiren können? Welche Frage! die ganze Welt, Frau Gräfin!

Die ganze Welt! Wahrhaftig, das ist lächerlich.

Nun, Sie werden die Erfahrung machen. Wollen Sie Ihre Memoiren schreiben? Bestimmen Sie das Honorar.

Ich brauche kein Geld, mein Herr.

Das ist schlimm, — dann werden Sie allerdings die Mühe scheuen. Aber es ist auch gar nicht nöthig, daß Sie sich viele Arbeit machen, — ich kann Ihnen einen tüchtigen Autor empfehlen, einen sehr geistreichen jungen Mann: theilen Sie ihm die nöthigen Facta mit, Alles übrige können Sie ihm dann getrost überlassen.

Ein schöner Vorschlag, mein Herr, in der That, ich bin Ihnen sehr verbunden dafür. —

Sie gehen also darauf ein?

Ich gehe auf Nichts ein, mein Herr; lassen Sie Ihren geistreichen Mann die Memoiren eines Kammerbesens schreiben, das ist ein Ding, dem er Geist einflößen könnte; wenn ich wünsche, daß meine Memoiren erscheinen sollen, werde ich

auch wohl ein wenig Geist haben, mein Herr, um sie zu schreiben.

Verzeihen Sie, Frau Gräfin, ich habe Sie durchaus nicht beleidigen wollen, ich zweifle keinen Augenblick an Ihrer geistreichen Feder, aber ich glaubte, daß Sie eben nicht viel Lust haben werden, den Tag über oder einige Stunden am Schreibtische zu sitzen.

Nun das mag sein, und wir wollen also mit unseren Memoiren warten, bis wir hierzu die Neigung verspüren. Sehen Sie, mein Herr, ich würde in meinen Memoiren oft nicht sehr Schmeichelhaftes von Ihrem Geschlechte zu sagen haben, und ich glaube nicht, daß Ihr Herr Autor das Schwert gegen sich kehren würde.'

Damit war der Herr Buchhändler entlassen; aber ich weiß nicht, ob durch seine oder wessen Vermittelung bald darauf dennoch wenn auch nicht meine Memoiren, doch Memoiren erschienen, welche sich ausschließlich mit meiner geringen Person beschäftigten und nicht sehr schmeichelhafte Dinge von mir berichteten.

Diese Memoiren, oder vielmehr der Autor derselben, theilt mehrere Briefe mit, welche die Machinationen documentiren sollen, welche man seinem Vorhaben entgegensetzte.

Diese Briefe sollen zeigen, welche Mühe sich Se. Majestät der König von Bayern gegeben habe, um diesen Herrn, welcher einen Schlüssel zu allen meinen Handlungen zu haben behauptete, von seinem Entschlusse, meine Memoiren zu schreiben, abzubringen.

Es ist wahr, daß ich in München, wie in der Schweiz, einen Secretair und einige vertraute Freunde hatte, welche mit meinen Handlungen, aus denen ich überhaupt niemals ein Geheimniß machte, vertraut waren.

Es hätte allerdings Mancher Manches von mir schreiben können.

Aber was in aller Welt hätte den Monarchen veranlassen sollen, den Herrn an Herausgabe seiner Enthüllungen zu verhindern?

Lag nicht die Bayrische Geschichte vor aller Welt offen da? — —

Wenn irgend ein Mensch mit meinem Namen Skandal machen wollte, was kümmerte das den König? —

Konnten Verläumdungen meiner Person die Ehre eines erhabenen Monarchen beflecken?

Gesetzt, ich wäre wirklich das verrufene Weib gewesen, das man hier und dort gern aus mir gemacht hätte; gesetzt, ich hätte Verstöße gegen Ehre, Schicklichkeit und Sittlichkeit begangen: konnte das den König treffen?

Hätte diese seine Freundschaft zu mir herabwürdigen können?

Ich habe mich vielleicht verstellt, es ist möglich, daß ich den Monarchen über meinen Charakter getäuscht habe.

Oder sollte etwa eben diese Freundschaft den König veranlaßt haben, die Stimme mit schweren Opfern zum Schweigen zu bringen, welche mich verunglimpfen wollte? —

Nun, ich denke, da gab es andere Mittel, den Leumund zum Schweigen zu bringen.

Ich kann versichern, daß sich Niemand um den Herrn P..., welcher meine Memoiren zu schreiben vorgab, bekümmert hat, wenigstens ist von meiner Seite nichts geschehen, ihn daran zu hindern, von mir zu schreiben, was er wollte.

Ob diese Briefe ächt, ob sie falsch sind, — ganz gleich, ich halte es für meine Pflicht, ihnen hier einen Platz zu geben.

An Herrn Desoche, Drucker und Verleger zu Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 9. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Ich bin beauftragt, mich bei Ihnen zu erkundigen, ob das von Herrn Papon angekündigte Werk über Lola Montez sich bereits unter der Presse befindet, und ob es nicht möglich wäre, sein Erscheinen zu hintertreiben, um den Scandal zu verhindern, den es hervorrufen wird?

„Da diese Sache nur eine mehr oder weniger gewagte Speculation sein kann, so läßt sich der voraussichtliche Gewinn leicht anschlagen, und man kann auf diese Grundlage hin einen Vertrag wegen des Ankaufs des Manuscriptes sowohl, als auch der Originalurkunden abschließen, die sich im Besitze des Verfassers befinden. Haben Sie die Güte, mir sobald als möglich zu antworten; Sie sehen wohl ein, daß keine Zeit zu verlieren ist, wenn man die beklagenswerthen Wirkungen und unglücklichen Folgen abwenden will, welche dieses Werk hervorrufen könnte.

„Genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Herrn Joel Cherbuliez, Buchhändler in Genf.

Nyon, 10. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Empfangen Sie meine Antwort auf den Brief, mit welchem Sie mich heute früh beehrt haben. Es ist mir schlech-

terdings unmöglich, die Fragen zu beantworten, die Sie an mich stellen, da ich von den Absichten des Herrn Papon ganz und gar nichts weiß. Zu Ihrer Belehrung will ich hinzufügen, daß das Werk in diesem Augenblicke beinahe fertig ist, daß ich seit gestern Manuscript habe, und daß es in der angekündigten Frist erscheinen wird, wofern Herr Papon mir keinen Gegenbefehl ertheilt. Bei den mir bekannten Gesinnungen des Verfassers habe ich es nicht gewagt, ihm Ihren Brief mitzutheilen, dessen Charakter mir lediglich confidentiell erschien.

„Empfangen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: J. Desoche."

An Herrn August Papon in Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 11. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Personen, welche den Scandal abzuwenden wünschten, womit die Veröffentlichung Ihres Prospectes mehrere Genfer Familien bedroht, haben mich beauftragt, bei Ihnen anzufragen, wie dieß bewerkstelligt werden könnte. Ich hatte deßhalb Anfangs an Herrn Desoche geschrieben, aber er gibt mir zur Antwort, die Sache gehe ihn nichts an, und er wage es nicht, Ihnen meinen Brief mitzutheilen. Ich wende mich daher unmittelbar an Sie mit der Frage, ob Sie es bei diesem Handel auf eine Rache oder auf eine Speculation abgesehen haben. Handelt es sich um eine Rache, so ist es klar, daß Vorschläge von dritten Personen Sie von Ihrem Entschlusse nicht abbringen werden; ist es aber bloß eine Specu-

lation auf die Neugierde, welche die von Ihnen beabsichtigten Memoiren ohne Zweifel hervorrufen werden, so ließen sich vielleicht Grundlagen bezeichnen, auf denen man unterhandeln könnte, um den Scandal zu vermeiden, ohne Ihren Interessen im Geringsten zu schaden.

„Beehren Sie mich gefälligst recht bald mit einer Antwort, die ich dann sogleich meinen Auftraggebern mittheilen werde.

„Genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Herrn August Papon in Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 13. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Seit ich im Falle war, Ihnen zu schreiben, haben die Personen, welche mich mit der Anfrage beauftragt, mir Folgendes erklärt: Wenn Sie sich zu einem Vergleiche entschließen könnten, so würden sie, als Gegenleistung für die betreffenden Urkunden, dafür sorgen, daß Ihnen ein gewisser vom 1. December datirter Brief zurückgestellt würde, dessen Veröffentlichung, wie sie glauben, ganz und gar nicht in Ihrem Interesse liegen kann. Dieser Brief, der sich in den Händen der betreffenden Personen befindet, führt sie überdieß auf die Vermuthung, daß Sie sich nicht weigern werden, auf rein pecuniäre Bedingungen hin zu unterhandeln, in Betreff welcher Sie ersucht werden, Ihre Forderungen gefälligst mitzutheilen.

„Antworten Sie gefälligst recht bald und genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Se. Majestät den König Ludwig von Bayern.
(München).

Nyon, Villa Mon=Repos, 1. Dec. 1848.

Sire!

Ich habe am 19. die Ehre gehabt, an Ew. Majestät zu schreiben.

Ich habe am 22. die Ehre gehabt, an Ew. Majestät zu schreiben.

Ich habe am 24. die Ehre gehabt, Ew. Majestät einen Brief von dem Herrn Dr. P... mitzutheilen.

Das ungewohnte Stillschweigen, in welches Ew. Majestät sich verschließen, bringt mich auf den Gedanken, daß Sie vielleicht Mittheilungen, worin die Thatsachen ungenau oder falsch dargestellt sind, empfangen haben und sich dadurch zu diesem Stillschweigen veranlaßt sehen.

Ich habe die Ehre, abermals an Ew. Majestät zu schreiben, und Sie werden mit Ihrer gewöhnlichen Gerechtigkeit urtheilen.

Die Stellung, in welche die Frau Gräfin von Landsfeld mich versetzt hat, ist von der Art, daß ich sie nicht annehmen kann, nicht annehmen will, und nicht annehmen darf, wäre es auch nur noch für wenige Tage.

Eine furchtbare Rache ist etwas Leichtes für mich.

Ich ziehe eine Genugthuung vor. Nicht von der Gräfin werde ich sie verlangen, denn sie ist nicht im Stande, mir eine solche zu geben, die meiner würdig wäre; aber Ew. Majestät werden keinen Anstand nehmen, sobald Sie den Sachverhalt wissen werden.

Sire!

Ich kam von Verona und Innsbruck zurück; ich befand mich zu Nyon bei meiner Familie, welche ich zu verlassen im

Begriffe stand, um eine sehr schöne Stellung einzunehmen, die mir angeboten war.

Die Frau Gräfin von Landsfeld, welche ich, wie ich Ew. Majestät zu sagen die Ehre hatte, in Genf kennen gelernt, besuchte mich dort und bat mich auf's Dringendste, zu ihr zu gehen und die Verwaltung ihres Haushaltes zu übernehmen.

Ich weigerte mich, allein sie bestand auf ihrem Wunsche, und als ich ihr die Armuth meines Hauses, wie auch meine eigene entgegen hielt, als ich ihr vorstellte, welche Zukunft wohl ihrer warte, da erklärte sie mir, daß Ew. Majestät und sie selbst mir gewiß mein Opfer, meine Hingebung zu danken wissen würden.

Nur die Frau Gräfin kann sagen, in welcher Stellung sie sich bei meiner Ankunft befand, was für eine Art von Gesellschaft ich zu entfernen hatte, welche Feinde ich mir zuziehen mußte und wirklich zugezogen habe, welche Aufrichtigkeit und Energie ich in meinem ganzen Verfahren an den Tag legte.

Der übertriebene Aufwand der Frau Gräfin mußte bald seine beklagenswerthen Folgen haben.

Diese Folgen abzuwenden, stand nicht in meiner Gewalt.

Ich bin nicht reich, Sire, meine Familie lebt in einer ehrenvollen Armuth, erworben, wenn ich mich so ausdrücken darf, im Dienste der Könige meines Landes.

Ich ging auf eigene Kosten nach München. Ew. Majestät gaben mir 400 Franken, eine ungenügende Summe, über die ich aber nichts sagte, weil ich dachte, daß die Frau Gräfin mich schadlos halten würde. . . . .

Statt dessen wurde ich mit Drohungen bezahlt.

Sie haben Eindruck auf mich gemacht, wahrhaftig nicht, weil es Drohungen waren, sondern wegen ihres Charakters.

Ich bin mit Gewaltthätigkeiten bedroht worden, und ich

habe gelächelt; — man drohte mir mit dem Tode, und ich habe gelacht. — Um mich, um meine Freunde, um meinen Drucker drängten sich die Geldanerbietungen.

— Ich verachtete sie zu sehr, um darauf zu antworten; meine Freunde haben sie beantwortet, wie es ihrer Freundschaft und Achtung für meinen Charakter gemäß war; — mein Drucker, der mich kennt, wagt es nicht, mir diese Briefe mitzutheilen, wie der Mann selbst zugesteht, der sie an ihn schickte.

Der Buch- und Weinhändler Joel Cherbuliez hat zweimal an mich geschrieben:

Das erstemal machte er mir Anerbietungen, das zweitemal machte er wiederum Anerbietungen, fügte aber die Drohung bei, einen Brief vom 1. December zu veröffentlichen, einen gewissen Brief, sagte er.

Diesen Brief veröffentliche ich selbst sogleich und mit ihm die beiden Billette des Genfer Weinhändlers, dasjenige, das er an meinen Drucker schrieb, so wie die Antwort des Herrn Desoche. Gleich den anderen Beweisstücken waren auch diese zu ihrer Zeit und an ihrem Orte mitten unter Urkunden von weit größerer Wichtigkeit gegeben worden; aber bei der Stellung, in die man mich versetzt hat, muß ich nicht bloß Alles sagen, sondern auch gewisse Dinge schnell sagen, indem ich mir übrigens, wie bei meinem Briefe vom 1. December 1848, spätere Erklärungen vorbehalte.

. . . .

. . . .

Ich habe in dreizehn Tagen gethan, was ein Anderer kaum in dreißig gethan hätte.

Ew. Majestät geruhten mir Alles zu bewilligen, was ich für die Gräfin verlangte.

Das war noch nicht genug, Sire, ...

Während ich für die Gräfin einen Theil meiner Zukunft opferte, das Bischen Geld, das ich zu meiner Verfügung hatte, blieb sie allein mitten unter einer feindseligen Bevölkerung.

Ich ersuchte meinen Vater, einen ehemaligen Oberadjuncten der französischen Schatzkammer, meine Mutter, die aus einer der ältesten Familien der Provence stammt, zu kommen und in der Gesellschaft der Gräfin der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten.

Meine Eltern kamen.

Unsere Freunde staunten.

Vergebens schickten sie Vorstellungen um Vorstellungen. Fest und entschlossen bekämpften wir den Sturm, die Gräfin wurde wieder zu Ehren gebracht in der öffentlichen Meinung, die sich nicht an Personen zu vergreifen wagte, deren unangetasteter Ruf und Namen Achtung einflößen mußte.

Endlich, Sire, verlangte die Frau Gräfin dringend von Ew. Majestät die Sicherstellung des Vermögens, das Ihre Großmuth derselben versprochen.

Ew. Majestät weigern sich und vertagen die Sache.

Ich habe die Ehre, an Ew. Majestät zu schreiben, und Sie gewähren Alles ....

Für so viele Dienste, für eine so uneigennützige Hingebung, was habe ich empfangen, Sire?

Ew. Majestät mögen mich anhören.

Die Gräfin bemerkte im Theater einen jungen Mann mit blonden Haaren. Vergebens suchte sie ihn an sich zu locken. Endlich sieht sie ihn mit einem Herrn M. sprechen. Ich kenne Herrn M. nur von der Gräfin her; in ihrem Salon, vor zwanzig Personen hatte sie uns gesagt, er sei ein Schurke, ein Gauner, ein Spion.

Die Gräfin ruft, ich weiß nicht durch welche Vermittelung, diesen Herrn M. zu sich, der ihr am folgenden Tage den bewußten jungen Mann vorstellte, einen Herrn Grafen Z. aus Mecklenburg.

Sie erklärt mir, sie liebe diesen jungen Mann, welcher drei Millionen im Vermögen habe. Sie weise von Ew. Majestät Alles zurück, selbst das, was sie bereits empfangen; sie werde diesen jungen Grafen, der kaum 17 Jahre zählt, heirathen.

Ich mache der Gräfin die lebhaftesten, strengsten Vorstellungen.

Ich erinnere sie nachdrücklich an ihre Pflicht gegen Ew. Majestät.

Sie wird zornig und entflieht.

Sie bringt ganze Tage im Hotel des Bergues zu, im vierten Stock, der Wohnung des Herrn M., wo der junge Mann sie besucht, bei den Rufenacht, welche von ihr und Ew. Majestät die Dinge gesagt und geschrieben haben, die ich Ihnen mitgetheilt (ich besitze den Brief).

Das Benehmen der Gräfin wird dermaßen scandalös, daß der junge Graf selbst sich genöthigt sieht, Genf zu verlassen.

Die Gräfin eilt ihm nach Chambery nach.

Sie bringt ihn nach Genf zurück und nimmt ihn zu sich.

Die Polizei, welcher der Herr Oberst B., an den er empfohlen war, die Sache anzeigt, dringt in die Wohnung der Gräfin, bemächtigt sich des jungen Mannes, befiehlt der Gräfin, die Stadt zu verlassen.

Die Gräfin wird der Erschleichung angeklagt; ich wage nicht, hinzuzufügen, was man sich hier offen sagt.

Ew. Majestät haben den Brief des Herrn Dr. P. lesen können.

Die Gräfin wagt zu behaupten, sie habe mich fortgejagt, während ich mich, sowohl im Interesse meiner persönlichen Würde, als auch um die Beschimpfungen gegen Ew. Majestät nicht ansehen zu müssen, zurückgezogen habe. Sie wagt Dinge hinzuzufügen, welche ich nicht wiederholen werde, da sie meiner gänzlich unwürdig sind.

Inzwischen, Sire, drängen sich meine Freunde um mich und beschwören mich, Rache zu nehmen vermittelst einer Feder, deren Kraft und Schneide zu rühmen mir nicht zukommt.

Schreibe doch ein Werkchen,.... räth man mir: Sechs Monate bei Lola Montez.

Du hast Briefe vom Könige erhalten, gieb sie im Druck heraus.

„Was verlangen Sie für Ihr Werk?" fragen mich die Journale und die Buchhändler.

Und ich, Sire, weil ich des Vertrauens würdig bin, womit Ew. Majestät mich beehrt haben, weil ich ein Mann von Stand und Ehre bin, ich verachte die Beleidigung von Seiten eines leichtsinnigen, gedankenlosen Weibes.

Ich wende mich an Ew. Majestät.

Und ich sage zu Ihnen:

Sire, von Ihnen allein fordere und verlange ich die Genugthuung, zu der ich berechtigt bin.

Erstens Genugthuung für meine Ehre.

Ew. Majestät wird mir den Titel eines Kammerherrn, was ja ein reiner Ehrentitel ist, zu übertragen geruhen, damit Jedermann wisse, daß ich von Ew. Majestät die Gutheißung und Belohnung eines rechtschaffenen und hingebungsvollen Benehmens verdient und erlangt habe.

Zweitens Genugthuung an Geld.

Ich bin arm, Sire, ich habe in einer Zeit von sechs Mo-

naten und auf meiner Reise viel verbraucht; ich habe eine sehr schöne Stellung abgelehnt, ich habe meine Zeit, meine Gesundheit, meine Feder in Ihren Dienst gestellt.

Ew. Majestät mögen beurtheilen, ob sechstausend Franken eine übertriebene Summe sind; die Gräfin müßte diese Genugthuung leisten, die einzige, die wohl einen Eindruck auf sie machen könnte.

Ich schreibe, Sire, unter dem Eindruck einer tiefen Entrüstung.

Ew. Majestät werden begreifen, daß ich nicht Alles sage; es giebt Dinge, die man nicht schreibt.

Die Gräfin v. Landsfeld soll meines Vaters Sohn nicht ungestraft behandelt haben, wie einen Schenkwirth oder wie die Gesellschaft, mit der sich die Gräfin, wie Ew. Majestät mir anvertraut haben, zu umgeben gewohnt ist.

Ich habe mich als Mann von Stand und Ehre benommen, ich will als solcher behandelt sein.

Mein Wunsch ist jetzt nur noch, eine verkannte Hingebung, eine mit Füßen getretene aufrichtige Freundschaft zu vergessen.

Ich werde Ew. Majestät die Briefe, welche Sie an mich geschrieben, wie auch die Briefe der Gräfin, überhaupt Alles, was ich habe, zurückstellen und mich nur des Königs erinnern, welcher mich mit einem Vertrauen beehrte, dessen ich mich mit Stolz in jeder Beziehung würdig erkläre.

Ich ersuche Ew. Majestät um die Gewogenheit, mir mit umgehendem Courier zu antworten.

Ich habe die Ehre zu sein Ew. Majestät unterthänigster und gehorsamster Diener.

Unterzeichnet: A. Papon.

Dieser Brief wurde nicht, wie alle diejenigen, die ich die Ehre hatte, an Se. Majestät zu schreiben, den Herren Lom-

bard-Odier und Comp. in Genf, dem gewöhnlichen Canal zwischen Lola Montez und dem Könige, zugestellt oder an den Bankier Joseph Hirsch in München übermacht, sondern direct von Nyon an Herrn Roßmann, Advokaten Sr. Majestät, geschickt, mit dem Auftrage, ihn augenblicklich zu übergeben und mir mit umgehendem Courier den Empfang zu melden.

Da ich keine Antwort erhielt, so schrieb ich am 14. December an Herrn Roßmann und erklärte ihm, daß ich ihn für die Nichtüberreichung meines Schreibens verantwortlich mache; zugleich wiederholte ich die Aufforderung, mir den Empfang zu melden und mich wissen zu lassen, ob Se. Majestät den Brief empfangen haben.

Mit umgehendem Courier schrieb mir Herr Roßmann, er habe meinen Brief empfangen und Sr. Majestät überreicht.

Se. Majestät antwortete mir selbst.

Tags darauf erschien die Ankündigung meines Werkes in allen Journalen. Am dritten Tage wurde mein Prospect versandt.

Dieses Buch wird nicht erscheinen, haben gewisse Leute gesagt, die bei meinem Stillschweigen ihre Rechnung finden würden, ... Das Gold wird ihm den Mund verschließen, ... er will sich erkaufen lassen ... der Mensch treibt einen Handel mit Ehrabschneidung und Scandal, ... die ganze Geschichte läuft auf eine Prellerei hinaus.

. . . .

Möge der Leser urtheilen und entscheiden zwischen denjenigen, welche der Wahrheit für Geld einen Damm entgegenbauen möchten, und zwischen dem Manne, der solche Unterhändler von sich weist und ihnen Trotz bietet! . . . . .

. . . .

. . . .
Dies ist noch nicht genug . . . . . Man hat mir mit der Veröffentlichung meines Briefes gedroht, und nun habe ich ihn selbst sogleich der Oeffentlichkeit übergeben.

Aber unter dem gleichen Datum, am gleichen Tage schickte ich an die gleiche Adresse einen zweiten Brief. Ein und dasselbe Couvert enthielt beide Depeschen . . . .

Veröffentlicht einmal diese letztere.

Ich warte darauf.

Nyon, Villa Mon-Repos, 14. Jan. 1849.

August Papon.

Diesen Briefen folgt dann eine erbauliche Einleitung über meine Person, und ich will es dem Publikum wieder erzählen, wie der Herr P.... mich portraitirt.

„Der Name Lola Montez ist blos ein Theatername. Diejenige, die ihn führt, ist keine Spanierin, sondern, wie man bereits gesagt hat, eine schöne Irländerin. Ein Provinzialblatt hat behauptet, sie sei in Irland geboren, gehöre aber einer guten spanischen Familie an. Dies ist ein Irrthum, es rinnt nicht ein einziger Tropfen dieses südlichen Blutes in ihren Adern; sie ist die Tochter des Obristen Craigie, eines schottischen Edelmannes, welcher eine Irländerin heirathete, deren ausgezeichnete Schönheit sich auf ihre Tochter vererbte. Dasselbe Provinzialblatt behauptet, Lola sei von einem Irländer entführt, aber in Dublin von ihm verlassen worden, und dieser Umstand habe den Anfang ihrer Odyssee gebildet; auch daran ist nichts Wahres. Lola heirathete im Gegentheil einen Herrn James, der ein sehr ansehnliches Amt in Indien bekleidete. Seine gesellschaftliche Stellung in diesem Lande verschaffte ihm den Zutritt in die höchsten Kreise und selbst zur Tafel des Ge-

neral-Gouverneurs, Lord Auckland. Aber unglücklicherweise starb Herr James und hinterließ seine junge Wittwe beinahe ohne alle Mittel; sie kehrte nach England zurück, ging zum Theater und trat in der italienischen Oper als Tänzerin auf. Die Loge der Lions erkannte in ihr trotz des entlehnten spanischen Namens eine alte Bekannte. Dies genügte, um in London ihre Zukunft als Tänzerin zu ruiniren. Einmal erkannt, war sie genöthigt, sich zu entfernen. Sie ging auf das Festland, fiel in Paris auf einem Theater durch, machte auf einem andern Glück, und wanderte von Stadt zu Stadt; ihr Ruf als Künstlerin erhöhte sich in demselben Verhältnisse wie ihre Eroberungen als Frau zunahmen. Endlich kam sie nach München, und hier gelang es ihr, wie ihre bereits umfangreiche Biographie nicht ermangeln wird, zu verzeichnen, ein Verhältniß einzugehen, welches alle Erfolge ihrer Kameradinnen in demselben Fache weitaus verdunkelt."

Irland behauptet also, das wahre Vaterland der Lola Montez zu sein, aber mit Entziehung ihres Namens; Spanien seinerseits nimmt die berühmte Tänzerin für sich in Anspruch und bezeichnet sie mit Stolz als eine der weiblichen Berühmtheiten der Halbinsel. Das **Eco del Commercio** spricht sich folgendermaßen aus:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die bätische Halbinsel außerordentliche Geister erzeugt, welche sich überall, wo sie erscheinen, bemerklich machen. Unsere Landsmännin, die Sennorita Lola Montez, hat an den Ufern der Elbe eine politische Revolution hervorgerufen. Der andalusische Boden hat Europa verschiedene weibliche Notabilitäten gegeben. Die Malibran und die Lola Montez werden in der civilisirten Welt immer mit Hochachtung genannt werden."

Hat die Prinzessin diese Fabeln gelesen? Hat sie dieselben

erfunden? Liebt sie das seltsame Geheimniß, in welches sie dadurch gehüllt wird? Muß sie sich nicht in ihrem eigenen Interesse selbst mehr aussprechen?

Ich weiß es nicht, aber jedes ihrer Worte bekräftigt und zerstört hinwiederum ihre besterfundene Lüge, diejenige, die man mit dem größten Vergnügen als baare Münze genommen hätte.

Sie spricht und schreibt Spanisch, noch besser Englisch; in das Französische mischt sie englische und spanische Ausdrücke und Redensarten; sie weiß ein paar Worte der Hindu- und sogar der Sanskritsprache; sie ist im Stande, eine gute lateinische Phrase zu drechseln; sie versteht ein klein wenig Deutsch.

Sie kennt Andalusien wie England, Frankreich wie Schottland, Rußland wie Polen, Preußen wie Bayern; sie erzählt Euch in einem Athem von Paris und Berlin, von Krakau und Seringapatam, von Sevilla und Petersburg.

Die merkwürdigsten Männer dieser verschiedenen Länder sind ihr ganz genau bekannt.

Die Einen haben umsonst die Glut ihrer Herzen an sie verschwendet, und die Andern haben vergeblich durch die glänzendsten Anerbietungen ihre Tugend versucht. In London legt Lord P. die schönsten Diamanten des Mortimerschen Magazins ihr zu Füßen; in Paris bemüht sich der Bankier R., auf Eisenbahnen zu ihrem Herzen zu gelangen; in Petersburg will sie der Fürst T. um 1200 Bauern verführen.

Alle Hof- oder Coulissen-Intriguen sind ihr bekannt; sie hat sie geleitet, oder wenigstens Theil daran genommen.

Die Damen kennt sie nicht persönlich, aber sie erzählt über sie eine Masse Anekdoten, die in der Scandalchronik der vornehmen Welt noch neu sind. Für sie giebt es überdieß keinen eitlen Rangunterschied: sie hat Alles von einem so hohen oder so niedrigen Standpunkt aus angesehen, daß in ihrer Erinne-

rung oder Einbildungskraft jeden Augenblick der Prinz und die Logenschließerin, der Stallknecht und die Markgräfin, die Königin und der Contremarkenhändler mit einander zusammengerathen.

Ihr ist keiner der verschiedenen Gebräuche von allen Ländern, welche sie durchwandert hat, unbekannt; sie kennt ganz genau die Etiquette der Höfe, vor welchen sie getanzt hat, und die Titel- und Rangordnung an denselben.

Sie hat alle Denkmäler der Hauptstadt in Augenschein genommen und beschreibt sie, als wäre dies erst gestern geschehen.

Sie spricht mit eben so großer Kennerschaft von den unterirdischen Gewölben Elloras und von den Basreliefs des Fakirs, wie von dem Chateau-Rouge und seinen Gärten, von dem Tower in London, wie von der Walhalla, von dem Alcazar, wie von der Statue Peter's des Großen.

Ein sehr ausgezeichneter Mann, der Herr Graf von N., besuchte Lola bei seiner Rückkehr von vieljährigen Reisen in Indien und China. Voll Verwunderung, daß sie beinahe eben so viel von diesen Ländern wisse, als er selbst, fragte er mich beim Abschied, ob sie schon lange aus denselben zurückgekehrt sei?

Ich weiß nicht einmal, antwortete ich, ob sie jemals dort war.

In Wahrheit ist sie jedoch eben so unwissend, als sie sich bemüht, unterrichtet zu erscheinen, und verfällt daher in ihrer gelehrten Manie jeden Augenblick in plumpe Irrthümer, welche den gänzlichen Mangel an einer gründlichen Erziehung verrathen.

Wenn sie von ihren Reisen und Verbindungen spricht, kann man sie anhören und Gefallen finden an Erzählungen,

die im Anfang einige Abwechslung darzubieten scheinen, welche aber, da sie sich beständig in gleichen Cirkeln bewegen, zuletzt monoton werden und überdies ganz unglaublich sind; dagegen kann man sich eines Lächelns kaum erwehren, wenn sie mit einer beinahe königlichen Autorität über Gegenstände der Kunst, der Literatur, der Geschichte oder Politik abspricht.

Mit unerschrockener Zuversichtlichkeit wirft sie Wouwermann und Titian, Murillo und Albrecht Dürer, Miguard und Cimabue unter einander: sie verwechselt Byron und Cervantes, Puschkin und Beranger, Schiller und Sadi; sie spricht von Heinrich **IV.** als von dem Sohne Heinrich's **III.**, sie hält die Jungfrau von Orleans für eine Römerin und tadelt Ludwig **XVIII.** wegen der Zurücknahme des Edicts von Nantes; endlich ist sie eine ausgesprochene Feindin der Metternich'schen Schule, und erklärt die Ereignisse vom Juli 1830 aus der Beschränkung der Theaterunterstützungen, die Revolution in München aus den Bedenklichkeiten des Königs Ludwig, welcher Anstand genommen, die Königin zu verstoßen und sie zu heirathen, die Flucht des Papstes nach Gaëta aus der unfreundlichen Art, wie die barmherzige Schwester Marie von Genf ihr begegnet sei.

Es liegt auf der Hand, daß sie die Geographie aus dem Postbuche, die Literatur aus Almanachen, die Malerei aus dem Journal zum Lachen, die Geschichte bei den Theater-Costümiers und die Politik bei Seiner Majestät dem König Ludwig von Bayern studirt hat . . . .

. . . .

Wie alt, wird man fragen, mag diese Dame sein, die so viele Länder durchreist, die all' diese Reiche besucht hat, und von Ereignissen, die einander so fern liegen, gerade so spricht, als hätte sie denselben angewohnt."

Ist sie eine ewige Jüdin, verdammt zu unaufhörlichen Reisen und endlosen Wanderungen?

Abermals ein Geheimniß!

Lola ist die Sphinx von überall.

Ich täusche mich.

Wie der Held des griechischen Dichters hat sie eine einzige Stelle, die für den Pfeil verwundbar ist.

Aber es ist nicht die Ferse.

Habt Ihr Besucher aus allen Nationen in ihrem Schlafzimmer nicht die geschmacklose Lithographie gesehen, welche den Amor vorstellt, wie er in einer Schaluppe die Zeit vertreibt?

Ist nicht der Augenblick gekommen, diesem kahnführenden Cupido als Pendant das Bild der Zeit an die Seite zu stellen, wie sie den Amor vertreibt?

Mögen die launenhaften Winde und die wechselnden Fluthen des Genfersee's und der Themse dem Gott günstig sein, der leider mit der ganzen Schnelligkeit der Ruder des unermüdlichen Greises dahinflieht! Mit ihm entfliehen für immer die holden Worte, die zärtlichen Bekenntnisse, die fürstlichen Narrheiten, die königlichen Verschwendungen.

Diese Grafenkrone ist ein Blumenkranz, ein Eintagskranz! Auf seinem schleunigen Rückzug entführt sie der Gott unter seinen Flügeln.

Verlassene Ariadne, vergebens rufst Du auf dem öden Sandufer der Verbannungsinsel nach dem Sohne Cytherens. Getreuer, als er, wiederholt nur das Echo Dein Angstgeschrei, vermischt mit Thränen und Gewissensbissen.

Gewissensbissen, habe ich gesagt?

Ist sie bereits bei der Reue angelangt?

Will die arme Sünderin mit ihren langen Haaren, auf

welchen die Winter keinen Schnee zurückgelassen haben, bereits ihre Schmach verhüllen?

Beweint sie bereits knieend auf dem prachtvoll eingelegten Betpulte, dem Meisterwerk protestantischer Kunstschreinerei, ihre unsühnbaren Fehler?

Seufzt sie zu den Füßen dieses Kreuzes von Perlmutter und Ebenholz, dem aus dem heiligen Lande stammenden Geschenke eines Königs, zermalmt von dem doppelten Schreck der Erinnerung und der ewigen Drohungen?

Hat der Rosenkranz von Achat und Silber diese Finger, die man nur fähig glaubte, Cigaretten zu halten, oder auf einer kreischenden Guitarre zu klimpern, genugsam abgekühlt?

Und dieser aus München mitgebrachte Todtenkopf, sinnt sie über ihn nach in ihren immer allzu langen, durch endloses Wachen abgekürzten Nächten?

Im Schlosse der Kaiserin, wie im Pavillon der Paquis, hat man sie immer traurig, sorgenvoll, düster gesehen.

Die Ruhe, die Einsamkeit machen ihr Angst, sagt sie.

In den unvermeidlichen Stunden des Schlafes, beständig umgeben von Mariane Rufenacht und von ihren Hunden, zittert sie, mit sich selbst allein zu sein.

Welcher Art ist wohl das Geheimniß dieses unbekannten schreckenvollen Lebens?

Welche furchtbar düsteren Heimlichkeiten liegen verborgen oder sollen verdeckt werden durch diese Vorsichtsmaßregeln, diese mit jedem Tage, mit jeder Stunde sich wiederholenden Lügen?

Spanierin, Engländerin, Carougerin, wer sind Sie denn?

Wollen Sie etwa die antiken Ehren jener ägyptischen Gottheiten ansprechen, die so lange Zeit vor den Thoren der zertrümmerten Städte saßen?

Unbeweglich und stumm gleich diesen, glauben Sie vielleicht noch lange Zeit das undurchdringliche Räthsel der Vergangenheit für sich behalten zu können?

Er fragte mich nach der Lösung derselben, der Mann, der an sie schrieb: Geliebte Lolita!

Und ich gab ihm zur Antwort: Sire, ich weiß so wenig wie Ew. Majestät.

Erinnern Sie sich, wie oft ich ihnen diese Unterhaltung erzählte, und mit welch höhnischem Lächeln Sie von ihm sagten: Seine Ohren waren gespannt: Sus orejas apretadas.

Es war Ihnen leicht, einen König zu täuschen.

Ein neues Mährchen kostete Sie so wenig.

Aber alle Leute zu belügen, allen Leuten die Wahrheit zu verbergen, ist unmöglich, und bevor ich am Schlusse dieses Buches gleich dem spanischen Chronisten meine Feder mit einer ehernen Kette anbinde, werde ich die Wahrheit über Ihre Geburt, über Ihre Jugend, Ihr Alter bekannt gemacht haben, in Bezug auf welches letztere ich von der Frau v. Girardin die Verse entlehne, die auf Sie, theure Cornelie, gedichtet worden sind, zur Zeit, als Sie bloß über einen Journalisten herrschten:

Sei auch Cornelie, das tanzende Skelett,
In ihrer Jugend einst gewesen noch so nett,
Erzähle sie auch stets von ihren weiland Siegen,
Man schweigt, denn ihre Macht liegt in den letzten Zügen,
Ach zwischen dreißig schon und vierzig steht die Alte!

Doch wir sind im Begriff mit der berühmten Abenteurerin das phantastische Land der Träume und Mysterien zu verlassen.

Auf der Straße, die sie fortan wandelte, werden lärmende Liebeshändel, scandalöse Prozesse, die unvermeidliche Polizei, abwechselnd gehässige, zuweilen blutige Wegzeiger errichten.

Wir werden uns nicht mehr verirren.

Vielleicht wäre es besser gewesen, noch länger beim Klingklang ihrer Mandoline in diesem unentwirrbaren Labyrinthe von Mährchen und Erzählungen umherirren zu können.

Eine glanzlose arme Zigeunerin, wäre sie des Mitleids, vielleicht der Liebe würdig gewesen. Wer dürfte es wagen, einen Stein auf die Esmeralda zu werfen?

Aber die Buhldirne, welche eine Königin vorstellen will, verdient bloß Verachtung, Bann und Verwünschung.

In den entsetzten Ohren Lola's erklingen noch immer die Todesschreie von München; in den mit gräflichen Wappen geschmückten Equipagen, worin sie noch einige Tage ihre armselige Größe spazieren führt, glaubt sie noch immer Steine und Koth regnen zu sehen.

Fortgerissen in dem vergoldeten Wirbelwind einer unverhofften Erhebung, wagte sie von dem Erfolg eines unmöglichen Kampfes zu träumen, und während sie die Justiz, die Moral und öffentliche Entrüstung zu Gegnern hatte, möchte die Närrin die Ehren einer politischen Niederlage in Anspruch nehmen.

So hatte es der Dichter vorhergesagt; aber seine edlen Klänge wurden weder gehört noch begriffen von einer Person, welche er eben so geistreich als beredt zu belehren sich die Mühe nahm."

So weit diese vortreffliche Schilderung.

Nicht wahr, klingt sie nicht wie ein Roman à la Eugen Sue oder Alexander Dumas?

Und mit dieser herrlichen Biographie der Lola Montez, der verruchten, leichtsinnigen Tänzerin, sind die Memoiren geschlossen?

Wie? wußte der Herr nichts mehr? —

Oder hat er seine Tausende für die niedergelegte Feder

zusammengepackt und sich an einen anderen, eben so vortrefflichen Roman gemacht?

Was mich betrifft, ich will ihn gern dafür bezahlen, — wenn er weiter schreibt! —

Die Lüge hat auch ihren Werth, sie hat den Werth, zu zeigen, daß man die Wahrheit nie theuer genug erkaufen kann.

Hundertdreiundsiebenzigstes Kapitel.

Die Franzosen, wie sie waren und wie sie sind.

Abermals war ich in Paris.

Ich war in Paris im Jahre 1848.

Nur ein paar Jahre waren verstrichen, seitdem ich Paris zum letzten Male gesehen hatte.

Welch eine Veränderung!

Wo war Louis Philipp, wo waren seine Prinzen, wo waren sie Alle, die Herren, welche noch vor einem Jahre sich um die Herrschaft über dieses wetterwendische Paris stritten?

Wahrlich, die Herrschaft muß einen mächtigen Zauber haben, wenn sich stets neue Candidaten für diesen Thron auf einem vulkanischen Boden finden. —

Was wird die Welt von diesem Paris noch zu erwarten haben?

Mag in Paris der Säbel oder der Frack herrschen, Paris bleibt Paris.

Und wenn sich alle Klassen der Gesellschaft Frankreichs es

tausendmal vornehmen, ein anderes Paris zu schaffen, — Paris bleibt dennoch das alte.

Die Franzosen scheinen einmal — ich wiederhole es — den weltgeschichtlichen Beruf zu haben, der moderne ewige Jude zu sein, welcher nicht rasten kann, bis das sociale Problem der Zukunft, zum Heil oder Unheil des Menschengeschlechts, gelöst sein wird.

Den Charakter der Franzosen, dieses Volkes, welches schon wieder die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich hinzieht, hat ein Engländer, welcher alles Nationalvorurtheil abgestreift, mir sehr gut dargestellt. Ich halte in dieser Zeit nichts für nöthiger, als über den Charakter der verschiedenen Völker sich ein möglich klares nnd unbefangenes Bild zu machen, um sowohl die Zeitereignisse, welche uns gegenwärtig berühren, als die, welche uns bevorstehen, würdigen zu können.

Wir gehen einer verhängnißvollen Zukunft entgegen, darüber täuscht sich das allgemeine Zeitbewußtsein nicht.

Ich halte das Temperament eines Franzosen, gleich dem eines Welschen, für jähzornig. Es wäre mir sehr unangenehm, selbst wenn ich die Kraft und das Geschick eines Preiskämpfers vom ersten Range besäße, einen Franzosen, der ein Messer oder irgend eine tödtliche Waffe zur Hand hat, zu schlagen. Ein Freund von mir machte vor einigen Jahren diesen Versuch und mußte ihn streng büßen. Ein Beispiel dieses jähzornigen und unritterlichen Benehmens kam vor einiger Zeit in Calais vor. Ein Mann, der mit Besen handelte, legte sein Bündel dicht an die Thür eines Kaffeewirthes. Daraus entstand ein Wortwechsel, und Letzterer schlug den armen Besenhändler mit einer leeren Flasche, die er gerade in der Hand hatte, auf den Kopf, so daß er auf der Stelle todt blieb. Diese Heftigkeit ist mit den übrigen Charakterzügen der Franzosen

unter welchen Humanität und Gutherzigkeit die erste Stelle einnehmen, kaum zu vereinen. Was aber ihre Sitten betrifft, so möchte ich mich vor Allem auf die Worte des Dr. Moore berufen, der sich lange in Frankreich aufhielt, und dem man gerade nicht nachsagen kann, daß er frei von Vorurtheilen sei.

„Höflichkeit und gute Sitten, sagt er, sind in Frankreich, wenn auch in verschiedenen Graden, unter allen Klassen zu Hause, vom höchsten Adel bis zum niedrigsten Handwerker. Dies ist ein hervorstechenderer Zug des französischen National-charakters, als die Unruhe und der Leichtsinn, welchen man den alten wie den neuen Bewohnern dieses Landes stets zum Vorwurf gemacht hat. Der Große ist höflich gegen seine Untergebenen, der Glückliche gegen die Unglücklichen, selbst der Bettler, wenn er um Almosen anspricht, thut dies als homme comme il faut; und wenn ihm seine Bitte abgeschlagen wird, so kann er wenigstens sicher sein, daß er mit einem Schein der Humanität, aber nicht mit Grobheit oder Schimpf abgewiesen werden wird. Diese, wie alle allgemeinen Bemerkungen über die Sitten und den Charakter einer Nation, hat ihre Ausnahme, aber im Allgemeinen sind feine Sitten in Frankreich vorherrschend. Was aber ihre Eitelkeit betrifft, so scheint mir dieselbe ein sehr verzeihlicher Fehler zu sein; denn über welches Volk, über welchen Menschen übt er nicht seine Gewalt aus? Unter seinem Einfluß erweitern sich nicht nur die heiteren Blumen der Jugend, selbst der ausgetrocknete Busen des Alters wird von ihm auf's Höchste erregt." —

Selbst in den unbedeutendsten Dingen zeigt ein Franzose seine Gutmüthigkeit und Höflichkeit. Er wird z. B. nie eine Prise Tabak nehmen, ohne dir seine Dose anzubieten, magst du ihm noch so fremd sein. Doch das Anbieten der Tabacks-dose als ein Zeichen der Freundschaft ist eine alte Sitte, und

noch älter ist die Sitte, daß Männer und Frauen einander öffentlich küssen, und ich gestehe, es ist ein schöner Rest alterthümlicher Sitten. Sie ward schon von den Alten so streng beobachtet, daß, wie uns Sueton erzählt, man für einen Grobian galt, wenn man sie nicht beobachtete. Die Franzosen begrüßen sich auf diese alte Weise, wenn sie mit einander zusammen kommen und wenn sie sich trennen.

Das gesellige Leben der Franzosen, ihr Benehmen und Temperament läßt sich nach einer vereinzelten Thatsache beurtheilen. In der ganzen Zeit meines hiesigen Aufenthalts gab es eine ziemliche Anzahl Duelle unter den Engländern, während ich nur von einem einzigen weiß, das unter den Franzosen vorfiel. Und was die allgemeine Moral betrifft, so will ich mich auf eine Klasse von Leuten berufen, die man den Bodensatz der Gesellschaft zu nennen pflegt, ich meine die beim Fischhandel betheiligten Personen, und auch die Bootsleute. Ich war in den letzten zwei Jahren zweimal in Gefahr zur See, einmal auf einem offenen Französischen Boote, das andere Mal auf einem Englischen. Man höre, wie sich die Schiffer benahmen; der einzige Ruf, den ich auf dem Französischen Boote hörte, war: fort oder vite, d. h. zieht stark an, wenn sie eine Woge auf uns heranstürzen sahen, während auf dem Englischen fast jeder Ruderschlag von einem Fluche begleitet war. Dann zeichnen sich die Fischer der Französischen Küste und besonders von Calais durch ihre religiöse Gewissenhaftigkeit aus, die sie mitunter bis zur abergläubischen Furcht treiben, aber die wildesten religiösen Begriffe sind besser als gar keine, und ich fürchte sehr, daß den Dover-Bootsleuten in dieser Beziehung fast Alles fehlt. Doch dürfen, wie Goldsmith bemerkt, Fremde, wenn ihnen solche Scenen auffallen, die sie im eigenem Lande nicht gewohnt sind, ihre Vorstellungen von den

Engländern nicht nach den Tugenden und Lastern des gemeinen Volkes bilden, indem dieses seine Fehler dem Fremden rückhaltslos bloßstellt, seine Tugenden aber nur dem forschenden Auge des Philosophen zeigt. Aber einen Mangel rügt er an seinen Landsleuten, der nicht zu bestreiten ist. Fremde, welche England besuchen, finden wenig von jenen kleinen Zuvorkommenheiten, welche anderswo so häufig, und welche Zeichen eines gegenseitigen Wohlwollens sind, ohne daß eine nähere Bekanntschaft vorausgegangen ist, und so werden die Fremden leicht geneigt, wenn sie in die Heimath zurückkehren, England als das Land des Spleens, der Grobheit und der schlechten Laune zu schildern.

„Die Franzosen scheinen mir nicht bloß für Handlungen der Höflichkeit und Achtung sehr empfänglich zu sein, sagt Moore, in der That, man darf nur höflich gegen sie sein, und man kann Alles mit ihnen machen, — sondern auch sehr dankbar für wirkliche Wohlthaten; ich spreche jetzt von den niederen Ständen und will hier einige Beispiele anführen. Zur Zeit, als die Cholera grassirte, hemmte ich den Fortschritt der Krankheit bei einer Webersfrau in meiner Nachbarschaft, indem ich ihr zeitig Medizin zukommen ließ, und sie bewies ihre Dankbarkeit, indem sie mir drei Ostersonntage hinter einander — und sie würde es, wenn ich es zugegeben hätte, länger fortgesetzt haben — einen großen Butterkuchen von ihrer Fabrik schickte. Eben so wissen die Fuhrleute auf dem Kanal hinter meinem Hause und die Arbeiter auf dem großen offenen Felde, wenn ich ihnen an heißen Tagen eine Flasche gewöhnlichen Weins zu ihrem Mittagessen schicke, oder einen Krug warmen Kaffee zum Frühstück an kalten Tagen, dies sehr hoch zu schätzen; und sollten die Ersteren finden, daß mein Boot los gegangen ist und forttreibt, so bin ich sicher, daß sie es wieder anbinden,

so wie die Letzteren mir zu jedem kleinen Dienste erbötig sind. Und so ist es auch unter den höheren Ständen. Ich schaffte dem Fürsten von der Moskwa einige Stalldiener und kaufte für ihn einen Renner, der mehr als gewöhnliches Glück hatte. Seine Dankbarkeit für diese unbedeutenden Dienste schien keine Grenzen zu kennen, was man aus den freundlichen, ich möchte sagen, zärtlichen Briefen, die er an mich schrieb, ersehen konnte."

In allen Ländern, in denen die Civilisation sehr hoch gestiegen ist, bringen es die Bedürfnisse der Gesellschaft mit sich, daß man von einer gewissen Klasse der Gesellschaft sagen kann: der Sonntag selbst bringt ihnen keine Ruh; auf der anderen Seite aber giebt es in Frankreich wieder Viele, welchen an diesem Tage wohl Rast vergönnt wäre, die aber aus eigenem Antriebe diesen Vortheil aufgeben, und eben so giebt es Viele, welche zu glauben scheinen, daß man, wenn man nach Art der Psalmisten nur im Tanze Gottes Namen preise, sein Gebot des Ruhetages erfülle. Nun gehöre ich keinesweges zu denen, welche nicht glauben, daß der Sonntag zu einem Tage der Erholung und des Vergnügens bestimmt sei, oder daß es zu irgend einer Zeit dem Menschen verboten sein sollte, die Sorgen und unabwendbaren Leiden des Lebens im Genuß der flüchtigen Stunde zu vergessen; und ich bin fest überzeugt, daß diejenigen Personen in jedem Lande, welche die harmlosen Zerstreuungen des Volkes am Sonntage gern abkürzen möchten, weit davon entfernt sind, in moralischer Beziehung ihre Freunde zu sein.

Es ist mir oft eingefallen, daß die politische Welt in Frankreich weniger aufgeregt sein würde, als sie es ist, wenn die Franzosen etwas männlicher wären, wenn sie z. B. mehr an männlichen Belustigungen Gefallen fänden. Die Jagd und die Rennbahn bilden bei den Engländern, wenn sie zusammen

kommen, einen Hauptgegenstand der Unterhaltung. Um wie viel besser ist es, daß sie harmlos über solche Dinge plaudern, als über die Regierung raisonniren oder gar sich gegen das Leben ihres Souverains verschwören. Durch die Vertheilung des Eigenthums in diesem Lande ist die Zahl der Personen, die ein kleines Eigenthum besitzen, welches gerade ausreicht, ihnen Unabhängigkeit zu gewähren, d. h. sie zu Müssiggängern zu machen, viel größer, als in England, wovon man sich bei einer Reise durch die größeren und selbst die kleineren Städte der Provinz überzeugen kann.

Da die Franzosen kein Interesse an Agrikulturbeschäftigungen haben, noch an Feldbelustigungen Theil nehmen, so haben sie außer ihren rein häuslichen Angelegenheiten wenig, was ihnen Stoff zur Unterhaltung bietet, und sind also gezwungen, sich zur Politik zu wenden. Doch ist mir nie zu Ohren gekommen, daß, wenn sie auch noch so sehr vom Parteigeist beherrscht sind, eine Verschiedenheit der Meinungen unter Franzosen eine gleiche persönliche Erbitterung erzeugt, wie neulich in England, wo ein whigistischer Besitzer von Dachshunden seiner Koppel in einen gewissen Theil seines Landes nicht folgen wollte, weil derselbe von torystischen Edelleuten angefüllt sei. Das Beispiel des ganzen Alterthums sollte wohlerzogene englische Gentlemens von so engherzigen Ansichten heilen. Die Freundschaft des Tacitus und Plinius war fast sprichwörtlich, indem der Eine kaum ohne den Andern erwähnt wird, und doch war Tacitus ein eben so feuriger Republikaner, als Plinius ein Verehrer der kaiserlichen Gewalt und der vorzüglichen Tugenden seines Beschützers Trajan. Auch in Frankreich stört jene Verschiedenheit der Ansichten über Politik und Religion nicht den geselligen Umgang. Was man religiöse Heuchelei nennt, ist in Frankreich sehr selten, und

das ist gewiß sehr gut; denn, wie Bacon bemerkt, folgt auf Heuchelei in dem einen Zeitalter ganz sicher Atheismus im nächsten, und England selbst hat diese furchtbare Prophezeihung wahr gemacht.

Im Ganzen aber hat sich der Volkscharakter und die Sitten und Gewohnheiten der höheren Stände in Frankreich sehr wenig verändert, und ich erinnere mich eines italienischen Briefes aus dem 17. Jahrhundert, welcher die damaligen Zustände Frankreichs schildert und gewiß von sehr hohem Interesse ist.

Ich gebe hier einige Auszüge aus demselben:

„In diesem Lande, schreibt der Italiener, sind die Fremden wohl aufgenommen, wenn sie nur nichts verlangen. Sie können sich hier amüsiren, so viel sie wollen, denn die Franzosen selbst haben eben nichts Anderes zu thun. Wenn man in diesem Lande nicht beständig zwei Schutzengel zur Seite hat, den einen für den Leib, den andern für die Börse, so bringen uns die eigene Sinnlichkeit und die Habsucht Anderer erst auf den Hund und dann in's Hospital. Für das, was ich hier verloren habe, habe ich wenigstens ein neues Gut gewonnen: ich bin Schmeichler geworden. Man ist hier genöthigt, stets und Alles zu loben, und die schlechten Dinge noch mehr, als die guten, sonst kann man mit den jungen Leuten nicht in Frieden leben. Nur mit der Scheinheiligkeit halte ich es nicht, da ich nicht leiden kann, daß man Gott und Menschen betrügt, um dem Teufel Plaisir zu machen. Ich habe mich zum Doktor der Komplimente promovirt, besonders weit habe ich es in der Kunst gebracht, um Verzeihung zu bitten; diese Art Ceremonien sind in Frankreich noch gewöhnlicher, als in Italien die Liebesseufzer. Kein Kompliment und keine Artigkeit kann man sich erweisen, ohne daß man um Verzeihung bittet; unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß man alle

Beleidigungen verzeiht, und wenn Jemand sich erinnern könnte, daß er beleidigt worden, so wäre er kein guter Franzose.

Was Paris betrifft, so weiß ich nicht, wo ich mit der Schilderung dieser Stadt beginnen soll, deren Bewohner bis auf die Brücken des Flusses und die Dächer der Häuser wohnen, und deren Frauen, die nur Helden zur Welt bringen, mehr zu sagen haben, als die Männer. Diese große Stadt ist der Sitz der Unruhe, und da ich eine Beschreibung derselben geben soll, so will ich mit der rastlosen Bewegung, die hier Tag und Nacht ununterbrochen herrscht, anfangen.

Als Neros Lehrer von der Ruhe seines Lebens schrieb, dachte er wahrscheinlich an die Miethkutschen seiner Zeit, indem er die Ruhe mit dem unaufhörlichen Geräusch verglich, das dieselben in Rom machten: es giebt deren hier eine unendliche Zahl, die nur dazu gemacht scheinen, um die Lebenden zu tödten. Die Pferde, welche sie ziehen, fressen gehend, die Kutscher sind so brutal, ihre Stimme ist so heiser und unangenehm, und das Klatschen ihrer Peitschen vermehrt die Töne auf eine so entsetzliche Weise, daß es scheint, als seien alle Furien in Bewegung, um aus Paris einen Aufenthalt der Verdammniß zu machen. Dieser Folterwagen wird nach Stunden bezahlt, eine Sitte, die sichtlich erfunden worden ist, um die Tage abzukürzen in einer Zeit, wo das Leben so kurz ist.

Wenn ehemals ein Kaiser, um sich von Rom's Größe einen Begriff zu verschaffen, so thöricht war, alle Spinnengewebe im Umfange dieser Stadt sammeln und wiegen zu lassen, so könnte man die Größe von Paris viel sicherer nach der außerordentlichen Menge von Lakaien, Pferden, Hunden, Prozeßführern und Spitzbuben, die man daselbst findet, beurtheilen: alle diese Leute bilden ein Drittel der Bevölkerung. Nimmt man hinzu die Unzahl von Glocken, die, an unzähligen

Thürmen hängend, mit ihren kläglichen Klängen die Ruhe aus der ersten Luftregion verscheuchen, und hierzu noch das Geheul und Geschrei Aller, die auf den Gassen Grünzeug, Milch, Obst, Lumpen, Sand, Besen, Fische, Wasser und tausend andere zum Leben nothwendige Dinge ausrufen, so wird man zu der Einsicht kommen, daß es keinen Taubgebornen auf der Welt geben kann, der sich selbst so wenig liebt, daß er um den Preis, so eine diabolische Höllenmusik zu hören, das Gehör wieder zu erlangen wünschte.

Das Volk berauscht sich nur an den Feiertagen, wo es nichts thut, arbeitet aber um so fleißiger an den Wochentagen. Es giebt kein Volk in der Welt, das fleißiger ist und doch so wenig erwirbt, weil es Alles seinem Leib und seinem Magen giebt, und dennoch ist es immer guten Muthes."

Dieser Schilderung folgen noch einige andere über verschiedene Gegenstände, und ich will zuerst mit der wichtigsten, der Frauen, beginnen.

Hundertvierundsiebenzigstes Kapitel.

Die Pariser vor hundertundfünfzig Jahren.

Die Frauen. — Die Sprache. — Woran man einen Franzosen erkennt. — Die Höflichkeit. — Die Moden. — Was man in Paris findet, und was nicht.

Besonders leidenschaftlich lieben hier die Frauen die kleinen Hunde, und sie lieben diese so zärtlich, als ob sie von dem Geschlecht des Hundes wären, welcher dem Tobias folgte. Sie sind der schönste und zugleich der häßlichste Schmuck der Stadt, denn die Schönen sind selten; aber in Anmuth und Lebhaftigkeit übertreffen sie alle Frauen der Welt, und dadurch wird es ihnen so leicht, zu überreden, Alles für sich zu gewinnen und niemals etwas zu verlieren. Sie haben auch das Vorrecht, ihrer Männer Herr zu sein und Niemandem zu gehorchen. Die Freiheit, welche dieses Geschlecht hier hat, ist größer, als die der nomadisirenden Araber, welche niemals des Abends an den Orten schlafen, wo sie des Morgens aufgestanden sind. Sie sind schlau und beredt, sie verkaufen öffentlich in den Läden und auf den Plätzen und geben den Männern weder in der Kunst, zu nehmen, noch in der, zu übervortheilen etwas nach.

Die, welche gern die Gelehrten spielen wollen, geben Nie-

mandem Pardon, und wenn sie die Maximen des Aminthos im Kopfe haben, so ist kein Xenokrates so streng, der sich nicht überreden ließe. Einige besteigen den Parnaß in Gesellschaft der Dichter, und da man hier die Unkenntniß selbst in unnützen Dingen übel nimmt, so rühmen sich fast alle Frauen, Lehrer gehabt zu haben und aus einer Schule hervorgegangen zu sein. So sind Einige unter ihnen, die Bücher machen, die Klügsten gebären Kinder und die Frömmsten trösten die Verlassenen, die Nüchternsten essen täglich eben so oft, als die Muselmänner beten, da es die Sitte des Landes ist, die aufgehende Sonne mit dem Brod in der Hand zu begrüßen.

Sie kleiden sich alle sehr zierlich; man sieht sie zu jeder Stunde, sie lieben die Unterhaltung munterer Personen, sie spazieren durch die Stadt, wie es ihnen gefällt; die Thür ihres Hauses ist denen, die es einmal betreten haben, stets geöffnet. Sie hassen Niemanden, außer wenn man sie mit solchen Dingen foppt, von denen Lamir dem Könige Demetrius zu verstehen giebt, daß sie für das schöne Geschlecht beleidigend wären, d. h., wenn ein Mann sich dessen rühmt, was man ihm nicht gestattet hat, oder wenn er das nicht thut, was man ihm gestattet. Sie wechseln oft die Mode in ihren Kleidern, so wie sie oft ihr Gesicht wechseln.

Es giebt Einige unter ihnen, die, wenn sie aus dem Hause gehen, den Dieben zum Trotz die Thüren zu schließen unterlassen, weil sie ihr ganzes Eigenthum bei sich tragen. Die Vornehmsten ziehen einen langen Schweif von Gold oder Seide nach sich, womit sie Kirchen, Gärten und die Straßen kehren. Sie haben alle das Vorrecht, zu jeder Zeit maskirt zu gehen, sich zu verbergen und sich zu zeigen, so oft es ihnen gefällt, und oft kommen sie mit einer Maske von schwarzem Sammet in die Kirche, wie zum Ball und in die Komödie,

Gott und ihren Männern unbekannt. Die schönsten herrschen über ihre Männer wie Königinnen und über ihre Liebhaber wie über Sclaven. Sie wissen nicht, was es heißt, ihre Kinder zu säugen, zurückgezogen in ihren Häusern zu leben, das Gewebe Penelope's zu machen; und indem sie so frei leben rühmen sie sich, Capitäne und Literaten zur Welt zu bringen, woran dieses Land besonders reich ist, da man hier mehr Gelehrte und Soldaten findet, als in Indien und Asien Abergläubige und Astrologen.

Sie geben und nehmen schnell Liebe, aber man liebt weder lange noch genug. Die Ehen, die sonst für das ganze Leben geschlossen werden, dauern jetzt nur gewisse Zeit, am häufigsten ist die freiwillige Ehescheidung, bei der der Mann ruhig in der Provinz lebt, während die Frau sich in Paris vergnügt.

Man sieht hier höchst selten Eifersüchtige, selten einen Mann, den die Untreue seiner Frau unglücklich macht, und eben so selten ein Mädchen, welches der Diana opfert.

Der Kuß, welcher in der Türkei, in Italien, in Spanien den Ehebruch anbietet, ist hier eine gewöhnliche Höflichkeit, und wenn jener artige Perser, der so viele geheimnißvolle Reisen machte, um dreimal den schönen Cyrus zu küssen, in Paris gewesen wäre, er hätte diesen Genuß bald geringschätzen gelernt. Man macht keinen Besuch, bei welchem man nicht Küsse austheilt und empfängt, aber diese haben den Werth der Münzen, die man gelten läßt, was man will, und da der Kuß eine Waare ist, die nichts kostet, die sich nicht abnutzt und die immer in Ueberfluß da ist, so ist Niemand geizig im Geben, und Wenige sind begierig sie zu erhalten.

Der Leichtsinn der Franzosen.

Der Leichtsinn ist das fünfte Element der Franzosen. Sie lieben besonders das Neue und sie bieten Alles auf, um einen Freund nicht lange zu behalten. Sie schicken sich gleich gut in Kälte und in Hitze; sie sinnen täglich auf neue Moden in ihrer Kleidung, und da sie sich in ihrem eigenen Lande immer langweilen, sieht man sie bald nach Asien, bald nach Afrika gehen, Wenige nach Spanien, Mehrere dagegen nach Italien und in eine Menge anderer Länder, um ihren Aufenthalt zu verändern und sich zu zerstreuen. Die, welche nicht reisen können, machen es mit ihren Häusern, wie mit ihren Kleidern; sie verändern oft die Wohnung, aus Furcht, wie sie sagen, sie möchten in ihr altern.

Die Sprache.

Die Sprache der Franzosen ist ein edles Gemisch aus Lateinisch, Italienisch und Spanisch; angenehm ist sie nur für den, der sie gut versteht. Sie verschlingen die Hälfte der Worte; sie schreiben nicht wie sie sprechen und machen sich ein Vergnügen daraus, zu sprechen, wie sie nicht verstanden werden können; so rasch sprechen sie die Worte aus, obgleich ihre Sprache jetzt gefeilt und graziös ist.

Da sie es langweilt, wenn sie sich von gegenwärtigen Dingen unterhalten, so plaudern sie fortwährend von der Zukunft, seltener von der Vergangenheit und niemals vom Alterthum; sie meinen, es sei ein Fehler der Spanier und Italiener, die vergangenen Jahrhunderte aufzugraben, und sie suchen nur neue Bücher, junge Pferde und Freunde, die an demselben Tage geboren sind.

Woran man einen Franzosen erkennt.

Einen richtigen Franzosen erkennt man an vier Dingen: wenn die Glocke schlägt, wenn er Jemanden um Etwas befragt, wenn er verspricht und wenn er von seinen Liebschaften plaudert. Kaum beginnt die Glocke zu schlagen, so fragt er, wie spät es ist; ehe er noch die Frage geendet hat, will er, daß man ihm geantwortet habe; er thut nur das, was er zu unterlassen versprochen hat; und was seine Liebschaften betrifft, so geht er mehr darauf aus, mit den Gunstbezeugungen seiner Geliebten zu prahlen, als sie zu empfangen.

Wenn die Veränderung des Wetters die Franzosen zwingt, sich Morgens in Wolle und Nachmittags in Seide zu kleiden, so zwingt sie zu dieser Veränderung ebensowohl die Flatterhaftigkeit ihres Temperaments.

Der Luxus und das theure Leben wären hier eher zwei Güter als zwei Uebel, wenn nur die Reichen allein glänzend lebten, aber der Neid hat sie auch unter die Anderen verbreitet, die es ruinirt. So scheint es, daß Paris fortwährend seinem Ende nahe, wenn es nämlich wahr ist, was ein Alter gesagt hat: daß der übertriebene Aufwand das sichere Symptom einer sterbenden Stadt sei. Jetzt aber, da die Kutscher und Lakaien Scharlach und Federn zu tragen beginnen, und Gold und Silber auf ihren Kleidern zu tragen gewöhnlich geworden ist, ist anzunehmen, daß der übertriebene Luxus der Reichen bald aufhöre, da nichts die goldgestickten Kleider bei den Vornehmen so in Mißkredit bringt, als sie auf dem Leibe der untersten Personen zu sehen.

Der König allein findet Gehorsam; sonst giebt es keinen Großen, der dem Niedrigsten zu drohen wagt. Habt ihr dem Herrn gegeben, was ihm gebührt, so könnt ihr im Uebrigen

à la grecque leben. Man braucht auf der Straße vor Niemandem den Hut zu ziehen, außer vor dem Allerheiligsten, wenn es zu den Kranken getragen wird. Die Leute aus der Hefe des Volkes genießen dasselbe Vorrecht; sie gehen Niemandem aus dem Wege, sie dulden nicht die geringste Beleidigung, und sie sind mehr gefürchtet, als die anständigen Leute, da sie nicht wissen, wie es in den Republiken zugeht, wo wenige Herren einem ganzen Volke von Sclaven gebieten.

Es giebt kein Volk, das gebieterischer und unverschämter ist. Sie selbst haben sich in den Ruf gebracht, daß sie des Abends vergessen, was sie des Morgens versprochen haben; sie sagen: sie allein hätten in der Welt das Vorrecht, ihr Wort zu brechen, ohne befürchten zu müssen, daß sie sich gegen die Ehre vergehen, und daß sie die Einzigen seien, welche die wahre Freiheit zu genießen verständen.

Die Höflichkeit.

Die Höflichkeit wird in Frankreich mehr studirt, als im Chinesischen Reich; man übt sie unter den Personen von Rang mit vieler Anmuth aus, die Bürger mischen viel Affectation hinein, und das Volk ist dabei plump. Jedermann macht daraus eine Kunst, je nach seinem Geschmack und seiner Bildung. Man findet Lehrer, welche in den Komplimenten unterrichten, und dieser Tage sah ich auf der Straße eine ziemlich hübsche Frau, die sich erbot, mir Komplimente zu verkaufen, und das billig. Diese Frau geht in die Häuser und breitet da ihre Waare aus, von der sie lebt.

Was man in Paris findet, und was nicht.

Was man in Paris gewöhnlich findet, das sind: eine Menge Versprechungen, die man nicht hält; eine Menge em-

pfangener Gefälligkeiten, die man schnell vergißt; viele Narren auf der Straße und manche eingesperrt, was man aber selten sieht, das ist Bescheidenheit und Weisheit, ferner mäßige Leute, nüchterne Personen und Leute, die alt geworden sind. Sehr selten sieht man schüchterne und skrupulöse Menschen daselbst; was man aber nie findet und doch am meisten wünscht, das ist Ruhe, Verborgenheit, und ein wahrer Freund.

Die Moden.

Chokolade, Thee und Kaffee sind hier sehr Mode, aber der Kaffee erhält vor den andern Getränken den Vorzug, und zwar als ein unfehlbares Mittel gegen — den Trübsinn; als neulich eine Dame erfuhr, daß ihr Mann in der Schlacht geblieben sei, sagte sie: man bringe mir schnell Kaffee! und sogleich schien sie getröstet zu sein.

Ich wußte die letzten Tage nicht, ob man noch Brod esse, denn der, welcher mir geflochtenes Brod, welches ich besonders gern aß, bringen sollte, sagte mir, es sei nicht mehr Mode. Die Mode ist der wahre Dämon, der diese Nation fortwährend martert, und das in dem Grade, daß sie nicht einmal die Frauen mehr lieben, wie sie es früher thaten, und die Muthwilligsten würden ein zärtliches Attachement als eine Sünde betrachten.

Man hat die Cravatten so kurz getragen, daß man sie kaum sah, und jetzt bindet man sie so an den Hals, daß sie wie Boulogner Saucischen herabhängen. Die Franzosen tragen keine Degen mehr, sondern Säbel. Die Bologneser Hunde gelten jetzt für häßlich, und man liebkost nur die, welche eine Wolfsschnauze und abgeschnittene Ohren haben, und je mißgestaltener sie sind, desto mehr werden sie mit Küssen und Umarmungen überhäuft.

Der Briefschreiber schließt mit den Worten, welche am besten zeigen, wie Frankreich immer Frankreich bleibt:

Mein theurer Freund, schreibt er, bitten wir Gott von ganzem Herzen, daß er dieser tapferen Nation den Geist des Friedens gebe, und daß die kriegerische Wuth, die stets in ihr tobt, sich zum Guten lege, damit Ruhe und Sicherheit in ganz Europa wiederkehren.

Hundertfünfundsiebenzigstes Kapitel.

Was ich gesehen habe.

Die Legitimisten. — Die Napoleoniden. — Die Republikaner. — Louis Napoleon in Ham. — Die Literaten.

Mein Aufenthalt in Frankreich war von nicht langer Dauer. Mit dem Könige von Bayern stand ich fortwährend in Briefwechsel. Wir hatten uns verabredet, in Rom zusammenzutreffen, doch wurde dieser Entschluß beiderseits aufgegeben. Man hatte nach meiner Entfernung aus München nichts unterlassen, um dem Könige in Bezug auf mich die gehässigsten Dinge mitzutheilen, und wo nur möglich, meinen Namen zum Skandal zu machen; ja einige Unverschämte hatten es nicht unterlassen, vom Könige Summen zu erpressen, indem sie vorgaben, daß sie Dinge von mir wüßten, welche mich vor der Welt höchst verächtlich machen würden, wenn sie solche enthüllen wollten.

Nun hatte der König gewiß das beste Vertrauen zu meinem Charakter, aber was hat ein König nicht Alles zu fürchten, worüber der gewöhnliche Mensch lächeln kann?

Mehrmals suchte man Se. Majestät durch die Herausgabe meiner Memoiren oder vielmehr durch Androhung, daß die-

selben erscheinen würden, zu mystificiren, und hätte der König solchen Intriguen nicht verächtlich den Rücken gekehrt und den guten Willen unbezahlt gelassen, welche Memoiren der Lola Montez würden nicht erschienen sein? Fehlt es mir an Feinden, denen die Erbitterung alles Mögliche, die abscheulichsten Schmähungen und Lügen in die Feder diktirt hätte? — Da ich hörte, daß man damit umging, meine Memoiren zu schreiben, so faßte ich allerdings einen Augenblick den Entschluß, um alle Schmähungen und Lügen, welche in Betreff meiner Person ausgestreut waren und noch werden könnten, zu Schanden zu machen, meine Memoiren niederzuschreiben, und trat deshalb mit einem Gelehrten in Verbindung, da ich einsah, daß ich selbst dann, wenn ich sie wirklich selbst schreiben wollte, doch wegen verschiedener Dingen eines Beistandes bedurfte. Indeß wollte ich diesen Schritt ohne die Einwilligung des Königs von Bayern nicht thun, da ich mit Recht glaubte, daß es mindestens indiscret von mir sein würde, über Verhältnisse zu schreiben, welche das Privatleben des Königs berührten. Ich unterließ es aber zu fragen und die ganze Sache unterblieb.*)

---

*) Anmerkung des Uebersetzers:

Hierauf scheint sich ein Brief des Herrn Hurt-Binet zu beziehen, welcher an die Redacteure des Schweizer Journals de Genève folgenden Brief richtete, den wir den angeblich von Papon herausgegebenen Memoiren entlehnen, ohne natürlich für dessen Aechtheit bürgen zu können.

„Meine Herren!“

„Der Lärm, welchen die Ankündigung eines Werks über Lola Montez verursacht hat, ist bis in mein einsames Studirzimmer gedrungen, und sogar mein Name wurde, wie man mir schreibt, in die Vermuthun-

Indeß hatten doch die vielen Intriguen, welche mich und den Monarchen von allen Seiten umspannen, einige Mißstim-

---

gen aller Art gemischt, welche diese Erscheinung hervorruft. Da mehrere schweizerische und auswärtige Journale schon vor etlichen Monaten von mir ausgesagt hatten, daß ich mich mit den Memoiren dieser romantischen Celebrität beschäftige, so hat man geglaubt, mein Buch sei dasjenige, das nunmehr erscheinen solle.

Es ist kein wahres Wort daran; die Sache verhält sich so:

Ich machte zufällig die Bekanntschaft der Gräfin von Landsfeld; sie bat mich, sie zu besuchen und ich leistete dieser Einladung Folge. Ich weiß nicht, welche Laune sie veranlaßte, daß sie eines Tages in Gesellschaft mehrerer angesehener Männer, die zufällig bei ihr versammelt waren, ohne Weiteres mich fragte, ob ich die Redaction ihrer Memoiren übernehmen wolle. Ich sagte zu. Wir vereinigten uns über einen Tag, wo sie mir die nothwendigen Documente zustellen sollte, welche sie, wie sie sagte, von mehreren Orten her kommen lassen mußte. Inzwischen erzählte sie mir in langen Unterhaltungen die verschiedenen Phasen ihres abenteuerlichen Lebens. Anfangs fand ich großes Vergnügen an diesen vertraulichen Mittheilungen, aber bald kam ich zu der traurigen Ueberzeugung, daß dieselben, gleich den poetischen Mährchen der arabischen Sultanin Scheherzade mehr interressant, als der Wahrheit getreu seien, denn dieselben Facta wurden jeden Augenblick mit unerwarteten Variationen wieder erzählt. Je tiefer ich in das Gewölke eindrang, um so weniger vermochte ich klar zu sehen. Noch bis auf die jetzige Stunde weiß ich den Ort ihrer Geburt nicht. Die wunderbaren und sich widersprechenden Fabeln, womit sie ihre Wiege umgab, machten jede Gewißheit in dieser Beziehung ebenso unmöglich, als es bei ihren beständigen Fahrten unmöglich ist, vorherzusagen, welches Land einst ihre hübschen Gebeine verwahren wird.

Bald hatte sie das Tageslicht in der schönen Sevilla, unter den Citronenbäumen der maurischen Könige erblickt, eine Enkelin Figaro's

mung zwischen uns hervorgerufen, und ich erkannte, daß es von mir undankbar sein würde, den König stets diesen bösen Einwir-

---

und Urenkelin des Guzman von Alfarache; ein Kind des Balles, hatte sie, zur Musik der Guitarren und Castagnetten den Fandango tanzend, gehen gelernt; in den Coulissen geboren, fand sie sich nur auf den Theaterbrettern heimisch; endlich hatten Elend, Liebe, Zufall sie, eine junge verführerische Zigeunerin, aus den balsamisch duftenden Gefilden Andalusiens auf das schwarze Pflaster Londons geführt.

Bald war sie die edle Tochter einer irischen Papistenfamilie, hatte ihre Eltern schon vor ihrer Geburt verloren und war mit sechszehn Jahren von methodistischen Verwandten aufgenommen worden, welche sie zum Abfall vom römischen Glauben zwingen und als Gouvernante in das puritanische Schottland schicken wollten. Ein Roman von Lady Blessington fällt der jungfräulichen Märtyrerin in die Hände; diese Lectüre erleuchtet ihr Gewissen, enthüllt ihr ihren Beruf, und um katholisch zu bleiben, wird sie Tänzerin.

Diese beiden Ueberlieferungen endigten gewöhnlich mit zwei anderen Legenden, die in ihrem Gefolge kamen: Erstens Heirath mit einem englischen Offizier, Sir Archibald Turnbull, welcher sie im Theater entführte, um sie in Calcutta vorzustellen, auf einem großartigeren Schauplatze, am Hofe des Gouverneurs von Indien, dessen Nichte sie war, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte; zweitens gleichzeitige tanzkünstlerische Erfolge in London, wunderbare Eingarnung junger Lords, rasch erworbenes Vermögen, höllischer Luxus, betäubendes Freudenleben; sie gilt als die Zigeunerin der großen Welt.

Kurz und gut, es würde zu weit führen, wenn ich all' die widersprechenden Versionen aufzählen wollte, die gleich parallelen Flüssen, mit denselben Daten als Absteckpfählen, neben einander dahinströmen, ohne sich jemals zu begegnen, bis ihre Wasser, obschon ein wenig trübe, sich endlich mit den Fluthen der Isar vermengen, unter der Königsbrücke zu München.

kungen auszusetzen. Ich entschloß mich daher, an Se. Majestät zu schreiben, ihm für alle empfangene Güte zu danken,

---

Ich war im Begriff, alle diese irrigen Einzelnheiten zu Papier zu bringen, als meine liebenswürdige Heldin mich auf einmal ersuchte, die Einwilligung des Königs von Bayern abzuwarten.

Es verstrichen einige Wochen, ohne daß eine Nachricht kam, dann erfuhr ich indirect, daß die Gräfin schleunigst abgereist, daß sie ohne Trommelwirbel und Trompetenklang verschwunden sei.

Dieses Verfahren würde mich überrascht haben, wenn ich nicht die Sitten und Gebräuche der launenhaften Jüngerinnen des lustigen Vereines, der in unserer lieben Frau von Loretto seine nachsichtige Patronin verehrt, bereits gekannt hätte. Ohne sonderliches Bedauern verzichtete ich auf das Unternehmen, da bei einem Werke dieser Art einzig und allein die Aufrichtigkeit durch ihren rührenden Zauber Verzeihung für alle Fehltritte erwirken kann. Meine Absicht war, ein ähnliches Buch wie die Memoiren einer Zeitgenossin zu schreiben, nicht als die unmögliche Ehrenrettung einer Dame, welche den Gegenstand derselben bildete, sondern als eine der christlichen Liebe entflossene Rechtfertigung.

Dies war mein Plan.

Es findet also ein gewaltiger Unterschied statt zwischen meinem Entwurf und den Memoiren, welche Herr August Papon herausgiebt.

Jedem sein Werk, Jedem seine Verantwortlichkeit.

Ich habe mich über seine Auffassungsweise nicht auszusprechen; ich urtheile nicht, bevor ich gelesen habe. Nur geht aus dem, was ich vernommen habe, so viel hervor, daß Herr Papon Briefe veröffentlicht, die an ihn geschrieben wurden, Briefe, die sein Eigenthum sind. Ich erkläre mich noch nicht über die Art, wie er in seinem Buche unbekannte Personen auf die Scene bringt, besonders Jünglinge, die schmetterlingsartig Lola Montez umflatterten und an dem brennenden Gas ihrer schönen Augen die Flügel verbrannten.

und ihm zugleich anzuzeigen, daß ich mich wieder als frei betrachte und fernerhin auf ein Verhältniß nicht mehr Rücksicht nehmen würde, das ich als der Vergangenheit angehörig betrachte. Ich glaubte um so mehr zu diesem Schreiben Veranlassung zu haben, da ich schon in Paris einen jungen Offizier kennen lernte, der mir seine Hand antrug, und die ich anzunehmen im Begriff stand.

Jedoch wollte ich die Antwort des Königs erst abwarten. —

Die Antwort Sr. Majestät gab mir Freiheit. —

Indeß hatte sich das Verhältniß mit dem französischen Offizier zerchlagen, — denn dieser Offizier wollte Frankreich und mich mit dem Degen beherrschen.

Mögen es die Franzosen sich gefallen lassen, es ist das beste Regiment für sie, unter den Regimentern zu stehen, — Lola Montez beugt sich nicht unter der Säbelherrschaft ihres Mannes.

Die Liebe sitzt nicht an der Spitze eines Säbels.

Ich war also wieder frei, frei von allen Seiten, frei in

Ich habe selbst zu viel durch verwegene Urtheile zu leiden gehabt, als daß ich mir ein solches erlauben wollte. Gleichwohl nehme ich an, daß ein Vorwort, wie das von Herrn August Papon, nicht die Einleitung zu einem gehaltlosen Roman, daß aber sein Werk ein Pfeil nach einem Ziele sei, welches ich nicht sehe.

Wenn dem verständigen Manne Etwas wunderlich oder seltsam vorkommt, so sagt er nach einigem Besinnen zu sich selbst: Ich weiß nicht Alles.

Genehmigen Sie u. w.

La Banderolle, Januar 1849.

Oskar Hurt-Binet."

einer Zeit, wo Alles nach Freiheit strebte, und Keiner sie finden konnte.

Ich warf noch einmal einen Blick über Frankreich, über Paris, über dieses Paris, dessen blutige Geschichte auf den Pflastersteinen der Straßen geschrieben steht.

Ich überblickte noch einmal alle Parteien.

Ich erkannte die Napoleoniden, die alle zusammen keinen Napoleon ausmachen, und dessen Name dennoch gewaltig genug war, Frankreich Ehrfurcht, Hoffnung und Zuversicht einzuflößen.

Ich erkannte Ludwig Napoleon, von dem man damals nicht wußte, was er wollte, und den man zum Präsidenten der Republik machte, ohne seine Schrift, welche er als Gefangener in Ham geschrieben hatte, auch einmal erst zur Hand zu nehmen. *)

---

*) Der Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte, welcher 1840 noch in Ham als Gefangener saß, schrieb damals eine Broschüre, welche „**Fragmens historiques, 1688 et 1830**“ betitelt war. Der Prinz schreibt in der Vorrede zu diesem Buche: „Während man in Paris die sterblichen Ueberreste des Kaisers vergöttert, bin ich, sein Neffe, lebendig in einem engen Gefängniß begraben; aber ich lache über die Inconsequenz der Menschen, die Erniedrigungen, denen man mich blosstellt, so wie die schlechte Behandlung, welche mir zu Theil wird, schänden ihre Urheber mehr, als sie mich treffen; durch einen inbrünstigen Glauben und durch ein reines Gewissen gestählt, finde ich mich voll Standhaftigkeit in mein Unglück und tröste ich mich über die Gegenwart, indem ich die Zukunft meiner Feinde mit unauslöschlichen Buchstaben in der Geschichte aller Völker eingeschrieben sehe.“

Die Schrift selbst, welche eine Parallele der Jahre 1688 (englische Revolution, Berufung Wilhelm's III. auf den englischen Thron) mit

Ich sah die Anhänger des unglücklichen legitimen Königshauses sich im Schweiße ihres Angesichts vergebens abmühen, dem erhabenen Haupte des Sprößlings der Bourbonen die Krone wieder zu verschaffen.

1830 aufstellt, enthält Ideen, welche mit denen eine merkwürdige Aehnlichkeit haben, die Napoleon nun theils ausgeführt hat, theils noch auszuführen im Begriffe steht. Er sagt nämlich unter Anderem von Wilhelm III. von England:

„Nehmen wir einmal an, Wilhelm hätte, ohne die Kränkungen zu rächen, die man dem britischen Heere angethan, in London ein stehendes Heer gehalten, zahlreicher als die Truppen Jakob's II., um das Parlament dadurch einzuschüchtern, während er andererseits die Demüthigung von Seiten des Auslandes sich gefallen ließ; nehmen wir ferner an, er hätte auf gleiche Weise die alten wie die neuen Interessen alle verletzt, er wäre den Männern, die ihn einst unterstützt, so wie den Versprechungen, die er in seinem Manifest ertheilt, untreu geworden; er hätte, statt mit seinen Kammern in würdiger, offener Weise zu sprechen, nur an die Krämer-Gesinnung, an die Furcht vor der Anarchie appellirt, womit er zugleich die Verantwortlichkeit für tyrannische Handlungen früherer Regierungen übernommen, wie z. B. wenn er und sein Parlament den Justizmord John Russel's und Sydney's gutgeheißen hätte, statt das Andenken derselben wie er that, wieder zu Ehren zu bringen; nehmen wir endlich an, er hätte, statt die Sache der Revolution von 1688 zu befestigen, sie verrathen, statt den englischen Namen zu heben, ihn erniedrigt, statt das Volk zu erleichtern, es mit Abgaben erdrückt, ohne den Ruhm, ohne den Handel und die Industrie zu vermehren; er hätte die Freiheiten beschränkt, ohne auch nur die öffentliche Ordnung sicher zu stellen, —.— — gewiß wäre dann eine neue Revolution unausbleiblich gewesen. — — — Ist es schwer, Frankreichs und Louis Napoleon's Zukunft zu deuten, wenn man diese seine Ideen aus der Vergangenheit liest? —

Die legitime Herrschaft ist todt in Frankreich, nur Usurpatoren und Prätorianer können daselbst noch Glück machen, weil Frankreich den Wechsel will, und wie viele Kaiser können ihm die Prätorianer nicht machen? Hatte nicht Rom an einem Tage oft drei Kaiser? — Jeder Feldherr in jeder Provinz machte sich selbst zum Kaiser oder ließ sich von seinen Soldaten dazu machen.

Wird ein solcher Zustand diesem unruhigen Lande endlich genügen?

Wird ihm der Zustand permanenter Unruhe, permanenten Bürgerkrieges endlich die Ruhe geben?

Ich überblickte es endlich noch einmal, das Heer der Schriftsteller, die Feuilletons-Helden, welche mit so großer Leichtigkeit über die Millionen und die schlechten Leidenschaften verfügen, welche, statt eine treue Schilderung ihrer Zeit zu geben, diese in Träumereien eines Utopien einführte, welchen das Volk demoralisiren mußten.

Aber diese Millionen-Träumer selbst, welche ihr Leben mit eingebildetem Luxus umgeben, sehen aus, als wären sie nicht dafür geschaffen. Man konnte leicht bemerken, daß der Luxus keine Gewohnheit für sie war, sondern die Folge von Anstrengung der Phantasie. Je mehr diese Romanschriftsteller sich bemühten, die vornehme Welt in ihrem täglichen Leben zu schildern, um so deutlicher erkennt man darin forcirte Studien.

Man sieht recht gut, daß der größte Theil dieser Schriftsteller aus Dachstübchen und Hütten hervorgegangen und durch viele Gossen gelaufen ist, ehe er in die Salons gelangt. In den Salons setzt sie Alles in Verwunderung, man sieht, daß die neue Athmosphäre sie beengt, doch um dies nicht merken zu lassen, reißen sie sich mit Hochmuth heraus. Gern wollen

sie für große Herren gehalten sein, indem sie viele kleinliche Details über das Dienstwesen geben.

Das ist keine Schilderung des täglichen Lebens einer Klasse der Gesellschaft; ich glaube vielmehr, immer einen Haushofmeister zu sehen, welcher den Dienstboten im Schlosse Unterricht ertheilt. Man bemerkt, daß diese Herren ihre eingebildeten Diener schaffen und abrichten, während sie in den guten alten Häusern bereits fertig sind.

Ich war einmal im Stande, die allmählige Umwandelung dieser neuen Herren zu betrachten. Ich sah sie aus einer unbekannten Welt in den Gegenden einer eleganten Welt ankommen und nach tausend Umwegen auf den Boulevards und in dem **Café de Paris** Fuß fassen. Man bemerkte da den Eintritt des Neuangekommenen. Sein verlegenes Wesen gab sich trotz seiner Keckheit zu erkennen, und man merkte ihm die Freude an, endlich zur Verwirklichung seiner Lieblingsidee gekommen zu sein. Ich sah, wie sie die Lehrzeit der Gebräuche und Ausdrücke dieser für sie so neuen Welt durchmachten.

Im Theater war es eben so. Sie kamen vom Parterre aus über die Sperrsitze nach den vorderen Logen. Bei jedem Vorschritt wechselten sie die Haltung und am letzten Punkte trugen sie pomphaft ihr nach dem Modejournale geordnetes Haar und ihre frischbehandschuhten Hände znr Schau. Mit welcher Sicherheit traten sie auf dem rothen Tuche der Logen auf! Wie herrschten sie in den Foyers!

Mit der Zeit bekommen sie Paläste und Equipagen, und man könnte in den Büchern dieser Schriftsteller leicht den allmähligen, obgleich nur das allmählige Heruntersteigen von der Dachkammer zur Beletage nachweisen.

Wer würde sich nicht aufrichtig freuen, wenn er die Arbeit und den Geist mit Erfolg gekrönt und den Preis bei diesem

Wettlaufe davontragen sieht? Aber die Arroganz dieser Sieger stört das Interesse, das sie erregen.

Sonst begünstigte der vornehme Herr den Schriftsteller, jetzt sieht dieser gnädig auf jenen herunter.

Ich erinnere mich, daß der Herzog von Fitz-James, ein so vornehmer Herr er auch war, mit edlem Herzen und chevaleresken Gesinnungen, einen dieser Feuilleton-Cäsaren mit seinem Besuche beehrte. Mehrere Tage darauf trat dieser Stutzer im Foyer des italienischen Theaters zu dem Herzoge, entschuldigte sich hochmüthig, daß er den Besuch noch nicht erwiedert habe, und gab als Grund an, daß er es nicht gewohnt sei, Besuche zu machen. — Es ist ein großes Glück für Sie, daß es Ihr Vater war, versetzte der Herzog.*)

Ich sah die Republikaner von gestern und von heute, ich sah die Pariser Bevölkerung, welche man so oft mit einer galanten Dame verglichen hat.

Ich möchte sie mit einer Koketten vergleichen, sagte ich zu meinem Freunde, und dieser entgegnete mir:

Giebt es denn einen Unterschied zwischen einer koketten und einer galanten Frau?

Nun, ich dächte, versetzte ich, es herrscht zwischen beiden derselbe Unterschied, wie zwischen einem Narren und einem Witzling. Diese Pariser, fuhr ich fort, besitzen jene Koketterie, welche unsern kränklichen Sitten überhaupt anhaftet, im höchsten Grade, ich brauche sie nur an einen ihrer Landsmänner zu erinnern, welcher seine eigene Nation auf eine Weise charakterisirt hat, die wir nicht genug beherzigen können.

Es giebt in diesem Augenblick fast keinen, sagt er, der ein Atom von Glauben hat, der die kleinste Tradition beobachtet.

*) Eugen Sue?

Wir halten uns nicht mehr an das Substantielle, sondern an das Unwesentliche in den Dingen, die uns am meisten zusagen. Die Irrlichter kleiden uns in Allem. Wir streben nicht einmal nach dem Glück, sondern nur nach dem Schein desselben. Selbst die Athener bieten in dieser Beziehung keine Analogie mit uns. Die Zeitgenossen des Alcibiades waren nur frivol und leichtsinnig, aber sie hatten doch dabei eine gewisse Energie. Juvenal's Römer waren lasterhaft, aber sie hatten doch Leidenschaften, welche Kraft verriethen. Das Alterthum mißbraucht die Nationen und ihre Eigenschaften, unsere Zeit mißbraucht den Geist und ist dadurch so verweichlicht, daß es keine Männer mehr giebt.

Ich fürchte, wir handeln jetzt nicht mehr aus Neigung zu einer unbezwinglichen Persönlichkeit oder mit der Einheit eines bestimmten Plans, oder auch nur um ein wohlüberlegtes Interesse zu befriedigen. Frankreich war daran gewöhnt, durch eine beispiellose Thätigkeit die erstaunlichsten Civilisations-Wunder in Aufnahme zu bringen. Unsere Väter gaben sich mit blinder Wuth den unbesonnensten, aber die energischste Thätigkeit in Anspruch nehmenden Brutalitäten hin. Die Fronde verwickelte sich in wilde revolutionäre Pläne, die ernsterer Natur waren, als man glaubt. Selbst das 18. Jahrhundert war trotz seiner unerbittlichen Negation durchaus aufrichtig; die ganze Revolution war eben so entsetzlich durch die Ehrlichkeit ihrer Unthaten, als großartig in der tiefen Bedeutsamkeit ihrer Verwegenheit. Noch unter der Kaiserherrschaft waren unsere geringsten Mienen eine That, unsere geringsten Worte ein Ereigniß.

Jetzt aber besitzen wir keine Leidenschaften mehr, weder durch Temperament, noch durch die Macht der Phantasie, noch durch Reflexion.

Wir geben uns ganz den Launen des Augenblicks hin; der innere Heerd ist ausgebrannt, und unser Willen hat keinen bestimmten fixen Pol. Daher ist es sehr natürlich, von dem Abend bis auf den Morgen für und gegen ein Prinzip zu sein, bald die Tradition anzugreifen und bald das Hergebrachte zu loben, je nachdem man verdaut; in einem Augenblick Robespierre und Ludwig **XVI.** zugleich zu schätzen, und an Gott zu glauben und Atheist zu sein, je nachdem es Mode ist.

Wer hat jetzt eine Religion des Herzens und des Geistes? Wer hat ausschließliche Sympathieen und unüberwindliche Antipathieen? Was ist jetzt durchgängig tugendhaft oder lasterhaft, oder ehrlich? Man erreicht jetzt nichts, als den falschen Schein der guten Eigenschaften oder Fehler, welche für die Stellung, die man einnehmen will, am passendsten sind; es ist selbst dem begabtesten Menschen nicht mehr vergönnt, eine fruchtbare und lebendige Originalität zu bewahren, denn die Konvenienzen der Gesellschaft unterdrücken despotisch den individuellen Willen. Man muß sich daher völlig passiv verhalten, bis man eine bestimmte Stelle angenommen, und deßhalb ist auch die einzige Thätigkeit, welche man mit Erfolg anwenden kann, nicht die der Logik oder der Vernunft, sondern des Zufalls oder der Einbildung. —

Aber am allerschlimmsten ist die religiöse Koketterie der Franzosen. Welch ein jämmerlicher Komödiantenscherz war jene letzte katholische Reaction, die von Dichtern und Journalisten in den Boudoirs in Aufnahme gebracht wurde! Was für Skandale und Unsittlichkeiten besudelten alle Gewissen, während man die heiligsten Erinnerungen um die Wette mißbrauchte, um damit eine Situation in einem Roman, einem Drama, ja selbst in einem Feuilleton zu übersirnissen. Aber hat man irgendwo gehört, daß diese scheinheiligen Phrasenmacher ihr

Herz vorher gereinigt oder ihre Finger von dem Staube eines feilen Goldes abgewaschen? War es doch in den letzten Wintern guter Ton, auf den Bällen mit seiner Tänzerin über Christenthum zu schwatzen. Die schönsten Westen in den Bouffes ließen mitten auf der Brust des Dandies eine symbolische, in ein Kreuz geschlungene Kravatte sehen. Jeder hätschelte sein Gewissen mit schönen Wahrheiten, die ohne Anwendung blieben. Es war ein allgemeines Schönthun mit einer Religion ohne Dogma, einer Moral ohne Grundsätze, denn nie hat man gehört, daß der unreine Strom der Verleumdung auf diesen heiligen Zungen versiegt sei.

Es war nicht selten, Republikaner zu sehen, die sich in superfeinem, mit Wappen geschmücktem Battist schneuzten, daß man glauben könnte, ihr Fuß habe die Betstuben Karlistischer Gräfinnen betreten. Andere sind dabei ertappt worden, wie sie mit duftenden Handschuhen sich daran machten, das Straßenpflaster aufzureißen, als die Barrikaden gegen die Aristokratie errichtet wurden. Man zähle nicht auf diese kokettten Demokraten.

Die Lorgnette ist für gewisse Leute bei öffentlichen Feierlichkeiten das, was der Fächer für die Spanier ist. Es giebt Stutzer, die es zu vermeiden suchen, jung auszusehen und gute Augen zu haben. Sie würden dann das Recht verlieren, sich mit einem schwarzen Kreis von Schildkrötenschale unterhalb ihrer Augenbrauen zu schmücken, der ihnen so wohl steht. Wie weit ist es nicht mit uns gekommen, daß man sich schämt, jung zu sein und der Sonne und den schönen Frauen gerade in's Gesicht zu sehen.

Was soll man von einem Liebenden denken, der einem jungen Mädchen, für das er zu brennen sich rühmt, keine andere Blume anzubieten hat, als die bedeutungslose Kamelia?

Wer würdigt jetzt den Glanz und die Reinheit der Lilie oder den Balsam der Rose? Ach, die Natur selbst bringt nicht mehr die einfachen und schönen Erzeugnisse hervor, die sonst ihre schönste Pracht waren!

So klagte mein Franzose, und obwohl ich nicht unterlassen konnte, über seine Jeremiade zu lächeln, welche sich über die Männer und die Frauen, über die Menschen und über die Natur, kurz, über Alles beklagte, so mußte ich ihm doch darin beistimmen, daß die Gesellschaft überall, aber namentlich in Frankreich sehr erkrankt sei, und daß wir schwerlich einen Arzt für diese Zustände finden werden, wenn nicht — Gott.

Der Säbel und die Presse, Jesuiten und Demokraten, Nichts vermag die Welt von der Zerrissenheit zu retten, in welche sie die Ideen gestürzt haben, welche leider jetzt zu übermächtig geworden sind, als daß sie ausgerottet werden könnten, ohne selbst denen Unheil zu bringen, welche gegen sie ankämpfen und sie zu erdrücken suchen.

Den Kampf vertagen, heißt das die Gesellschaft retten? —

Hundertsechsundsiebenzigstes Kapitel.

Ein politischer Flüchtling.

Rousseau. — Roß-Hall. — Die Mütze. — Madame Zell. — Ein Brief des Königs von Preußen.

Ich verließ Frankreich mit schwerem Herzen, um abermals nach dem Lande zu reisen, welches so glücklich ist, — sich nicht selbst fürchten zu müssen.

Dazumal waren in London noch einige hohe Herrschaften, welche vor dem Aufruhr die Flucht ergriffen hatten, und ich dachte unwillkührlich an den politischen Flüchtling, welcher hier im vorigen Jahrhunderte vor dem Galgen, mit welchem er in seinem Vaterlande bedroht war, sich gerettet hatte, — an Rousseau.

Bekanntlich wollten ihn einige heuchlerische Priester zu Motiers-Travers steinigen lassen; der große Rath zu Bern befahl ihm, eine kleine Insel zu verlassen, wohin er sich geflüchtet hatte. Rousseau begab sich damals nach Berlin zu dem Land-Mareschal, kam nach Straßburg zurück und erhielt die Zusicherung, daß man, trotz des gegen ihn erlassenen Arrestbefehls, ihn durch das Land reisen lassen würde, damit er sich nach England begeben könne. Man hat behauptet, daß er

sich in Paris nicht mit der wünschenswerthen Klugheit benommen habe. Er wohnte bei dem Prinzen Conti und empfing daselbst einen zahlreichen Besuch von seinen Bewunderern und Bewunderinnen; auf dem Boulevard erschien er in seinem sonderbaren orientalischen Kostüm, das er seit langer Zeit trug. Seine Verfolger benutzten diese kleinen Sonderbarkeiten, und bald darauf befahl ihm die Polizei, ohne Verzug die Residenz zu verlassen, wenn er einer Verhaftung sich nicht aussetzen wollte. Mit David Hume, den man den dicken David nannte, und den er durch die Gräfin Boufflers kennen gelernt hatte, reiste er von Paris ab. Schon damals war der arme Rousseau von der fixen Idee eingenommen, die ihn in jeder Person, welche sich ihm näherte, einen Feind oder Spion fürchten ließ. Er glaubte, daß alle Monarchen und alle Priester des Continents sich vereinigt hätten, um ihn zu vernichten, und daß sie hierbei von seinen literarischen Nebenbuhlern unterstützt würden. Europa hatte nach seiner Meinung nur ein einziges freies Volk und einen wahren Philosophen, nämlich England und David Hume. Von ihnen verlangte er eine Zufluchtsstätte und einen Beschützer. Hume versprach ihm seinen Beistand und bot ihm zu Wotton in der Grafschaft Staffordshire das Haus seines Freundes Davenport zur Wohnung an. Dieser Vorschlag sagte der unruhigen Gemüthsstimmung Rousseaus zu, der nun auf eine friedliche Zukunft hoffte. Die Englischen Journale zeigten den 13. Januar 1766 seine Ankunft zu London an, einige Tage später hatte er sich in Wotton häuslich niedergelassen.

Es hing nun ganz von ihm ab, auch unabhängig zu leben; Alles schien sich zu vereinigen, um seine Wünsche zu erfüllen. Seine treue Gefährtin, Therese Lavasseur, war bei ihm. Herr Davenport, ein gebildeter Edelmann, suchte sei-

nem Gaste den Aufenthalt zu Wotton so angenehm als möglich zu machen, er behandelte ihn wie ein Mitglied seiner Familie. Als leidenschaftlicher Bewunderer der Natur, war Rousseau von herrlichen Landschaften umgeben. Es war dort zwar weder das sanfte Klima Frankreichs, noch die majestätische Erhabenheit der Alpengegend zu finden; aber grüne Hügel, freie Aussicht auf lachende Ebenen, herrliche Wiesen und Thäler umgaben diesen neuen Wohnsitz. Als Botaniker mußte er übrigens diesen Ort als ein wahres Paradies halten. Wenn er die Einladungen seiner Nachbarschaft hätte annehmen wollen, so würde er mit den achtbarsten Familien bekannt geworden sein. Der umwohnende Adel, die Prediger der benachbarten Kirchspiele, ja sogar die Bauern von Wotton überhäuften ihn mit Zuvorkommenheit.

Nicht weit von seiner Wohnung lag Calwich-Abbey, die schöne Villa Granville's. Dieser Edelmann erzeigte dem Verbannten die wohlwollendste Gastfreundschaft. Granville hatte zwei Schwestern, von denen die ältere, Mistreß Debeg, mit Georg III. und der Königin Charlotte im vertrauten Umgange lebte. Diese Dame, die Freundin von Swift, dem Dr. Burney, Horaz Walpole, Anna Sevard und von der Herzogin von Portland; ihre Schwester, Mistreß Deves und viele Andere, Männer und Frauen von Rang und Einfluß, bewarben sich wetteifernd um die Freundschaft des Philosophen. Vorzüglich aber war es die Herzogin von Portland, Tochter des Herzogs von Devonshire, die ihre ganze Koketterie aufbot, um den Genfer Bären zu zähmen. Sie war jung, schön und erst kurz verheirathet. Granville stellte ihr Rousseau vor, den ihr Gemahl, wie sie selbst, mit der größten Auszeichnung behandelte. Die Herzogin liebte leidenschaftlich die Botanik, und da sie bemerkte, daß Rousseau sich besonders darüber freue, so ließ sie sich von

ihm in den Thälern und auf den Felsen, die Wotton-Hall umgaben, begleiten. In seinen Briefen schildert er sie als eine unerschrockene Spaziergängerin, deren kühne Excursionen die schönen Pariserinnen in Erstaunen setzen würden. Endlich wirkte Davenport von seinem Freunde, dem General Corway, der damals Staatsminister war, für seinen Gast eine jährliche Pension von 100 Pfd. aus.

Obwohl dies Gründe genug waren, um vollkommen glücklich zu sein, so war doch Rousseau weit davon entfernt, sich glücklich zu fühlen. Er konnte sich von seiner krankhaften Gemüthsstimmung nicht befreien. Einige scherzhafte Spöttereien in den Journalen, ein paar dumme Witze, ein schlechtes Portrait, in welchem er eine absichtliche Karrikatur zu erkennen meinte, reichten hin, seiner thörichten Furcht, seinem unbegründeten Argwohn und seiner überspannten Empfindlichkeit neue Nahrung zu geben. Plötzlich bildete er sich ein, daß Hume ihn verrathen, und daß sein Ruhm vor ganz England herabgewürdigt werde. „Mylord," schrieb er an den Grafen Harcourt, „die Unglücklichen sind überall unglücklich; in Frankreich verbannt man sie, in der Schweiz steinigt man sie, in England beschimpft man sie. Das heißt die Gastfreundschaft theuer bezahlen." Am meisten aber reizte den Zorn des Misanthropen ein vermeintlicher Brief des Königs von Preußen, durch den er sich im innersten Grund seines Herzens verletzt fühlte. Horaz Walpole hatte diesen Brief geschrieben, er lautete folgendermaßen:

Der König von Preußen an Rousseau.

„Sie haben auf Ihr Vaterland, Genf, Verzicht geleistet; Sie sind aus der Schweiz, dem Lande, das Sie in Ihren Schriften so sehr loben, vertrieben worden; Frankreich hat

Verhaftbefehle gegen Sie erlassen. Kommen Sie zu mir! Ich bewundere Ihre Talente, ich freue mich über Ihre Träumereien, die, im Vorbeigehen sei es gesagt, Sie zu sehr und zu lange beschäftigen. Man muß zugleich klug und glücklich sein. Durch Ihre für einen wahrhaft großen Mann wenig schicklichen Sonderbarkeiten haben Sie so viel von sich reden machen. Beweisen Sie Ihren Feinden, daß, wenn es sein muß, Ihnen auch der gemeine Menschenverstand nicht fehlt. Dies wird sie ärgern, ohne Ihnen zu schaden. In Meinen Staaten können Sie ohne alle Anfeindungen leben. Gern will Ich Ihnen Wohlthaten erzeigen, wenn Sie Sich nicht dagegen sträuben werden, aber wenn Sie darauf bestehen, Meine angebotene Hülfe auszuschlagen, so können Sie versichert sein, daß ich es Niemandem mittheilen werde. Wenn Sie darauf beharren, Ihren Geist zu ermüden, um neue Qualen auszugrübeln, so wählen Sie nach Ihrem Gutdünken; Ich bin König, Ich kann Ihnen zur Erfüllung Ihrer Wünsche die Mittel bieten.

Friedrich."

Die englischen Jounale und namentlich die „London Chronicle" nahmen diesen Scherz in ihre Spalten auf. Rousseau antwortete hierauf durch ein Billet, das er an den Redacteur dieses Journals sandte:

Wotton, 3. März 1766.

„Mein Herr!

„Sie haben dadurch, daß Sie einen Brief, der voll Uebertreibung und Bosheit ist, dem Könige von Preußen öffentlich zuschreiben, die Achtung aus den Augen gesetzt, welche jeder Privatmann den gekrönten Häuptern schuldig ist. Sie haben es gewagt, seine Unterschrift mit abdrucken zu lassen, als ob

Sie dieselbe von seiner Hand geschrieben gesehen hätten. Ich benachrichtige Sie, mein Herr, daß dieser Brief zu Paris fabricirt worden ist und daß, was mein Herz verwundet und zerreißt, der Lügner in England Helfershelfer gefunden hat. Sie sind es dem Könige von Preußen, der Wahrheit und mir schuldig, diesen meinen Brief an Sie in Ihrem Blatte abzudrucken, um einen Fehler wieder gut zu machen, den Sie sich ohne Zweifel zum Vorwurf machen würden, wenn Sie wüßten, zu welchen Verläumdungen Sie sich hergegeben haben. Uebrigens, mein Herr, grüße ich Sie aufrichtig.

Jean Jacques Rousseau.

Dieser berühmte und unglückliche Mann glaubte eines schönen Tages, daß sein Leben unter seinen Feinden nicht mehr sicher wäre, und reiste, nach einem Aufenthalte von ungefähr 16 Monaten, im Monat Mai 1767 plötzlich von Wotton ab. Man schreibt diesen Entschluß übrigens auch der Therese Lavasseur zu, welche aus Sehnsucht nach Frankreich, Rousseau in seiner Furcht bestärkte. Auf ihre Aussage, daß sie gesehen habe, wie der Koch unbekannte Substanzen unter seine Speisen gemischt habe, verließ Rousseau sogleich das Haus, ließ von Ashborne einen Postwagen kommen, und fuhr rasch ab.

Sein übriges Leben war von nun ab ein beständiges Reisen, um die Ruhe zu finden, die ihm jedoch das moralische Fieber, welches ihn verzehrte, überall versagte. Stets schwebte ein unbekanntes Land vor seinen Augen und zog ihn, man weiß nicht durch welchen Zauber, an. Bald nannte er Amiens, bald Fleury, das Landhaus von Mirabeau; bald war es Bourgoie, bald Brie-la-Chateau, die Residenz des Fürsten Conti. Auch Amerika stellte sich seiner unruhigen Phantasie unter reizenden Farben dar. Ehe er nach Wotton kam, hatte er bei

der englischen Regierung um die Erlaubniß nachgesucht, eine der Griechischen Inseln bewohnen zu dürfen. Besonders träumte er von Cypern, seinem schönen Klima und seinen fruchtbaren Fluren. Als er England verließ, wandte er sich nach Savoyen. Das Schloß Lavagnac, die Insel Minorka, Monquin und noch viele andere Orte nahmen ihn nach und nach auf, bis er endlich durch den Tod, man sagt durch einen freiwilligen Tod, seine traurige Pilgerfahrt endigte.

Ich lernte in London einen jungen Mann kennen, — er hieß H...., — welcher sich für berühmte Orte ungemein interessirte. Er machte mir den Vorschlag, mit ihm nach Wotton zu reisen, um einige Reliquien des Genfer Philosophen zu entdecken. Ich ging auf diesen Vorschlag ein.

Wotton liegt am Fuße des Berges Weaver, ungefähr zwei Stunden von Ashborne. Wir kamen an ein Haus, das in dem strenge Elisabethanischen Style erbaut war und mitten in einer einsamen Gegend lag. Die Landschaft schien von keinem lebendigen Wesen bewohnt zu sein, keine menschliche Stimme ließ sich hören, keine andere Wohnung war zu erspähen. Dem Gebäude gegenüberstehend bewunderten wir die ungeheure Masse von grauen Steinen, auf der sich kleine Thürme erhoben; der Hof war gepflastert, die hohe Freitreppe führte zu einer mit großen Nägeln beschlagenen Thüre, der Garten sah verwildert aus. Es war ungefähr Mittag, als wir dort waren. Kein Geräusch war um diese stolze Wohnung wahrnehmbar, kein Rauch stieg aus ihren gothischen Schornsteinen hervor. Wir stiegen die Stufen der Treppe hinauf, wir zogen an der Glocke, keine Antwort. Schon wollten wir wieder umkehren, als wir an einem Fenster der oberen Etage das runzelige Gesicht einer alten Frau erscheinen sahen, welche uns mit zitternder Stimme zurief: ich komme schon! —

Diese Dame bewohnte allein das öde Haus, dessen Besitzer schon seit Jahren abwesend war. Sie zeigte uns einige leere Zimmer und das Portrait eines alten Schiffscapitains, des ersten Besitzers dieses Gutes; er war ohne Erben gestorben. Darauf kam die Besitzung an eine Seitenlinie, aber niemals hat ein Rousseau hier gewohnt, und Davenport hat niemals Wotton Lodge besessen. Diese Worte überzeugten uns von unserm Irrthume, und wir reisten sogleich nach Wotton-Hall ab. Auch diese Villa liegt vereinzelt, obgleich das Dorf Wotton ziemlich nahe ist. Wotton-Hall sieht in Bezug auf seine Bauart eben so alterthümlich aus, als Wotton-Lodge. Nördlich von der herrschaftlichen Wohnung und dem Dorfe erhebt der Berg Weaver seinen grünen Gipfel und gewährt eine reizende Aussicht. Nach Süden zu sieht man in der Entfernung die Stadt Uttexeter und ihre rauchenden Schornsteine, die Thürme von Cheadle und Ashborne, Alton-Abbey, der Wohnsitz des Grafen v. Shrewsbury.

Die Familie Bromley, der Wotton-Hall jetzt gehört, befand sich nicht im Hause, als wir daselbst ankamen. Handwerker waren beim Bau des Hauses beschäftigt. Der Hausverwalter sagte uns, daß sich nichts von Rousseau daselbst vorfände. Die zwei Zimmer, welche er bewohnte, waren wegen des Umbaues des Hauses gänzlich fortgerissen. Nur eine Grotte war noch vorhanden, welche nach der Tradition sein Lieblings-Aufenthalt war.

Im Dorfe selbst waren wir bei unsern Nachforschungen etwas glücklicher. Wir fragten den ersten Bauern, welcher uns begegnete, ob er wohl von einem Franzosen habe reden hören der einst im Schlosse als Gast gelebt habe.

Ein Franzose? I ja, antwortete er, Sie meinen den alten Roß-Hall?

Ganz richtig, rief mein Begleiter aus, und ich war nicht wenig über die Verwandlung erstaunt, die die guten Bauern von Wotton mit diesem schon so lange europäischen Namen vorgenommen hatten. Keiner nennt ihn richtig. Einige nannten ihn sogar den alten Droß-Hall. Da finde ihn heraus, wer es vermag.

Der Bauer erzählte uns weiter, daß es im Dorfe noch einige sehr alte Leute gebe, welche sich seiner noch sehr gut erinnerten; er soll ein großer Kenner von Kräutern gewesen sein und damit alle möglichen Krankheiten geheilt haben. Der alte James Robinson, fuhr der Bauer fort, der Pächter Burton hier nebenan und die alte Mistreß Salt kennen ihn genau. Gehen Sie hin, und sie werden Ihnen Alles mittheilen, was Sie wünschen.

James Robinson war ein munterer Greis von hundert Jahren.

Der alte Roß-Hall, rief er aus, als er unser Anliegen vernommen hatte, o, von dem weiß ich zu erzählen; ich habe ihn oft genug mit seiner drolligen Mütze und seinem türkischen Stocke gesehen, er suchte Kräuter.

Wir fragten ihn, ob er bisweilen mit ihm gesprochen hätte.

Gesprochen? sagte er, ei wie so? Er verstand ja nicht zwei Worte Englisch.

Hatte der Fremde noch Jemand bei sich?

Freilich, eine Frau, sie hieß Madame Zell, aber ob es seine Frau war oder nicht, das kann ich nicht sagen; die Nachbaren meinten, daß es nicht seine Frau war.

Wir lachten herzlich über Madame Zell (Mademoiselle) und forschten weiter:

Der Pächter Burton und Miß Salt erzählten dasselbe. Sie sprachen von seinen langen Spaziergängen, seinem son-

derbaren Anzuge und den großen Kräuterbündeln, welche er im Arme trug. Miß Salt fügte noch hinzu, sie hätte sich vor ihm gefürchtet, wenn er ihr auf dem Felde begegnete; er hätte wie ein Zauberer ausgesehen, und seine schwarze Sammetmütze hätte ihr einen abergläubischen Schreck eingejagt.

Alle bezeigten übrigens die Bereitwilligkeit, mit welcher der alte Roß-Hall und Madame Zell, wie Therese Lavasseur allgemein genannt wurde, den Kranken beizustehen pflegten. Die braven Leute erinnerten sich noch einer Anekdote, die nicht ohne Witz ist. Als nämlich einmal die Familie Davenport nach der Residenz gereist war, wandelte den alten Diener, der zurück geblieben war, die Lust an, seine rechtmäßige Ehehälfte zu prügeln. Auf ihr Geschrei eilten die Bauern aus dem Dorfe herbei, und Madame Zell, die darüber sehr entrüstet war, nahm ihr Bischen Englisch zusammen und sagte zu den jungen Mädchen: da seht ihr's, da seht ihr's; — heirathet ja nicht, heirathet ja nicht! —

Der Pächter Burton hatte sich die Idee in den Kopf gesetzt, daß Roß-Hall ein aus seinen Staaten vertriebener Monarch gewesen sein müsse; deshalb war es uns erklärlich, daß unsere Nachforschungen, die bald von Mund zu Mund gingen, in den Augen der Bauern von Wotton schnell eine hohe Wichtigkeit erlangten.

Wir würden sie nur mit Mühe überzeugt haben, daß bloß Neugierde uns zu der Reise vermocht habe, und aus allen Enden liefen sie herbei und fragten mit ernster Miene, ob die Regierung den Roß-Hall suchen ließe, — oder ob es sich darum handele, einen von ihm vergrabenen Schatz wieder aufzufinden?

Man sagte uns, daß der Pächter Gallimore noch eine Pfeife und eine Mütze besitze, die dem französischen Edelmann

gehört hätten. Nichts war ergötzlicher, als unser Gespräch mit diesem mißtrauischen und verschlagenen Bauer. Auf alle Fragen antwortete er uns: Wovon handelt es sich? — Was beabsichtigen Sie damit? — Er wollte durchaus nicht glauben, daß meinen Fragen keine hinterlistige Absicht zu Grunde läge; er schüttelte den Kopf, warf uns einen schielenden Seitenblick zu, und ich konnte nur folgende Worte aus ihm herauslocken: „Das ist eine sehr alte Geschichte, — o, eine sehr alte Geschichte!" —

Seine Frau zeigte sich etwas vernünftiger. Sie führte uns in ein Zimmer und erklärte uns, daß sie uns sehr verbunden sein würde, wenn wir ganz offen sagen wollten, warum so viele Menschen sich so eifrig um den alten Roß-Hall bekümmerten? Wir suchten ihr begreiflich zu machen, daß man an einem großen Schriftsteller immer ein solches Interesse nähme, und es gelang uns fast, sie davon zu überzeugen. — Sie trug nun wenigstens kein Bedenken mehr, uns zu sagen, daß sie wirklich bis vor Kurzem noch eine schwarze Sammetmütze und eine Pfeife, die aus Wotton-Hall stammten, aufgehoben hätten; aber als eines Tages vornehme Leute diese Gegenstände zu sehen verlangt hätten, habe man sie aus dem Schranke hervorgeholt und nach der Abreise dieser vornehmen Herren weder die Mütze, noch die Pfeife wiedergefunden. Man beschuldigte die Handwerker, die damals dort arbeiteten, diese beiden Dinge gestohlen zu haben. Sie fügte hinzu, daß ein Pächter, dessen Vater bei der Familie Davenport im Dienste gestanden hätte, noch eine Mütze besitze, die Roß-Hall dem Letzteren geschenkt habe. Wir begaben uns nun zu diesem Pächter und sahen die Mütze, sie war von grobem baumwollenem Zeuge und mit silbernen Trodbeln verziert, aber da sie im Schubfache des Küchentisches gelegen hatte, so war sie von den Motten schon

ziemlich beschädigt worden. Mein Begleiter bot einen ansehnlichen Preis dafür, der Eigenthümer erklärte uns aber, daß er sich nicht davon trennen wollte: Es wäre, sagte er, ein altes Andenken von seinem Vater. —

Bald darauf erhielten wir auf weitere Nachforschungen von dem Besitzer von Wotton, Herrn Walter Davenport Bromley, die Nachricht, daß in dem Schlosse auch nicht das geringste Andenken von Rousseau sich vorfinde.

Hundertsiebenundsiebenzigstes Kapitel.

Die beiden Ladys.

Gentleman S.... und F.... — Etwas Verschämtes. — Amor. — Rache zweier Eifersüchtigen. — Die Ueberraschung.

Herr W.., mit dem ich diese Reise nach Rousseaus Asyl gemacht hatte, war ein junger Offizier, der mir in jeder Beziehung recht wohl gefiel.

Wir hatten uns bald verständigt, d. h. wir wurden allmählig mit der Idee vertraut, uns zu verheirathen.

Jedoch wollte ich diesen so bedeutsamen Schritt nicht thun, ohne alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen.

Als Kind wurde ich betrogen, als Frau wollte ich mich nicht selbst betrügen.

Mr. M.., sagte ich also, Sie wollen mich heirathen, gut; ich bin Ihnen gerade nicht abgeneigt, Sie werden kein größeres Ungeheuer, als die anderen Männer sein, ich hoffe vielmehr, ein weit kleineres. Heirathen Sie mich in Gottes Namen, — aber Sie werden mir erlauben, daß ich Sie zuvor prüfe, ob Sie auch alle diejenigen Bedingungen in sich vereinigen, welche zum Glück einer Ehe unerläßlich sind.

Sie wollen mich prüfen, sagte Herr M.., nachdem Sie

eine so schmeichelhafte Voraussetzung in Bezug auf meinen Charakter ausgesprochen haben?

Beruhigen Sie sich, Mr. M.., ohne diese Voraussetzung würde ich Ihre Anträge lediglich zurückgewiesen haben.

Aber worin soll denn diese Prüfung bestehen? Welche Eigenschaft ist es hauptsächlich, die Sie bei mir suchen?

Die Hauptsache, versetzte ich, ist die, daß Sie keine Eifersucht besitzen.

O, nichts weniger, meine Schöne, rief Mr. M..

Nun, wir wollen sehen, ich bestimme eine vierzehntägige Probezeit.

Mr. M.. war damit zufrieden, und ich that nichts weiter, — als mir selbst treu zu bleiben.

Es drängten sich in England sehr viel Männer zu mir, und hätte ich meine Hand vergeben wollen, ich hätte so viele Hände, wie Argus Augen gehabt, haben müssen.

Einer, ein Herr H...., welcher ebenfalls Offizier war und ein bedeutendes Vermögen besaß, zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich, und da auch er mich mit seinen Anträgen verfolgte, so gab ich ihm dasselbe Versprechen, welches ich Mr. M.. gegeben hatte, auf eben dieselbe Bedingung hin.

Freilich wußten diese beiden Herren nun nicht, daß sie mit einander in Correspondenz gesetzt waren, und diese Prüfung schien recht erbaulich werden zu wollen.

Da ich nun gewissermaßen doppelt verlobt war, ohne es ein einzig Mal zu sein — und ich hoffe, daß die Gesetze mir dieses nicht zum Verbrechen machen werden — so glaubte sowohl der Herr M.., als der Herr H... ein Anrecht auf meine Treue und Zärtlichkeit zu haben, und das war mir auch willkommen

Gleichwohl hätte ich sie aber einer zu harten Probe aus-

gesetzt, wenn ich selbst zu viel Zärtlichkeit gegen sie geäußert hätte, da es noch sehr zweifelhaft war, welcher von beiden Herren, oder ob überhaupt einer von ihnen der Versuchung zur Eifersucht widerstehen würde.

Außer diesen beiden Herren waren es noch zwei andere, aber etwas ältere Gentlemens, welche mich mit ihren Liebesanträgen verfolgten, und die ein wenig zu foppen mir ungemein vielen Spaß gewährte.

Ich sagte jedem dieser beiden Herren, von denen ich sehr bald erfahren hatte, daß sie verheirathet seien, meine Liebe zu, ich erklärte ihnen, daß sie mir den Kopf ganz verrückt gemacht hätten, kurz, daß sie diejenigen Männer seien, welche ich einzig und allein wahrhaft lieben könnte.

Man kann sich leicht einen Begriff machen, in welche Entzückung diese beiden Herren Gentlemens durch meine Erklärung versetzt wurden; denn sie waren seit Jahren gewohnt, von ihren Ladys zu hören, daß sie die häßlichsten, unausstehlichsten, miserabelsten Männer seien, welche Gottes Erde hervorgebracht habe.

Nachdem ich ihnen, — natürlich jedem allein, — ein so animirendes Geständniß abgelegt hatte, brannten sie vor Verlangen, zu einigen Realitäten zu kommen, und ich versprach ihnen ein Rendez-vous.

Natürlich hütete ich mich wohl, den Herren H. und M. etwas von diesem Spaße zu sagen, da ich sie ebenfalls dabei auf die Probe stellen wollte.

Die beiden Gentlemens aber, welche außer sich vor Freuden waren, daß sie einen solchen Triumph über ihre jüngeren Nebenbuhler erlangt hatten, theilten den Herren M. und H. ihren Sieg mit, welche jedoch im Anfang nicht daran glauben wollten und den Gentlemens in's Gesicht lachten.

Diese wurden bitterböse und theilten ihnen Tag und Stunde mit, zu welcher ich sie eingeladen hatte.

Diese Zeit war allerdings ein wenig verfänglich, denn es war die neunte Stunde Abends.

Obwohl nun weder Mr. M. noch Mr. H. an die Nebenbuhlerschaft dieser beiden Leute recht glauben wollten, so dachten sie am Ende doch:

Sie ist ein Weib, — wer weiß? —

Die Weiber haben oft närrische Sympathien, sie verlieben sich zuweilen wüthend in die häßlichsten Männer, während sie die schönen mit dem gleichgültigsten Auge betrachten.

Man muß der Sache doch einmal nachspüren, dachte Mr. M.

Und ganz ebenso dachte Mr. H.

Nur Eines wollte diese Herren noch nicht fassen, daß ich die beiden Gentlemens zu einer und derselben Zeit bestellt hatte. Die beiden Gentlemens lachten sich gegenseitig aus und nannten sich gegenseitig Aufschneider und Gott weiß was noch.

Denn als der eine der Herren M. und H. sagte, die Gräfin v. Landsfeld hat mich um 9 bestellt, um mir Alles zu gewähren, versetzten diese Herren, das ist nicht möglich, denn Mr. F. ist, wie er sagt, zu eben und derselben Zeit zur Gräfin beschieden worden.

Das ist nicht möglich, betheuerte nun der Gentleman, der Mr. F. ist ein Lügner.

Mr. F. betheuerte dasselbe, und die Herren M. und H. glaubten natürlich ebenfalls dasselbe, d. h. daß einer von ihnen oder beide Aufschneider sein müßten.

Dennoch beschlossen sie, der Sache weiter nachzuforschen.

Aber, sagten sich diese Herren, würde das nicht gegen den Accord sein? Würde das nicht Eifersucht verrathen?

Sollte nicht etwa diese ganze Geschichte eine Falle für uns sein?

Es wäre vielleicht besser, wir kümmerten uns um die ganze Geschichte nicht und warteten ab, bis sie uns selbst diese Neckerei mittheilt.

So dachten die Herren, natürlich Jeder für sich, denn diese beiden Herren hatten eben keine Ursache zu vertraulichen Mittheilungen.

Doch die Neugierde überholte alle Reflexion, alle Vernunft.

An dem verhängnißvollen Tage waren es nicht weniger als acht Augen, acht gentlemensche Augen, welche voll Angst, Hoffnung und Erwartung auf meine Wohnung sich richteten.

Ich blickte aus dem Fenster, um das Terrain zu recognosciren.

Mr. M. stand meinem Hause gerade gegenüber, er sah mich und grüßte, that aber, als ginge er nur vorüber.

Bald darauf sah ich ihn neben meinem Hause Posto fassen.

Den Herrn H. sah ich nicht, ich vermuthete aber, daß er auch schon irgend wo seinen Platz gewählt habe.

Zur bestimmten Zeit sah ich den einen Gentleman mit rothem, freudestrahlendem Antlitze und raschen Schritten meinem Hause zueilen.

Ich ging ihm entgegen und fühlte mich so aufgelegt, wie seit langer Zeit nicht, zu einem recht tollen Streiche.

Ich empfing also den Gentleman mit einer so schmachtenden Miene, als ich nur immer anzunehmen vermochte.

Ich drückte seine Hand und fuhr mit meiner Hand über seine Nase hinweg, gerade wie ich meinen allerliebsten Pudel, Georgé, zu liebkosen gewohnt war.

Der Gentleman trug etwas in der Hand, was ich nicht er-

kennen konnte, denn er hatte es mit seinem Taschentuche höchst sorgfältig umhüllt.

Rathen Sie, sagte er mit sehr geheimnißvoller Miene, welcher er einen Anflug von Schelmerei zu geben versuchte, was ihm jedoch ziemlich mißglückte, rathen Sie, was ich unter dieser Verhüllung habe?

Wie soll ich das errathen? Vielleicht ein Kaninchen, oder einen Papagei, oder sonst ein Thier?

Nein, fehlgeschossen, sehr fehlgeschossen, sagte er, ich habe darunter etwas — sehr Verschämtes.

Etwas Verschämtes? —

Ja, meine Liebe, ich fürchte mich fast, es zu enthüllen, denn dieses Taschentuch ist das einzige Kleid, welches der Arme trägt.

Sie machen mich in der That sehr neugierig, Sir.

Neugierig? Ha! ha! ha! Diese Ladys sind Alle sehr neugierig bei solchen Dingen.

Aber so öffnen Sie doch endlich ihr Taschentuch und lassen Sie mich einmal sehen, welche Dinge Sie da haben!

Hi! hi! hi! Das konnte ich mir denken. Rasende Ungeduld, nicht wahr? Nun, ich werde enthüllen, — passen Sie auf, — hier ist es! —

Ich sah weiter nichts, als einen kleinen Amor. Dieser kleine Amor war aber eine kostbare Antike.

Ich weiß, sagte der Gentleman sehr galant, daß Sie eine große Liebhaberin von dergleichen Dingen sind, denn ich sehe ja hier weiter nichts, als solche Puppen, die gerade so aussehen, als kämen sie so eben vom Paradiese her, und da habe ich denn geglaubt, daß Ihnen ein derartiges Geschenk sehr angenehm sein würde.

O, ich bin Ihnen sehr dankbar, aber wie haben Sie es angefangen, eine so köstliche Antike zu erwischen?

Nun, ich forschte, bei wem man solche Puppen kaufen könne, und ging dann zu dem bezeichneten Manne.

Aber wie kamen Sie gerade auf den Amor?

Er sollte mir eine Puppe geben, sagte ich dem Verkäufer, die sich am besten dazu eigne, sie der Dame seines Herzens zum Geschenk zu machen.

Ah, — auf diese Weise haben Sie den armen Amor bei seinen Fittigen gepackt.

Ja, bei seinen Fittigen, — schmunzelte der Gentleman und machte nun eine so zärtliche Miene, als wollte er mich aus lauter Liebe verschlingen. —

In diesem Augenblick hörten wir pochen.

Mein Gott, sagte ich, wer kann das sein, zu einer so ungelegenen Stunde, ich habe mir ja alle Visiten verbeten.

Ist die Thüre nicht verschlossen? fragte der Gentleman.

Ich begreife nicht, — die Domestiken haben strenge Ordre, jeden Besuch abzuweisen.

In diesem Augenblick pochte es zum zweiten Male.

Der Gentlemen wurde plötzlich sehr nachdenkend.

Hm, — Lady, sagte er, das wäre ein schöner Streich, — aber der Patron ist gerade dazu fähig.

Was meinen Sie?

Nun, der Mr. S. hat sich gegen mich und Andere gerühmt, daß Sie ihm — — nun, daß Sie in ihn rasend verliebt seien, und daß er heute um neun Uhr eine Schäferstunde bei Ihnen genießen würde.

Der Abscheuliche!

Ja, es ist empörend, niederträchtig, — wahrscheinlich thut er es aus Neid, aus Rache gegen mich.

Aber wie sollte er wissen, daß Sie jetzt gerade bei mir sind? fragte ich, den Gentleman scharf ansehend, welcher sich über seine Dummheit in die Lippen biß.

Wie er das wissen kann? Ja, wer das wüßte, auf welche Weise ein so frecher Patron die Geheimnisse anderer Leute erfährt.

Mr., sagte ich sehr ernst, diese Intrigue ist abscheulich, und wir müssen den Menschen dafür züchtigen.

Freilich muß er gezüchtigt werden; ich werde ihn todtschießen.

Thun Sie das, die Strafe wäre nicht zu hart; aber ich gedenke ihn noch empfindlicher zu strafen.

Noch empfindlicher?

Es pochte jetzt zum dritten Male.

Ich klingelte und fragte mein herbeieilendes Kammermädchen, welchem ich untersagt hatte, den Gentleman anzumelden, mit verstelltem Zorn, wie sie die Leute bis an meine Thür lassen könnte, ohne sie zu melden?

Frau Gräfin, sagte sie, es ist der Mr. S..., welcher mich, als ich ihn anmelden wollte, bei Seite schob, mir seine Hand oder vielmehr eine Guinee auf den Mund drückte, und ohne Weiteres auf Ihr Zimmer zuschritt.

Der Unverschämte! rief der Gentleman voll Entrüstung.

Eine empörende Unverschämtheit! rief ich und befahl meinem Kammermädchen, dem Gentleman zu sagen, daß er sich noch einige Augenblicke gedulden sollte, ich würde ihn sogleich empfangen.

Nach dieser Vorbereitung sagte ich zum Gentleman, welcher über diese Störung sehr ungehalten war:

Haben Sie die Güte, mir Beistand zu leisten, damit ich eine solche Unverschämtheit nach Gebühr züchtigen kann.

Gern, gern, rief der Gentlemen, was befehlen Sie?

Sie müssen sich schon eine Metamorphose gefallen lassen.

Eine Meta — — —, ist das Ihr Kammermädchen? — —

Nein, Mr., es ist nur eine Verwandlung.

Ah, — eine Entkleidung meinen Sie? —

Ich meine vielmehr eine Umkleidung. Hier ist eine Robe, hier eine Mütze —

Wie, ich soll ein Frauenzimmer werden?

Ja, Sie sollen den Gentleman statt meiner empfangen.

Aber er wird mich ja gleich erkennen.

Wir werden das Licht auslöschen.

Und was soll ich mit ihm beginnen?

Warten Sie nur ab, bis er mit Ihnen beginnt.

Mit mir? Alle Wetter, das ist nicht sehr angenehm, Lady, von einem Mann einen Kuß zu empfangen.

Sie können ihn mit einer Ohrfeige erwidern.

Das ist wahr, — nun gut, machen Sie mich in Gottes Namen zu einer Matrone, wir wollen sehen, — helfen Sie mir nur gefälligst, Toilette zu machen, denn ich verstehe mich wahrhaftig besser darauf, Kleider aus- als anzuziehen.

Ich half dem Tropf bei seiner Toilette, indem ich ihm ein Kleid meines Kammermädchens überzog, welches aber lange nicht weit genug war, den inhaltsschweren und umfangreichen Gentleman aufzunehmen. Von allen Seiten rissen die Näthe aus, indeß half mein Kammermädchen diesem Uebelstand bald wieder ab, und nach einigen Minuten war der ehrenwerthe Gentleman, bis auf seinen blonden und etwas lichten Bart, eine ziemlich gut proportionirte Frau, welche den Höterinnen keine Schande gemacht hätte.

Nun bin ich Meta — — —, sagte er ganz erfreut, und

was werde ich dann sein, wenn ich die Meta — — — wieder ablege, meine schöne Lady?

Nun, dann werden Sie ein Mann sein.

Ein Mann, sehr wohl gesprochen, ein Mann, durchaus ein Mann und nichts anderes, und welch ein Mann, nun, Sie werden schon sehen — —

Jetzt sind Sie fertig, sagte ich, ich werde mich nun zurückziehen.

Ich befahl meinem Kammermädchen, den Gentleman eintreten zu lassen, während ich selbst das Zimmer verließ und — nach dem Theater fuhr.

Ich habe es nicht mit eigenen Augen gesehen, was später in meiner Wohnung zwischen den beiden Gentlemens vorging, aber dieses Lustspiel endete sehr tragisch.

Man glaube nicht, daß etwa ein Duell diesem Lustspiele eine so höchst tragische und unvermuthete Wendung gegeben habe. —

Nein, diese beiden Gentlemens hätten ihre beiderseitige Zärtlichkeit höchstens in eine Boxerei verwandelt, was nur einiges Nasenbluten und Augengeschwulst zur Folge gehabt haben würde.

Es traten vielmehr noch zwei audere Gentlemens auf die Bühne, und was das Schlimmste von Allem war — noch zwei Ladys.

Die Sache verhielt sich also:

Als nämlich der Mr. M . . den Gentleman zu mir hinaufgehen sah, war er so wüthend über den Gentleman und über mich, daß er auf Rache sann.

Sie foppt dich doch, dachte er, um einen solchen Menschen vergißt sie dich, einen so miserablen Patron zieht sie dir vor, du mußt dich rächen.

Aber wie? —

Den glücklicheren Nebenbuhler todtzuschießen, — dieser Gedanke kam ihm wohl, aber er verwarf ihn mit moralischer Entrüstung, denn er sagte sich, daß eine solche Strafe zu viel Ehre für den Gentleman sei.

Ich werde es ganz anders machen, murmelte Mr. M.., welchem ein sehr glücklicher Gedanke durch den Kopf ging.

Gedacht, gethan.

Mr. M . . verließ seinen Posten, näherte sich einem Omnibus, und als er ihn eben besteigen wollte, kam Mr. H.... gerade auf ihn zu.

Wohin mein lieber M..? fragte ihn H....

Wohin? Wohin? — —

Mr. M . . besann sich einen Augenblick, ob er H .... seinen Plan mittheilen sollte, doch endlich entschloß er sich dazu.

Ich kann Ihnen eine fürchterliche Geschichte mittheilen, sagte M.. mit einer sehr wichtigen Miene, aber eine sehr schlimme Geschichte! —

So! Lassen Sie hören.

Ich habe Eile, ich muß handeln, — wenn Sie die Sache hören wollen, steigen Sie mit in den Omnibus. —

Wen betrifft denn Ihre Geschichte?

Wen sie betrifft? — Mich, — Sie, — die Gräfin v. Landsfeld. —

Die Gräfin v. Landsfeld? — gut, ich steige ein.

So saßen denn beide Herren im Omnibus, und Mr. M.. zögerte nicht, seinem Freunde H ... seine Entdeckung mitzutheilen.

Als er damit zu Ende war, sagte H...: es ist sonderbar, — ich will Ihnen nur gestehen, daß ich eben den andern Gent-

leman S. zur Gräfin habe gehen sehen, und daß also diese beiden Herren wirklich nicht gelogen zu haben scheinen. —

Meinetwegen mag ganz London zu ihr gehen, rief M.. ärgerlich, aber Sie soll sich nicht auf meine Kosten mit ihnen lustig machen.

Auf Ihre Kosten, mein lieber M..?

Allerdings, die Abscheuliche hat mir die Ehe versprochen.

Sie hat Ihnen die Ehe versprochen, rief H.... erstaunt.

Scheint Ihnen das so unmöglich zu sein?

Durchaus nicht, versetzte H..., und biß sich auf die Lippen

Aber ich werde mich rächen!

Und was haben Sie vor?

Sie wissen, daß S. verheirathet ist, daß er, wie er uns selbst mittheilte, eine sehr störrische und böse Frau hat. —

Ja ich erinnere mich.

Nun, ich will zu ihr hinfahren und sie der Landsfeld auf den Hals schicken.

Der Plan ist köstlich. Hat der Gentleman F. nicht auch eine Frau?

Allerdings, sie soll nicht viel besser sein als die Frau v. S.

Nun, ich denke es wäre sehr gerecht, wenn man auch diese Frau über den Aufenthalt ihres Mannes in Kenntniß setzte.

Allerdings, das ist nicht mehr als billig.

Die beiden Herren machten sich also daran, ihren abscheulichen Plan auszuführen, der ihnen nur zu gut zu gelingen schien.

Wir wollen aber nun sehen, was indessen die beiden Gentlemens gemacht haben.

Der Mr. S... trat sehr sachte in das Zimmer und wunderte sich nicht wenig, dieses dunkel zu finden.

Indessen tröstete er sich sehr bald über diesen Uebelstand, denn im Grunde, wozu sollte das Zimmer erleuchtet sein?

Ist die Liebe sich nicht selbst Licht genug?

Also Gentleman S... war es sehr wohl zufrieden, und diese Zufriedenheit steigerte sich zum höchsten Entzücken, als er sich plötzlich leise berührt und auf's Kanapee hingezogen fühlte.

Nun folgte eine sehr feurige Umarmung, aber zu früh schien sich Mr. S's Backenbart zu verrathen, denn der Mr. S. schrie laut auf und fluchte wie ein Schiffscapitain.

Zum T..., rief er, haben Sie denn einen Backenbart, Gräfin?

Die vermeintliche Gräfin hütete sich wohl, irgend ein Wort zu sagen, denn ihre Stimme hätte sicher den Backenbart sehr gut commentirt.

Aber das Schweigen half ihm doch nichts, es gab da Dinge, welche sehr beredt waren. Mr. S. schrie nach Licht. Mr. F., welcher sich von den Armen des andern Gentleman auf eine kanibalische Weise fest umschlossen sah und kaum athmen konnte, schrie ebenfalls nach Licht, — mein Kammermädchen, welches diesen entsetzlichen Skandal hörte, scheute sich aber, in's Zimmer zu treten, da sie mancherlei und wohl auch nicht ganz unbegründete Furcht hatte.

Endlich aber ging die Thüre auf, und ein Lichtstrahl drang in's Zimmer, und mit diesem matten Lichtstrahl drangen noch ein paar andere Wesen ein, welche Feuer und Funken sprühten, nämlich die beiden — Lady's.

Die eine wunderte sich sehr, ihren Mann nicht zu finden, dagegen war die Frau des Gentlemans S. um so erzürnter, je verdutzter und wie aus den Wolken gefallen er dasaß.

Die beiden Lady's, welche sicher sehr viel Geist und Entschlossenheit besaßen, theilten sich nun in Folge eines stillschweigenden Einverständnisses in die Rollen.

Während nämlich die Lady S... über ihren ungetreuen Ehegemahl herfiel und mit ihm das sechste Gebot repetirte, hatte sich die andere Dame die vermeintliche Lola Montez zum Ziele ihrer Definitionen ausersehen, und Beide schlugen mit solchem Tact auf die breiten Schultern und die vollen Wangen der Gentlemens los, daß der beste Kapellmeister bei ihnen hätte in die Lehre gehen können.

Also hier bei diesem abscheulichen Frauenzimmer finde ich Dich! rief Lady S.

Der Mr. S. war klug genug, das größte Stillschweigen zu beobachten und sein Gesicht so abzukehren, daß seine holde Ehehälfte ihn nicht erkennen konnte.

Auf diese Weise hoffte er sich mit Ehren aus dieser kitzlichen Situation zu retten.

Aber der andere Gentlemen hatte an diesem Qui pro quo kein gleiches Interesse, vielmehr stand er in einem weit besserem Lichte vor seiner Frau da, wenn diese den Gentleman erkannt hätte.

Aber es war ihm unmöglich, zu Worte zu kommen.

Die Erbitterung und eheliche Entrüstung der beiden Frauen war zu groß, ihr Eifer, ihre Wuth, die Bewegung ihrer Zungen, welche von ihren Fäusten accompagnirt wurden, gestatteten ihnen nicht, nach etwas Anderem zu hören.

War die Schuld der beiden Ehemänner nicht sonnenklar?

Wozu sollten sie noch Entschuldigungen hören?

Und von Verzeihung konnte keine Rede sein.

Erst als der Sturm sich ein wenig gelegt hatte und die Damen von ihrer allzugroßen Anstrengung so ermattet waren, daß sie einiger Erholung bedurften, gelang es dem armen S.., den Kopf des andern Gentleman umzudrehen und die Damen ihren Irrthum sehen zu lassen.

Die armen Frauen standen wie vom Blitz getroffen da, sie wußten nicht, was sie zu dieser Scene sagen sollten, und die beiden Gentlemens wußten eben auch nichts anderes zu sagen, als daß sie den ganzen Spaß unternommen hätten, um ihre eifersüchtigen Frauen einmal tüchtig anzuführen.

Die beiden Urheber dieser Scene, Mr. M. und H., waren inzwischen ebenfalls angekommen, um die Entwickelung der Scene, welche sie herbeigeführt, mit anzusehen. Sie hatten Mitleid mit den armen Teufeln und traten auf ihre Seite. Warum sollten sie auch nicht, es war ja ihr eigenes Geschlecht, welches in die Falle gegangen war, und die ganze Scene endete mit einer allgemeinen Versöhnung derjenigen Personen, welche noch kurz vorher in so feindliche Berührung gekommen waren.

Als ich nach Hause kam, vernahm ich von meinem Kammermädchen das Vorgefallene.

Natürlich konnte sie mir die Hauptsache nicht aufklären, auf welche Weise nämlich die beiden Frauen erfahren hatten, daß sie ihre ungetreuen Ehemänner bei mir finden würden.

Aber was das anbetraf, bedurfte es von meiner Seite keiner großen Sehergabe, um die Ursachen dieses Scandals zu errathen.

Warten wir, dachte ich, wenn die Herren M. und H. kommen, — sie sind es, welche die Frauen herbeigerufen haben, um mir einen bösen Streich zu spielen, — denn sie konnten ja nicht wissen, daß ich nicht zu Hause war. Ich werde mich aber für diese Niederträchtigkeit rächen.

Als mich am andern Tage die beiden Herren besuchten, — der Termin zur Antwort war gerade abgelaufen, — that ich, als wüßte ich von nichts. Als sie aber von mir eine Entscheidung begehrten und sie sich darauf beriefen, daß sie trotz vielfacher

Veranlassung zur Eifersucht solche dennoch nicht gezeigt hätten, vielmehr in der vollkommenen Ueberzeugung, daß ich sie nur in Versuchung hätte führen wollen, jede derartige Regung unterdrückt hätten, da lachte ich laut auf und erklärte ihnen, daß ich Männer, welche durch zwei solche unliebenswürdige Gentlemens, wie die Herren M. und S., in Eifersucht gerathen könnten und sich dadurch zu solchen schlechten Handlungen hinreißen ließen, niemals heirathen würde.

Die Herren wurden sehr blaß, als sie meine Entscheidung hörten. Sie machten tausendfache Betheuerungen, ich blieb taub für alle ihre Vorstellungen und hatte endlich die Genugthuung, mich von diesen beiden Anbetern — für immer befreit zu sehen.

Eine Rache konnten sich aber diese beiden Herren dennoch nicht versagen.

Sie machten den Vorgang mit den beiden Ladys in verschiedenen Zeitungen bekannt. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden gewesen, man muß gekränktem Eigendünkel schon dergleichen zu Gute halten, aber die Herren ließen sich von ihrem Verdrusse dazu verleiten, den ganzen Hergang zu entstellen, und ich konnte zu meiner Verwunderung lesen, daß die beiden Ladys mich selbst vorgefunden und etwas unsanft mit mir in Collision gerathen wären. Die ganze Darstellung endete mit dem höchst moralischen Satze, der etwas versteckt ausgedrückt war:

So muß es allen Frauen ergehen, welche die armen Männer ihren Ehefrauen abspenstig machen und das Familienglück zerstören.

Die armen Männer!

Wenn sie nur nicht so moralisch wären.

Hundertachtundsiebenzigstes Kapitel.

Wieder eine Heirath.

Im Theater. — Mr. Heald. — Ein merkwürdiger Liebesstreich. — Resignation.

Obgleich ich von vier Anbetern auf einmal befreit war, trat durchaus kein Mangel an solchen ein.

Aber ich hatte es satt, — die Männer zu probiren.

Man mag mit ihnen beginnen, was man wolle, das Resultat bleibt stets dasselbe.

Die Männer sind eifersüchtig ohne Ausnahme.

Man hat sich alle mögliche Mühe gegeben, diese Empfindung, welche man Eifersucht nennt, zu erklären, d. h. in ihre Atome zu zerlegen.

Den Männern ist diese Erklärung vollkommen mißglückt, und die Frauen haben zu diesen Erklärungen einen eben so mißrathenen Commentar gemacht.

Die Eifersucht ist keine Leidenschaft.

Die Eifersucht ist — Mißtrauen.

Das Mißtrauen aber, welches sehr oft aus dem Bewußtsein des eigenen Unrechts entsteht, ist ein gewöhnlicher Fehler aller Despoten und mithin auch der Männer.

Das Mißtrauen entsteht aber auch aus dem Bewußtsein der Schwäche, — und daher ist die Eifersucht auch sehr oft ein Fehler der Frauen.

Die Eifersucht ist also allen Männern ohne Unterschied, je nach den Umständen in größerem oder geringerem Grade eigenthümlich, und wenn man die Männer will, muß man diesen Fehler mit in den Kauf nehmen.

Ich beschloß also, ferner darauf keine Rücksicht zu nehmen und ihn allen anderen Fehlern hintenan zu stellen.

Unter meinen Bekannten befand sich ein Offizier, welcher außer einigen Dingen, die mir mißfielen, Eigenschaften besaß, welche mich für ihn einnahmen.

Zu seinen schlimm'en Eigenschaften gehörten auch einige Verwandte, welche über das Verhältniß des jungen Offiziers zu mir sehr erbittert waren.

Sie ließen nichts unversucht, unsere Verbindung zu hintertreiben.

Aber es gelang ihnen nicht. — Schon zu oft hatten mich böse Leidenschaften und Vorurtheile gezwungen, ein nahes Glück aufzugeben, — ich war entschlossen, mich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

Herr Heald, so hieß mein Verlobter, war tapfer und jugendlich, er hatte einen scharfen Verstand, Unternehmungsgeist und viel Vermögen.

Unsere Ehe wurde geschlossen trotz aller Intriguen, die uns hindern wollten.

Wir hatten uns auf eine merkwürdige Weise kennen gelernt.

Herr Heald sah mich im Theater, und am nächsten Tage sandte er mir folgenden Brief:

„Frau Gräfin!

Gestern hatte ich das Glück, unter den vielen schönen Da-

men, welche im Theater waren, eine zu sehen, welche mir mehr als alle anderen gefiel. Sie waren es. Ich suchte mich nach Ihnen zu erkundigen und erhielt sehr befriedigende Auskunft, d. h. Jedermann lobte — und Jedermann tadelte sie! Konnte ich ein besseres Zeugniß Ihrer Liebenswürdigkeit erhalten? Ich erfuhr, daß Sie zwar viele Anbeter, aber keinen Mann hätten, — es ist also noch Platz für dich, dachte ich, und dieser Gedanke beglückte mich und störte die Ruhe meiner Nacht. Ich konnte also am Morgen nichts Besseres thun, als Ihnen diese Zeilen zu senden. Ich biete Ihnen in allem Ernste meine Hand an, es ist die Hand eines Ehrenmannes, und füge zum Ueberfluß noch hinzu, daß ich ein hinreichendes Vermögen besitze, alle Launen einer geistreichen und selbst eitlen Frau zu befriedigen, im Falle Sie das Letztere, was ich jedoch keineswegs voraussetze, sein sollten. Ich bitte schließlich, diese Zeilen 24 Stunden zu überlegen und sich um die Antwort nicht zu bemühen. Ich nehme mir die Freiheit, sie morgen persönlich in Empfang zu nehmen."

Dieser Brief erforderte keine Ueberlegung, ich war bald entschlossen, und als mich Herr Heald am anderen Tage besuchte, sagte ich ihm:

Sie sind entschlossen, mich mit allen Fehlern, welche ich besitze, zu heirathen; nun gut, Sie werden gewiß auch die Ihrigen haben, und da ist Nachsicht der beste Vermittler. Sie bieten mir Ihre Hand an, ich schlage ein, — wir wollen hoffen, daß unsere Herzen mit unseren Händen übereinstimmen.

So ward ich denn zum zweiten Male eine Frau. —

Nach allen trüben Erfahrungen, welche ich gemacht hatte, konnte ich doch die Erkenntniß nicht von mir weisen:

daß sich an der Hand eines Mannes, am besten die Tyrannei der Männer bekämpfen lasse.

Hundertneunundsiebenzigstes Kapitel.

Abschied von den Lesern.

Mein Streben. — Der Kampf der Welt. — Religion. — Politik. — Philosophie.

Wir stehen an dem Schlusse dieser Memoiren.

Zwar noch viel, sehr viel könnte ich niederschreiben.

Ich könnte noch manche männliche Thorheit enthüllen, auch noch von mancher weiblichen Schwäche erzählen.

Aber ist es nöthig, daß man Alles ausplaudert, was man weiß?

Ich habe dem starken Geschlechte überall den Fehdehandschuh hingeworfen und ihm gezeigt, wie wenig Recht es hat, sich in moralischer Hinsicht über uns Frauen zu erheben.

Ich habe den Frauen gezeigt, daß, — wenn sie verständen, die Schwäche der Männer zu nützen, sie überall aufhören würden, das schwache Geschlecht zu sein.

Es wäre kein Unrecht, sich jedes Vortheils gegen die Eitelkeit und Anmaßung der Männer zu bedienen.

Ich war weit entfernt, mich besser darzustellen, als ich bin,

und meine Schuld ist es nicht, wenn ich dadurch besser geworden bin, als der Ruf mich gemacht hat.

Der Ruf einer Frau ist oft weiter nichts, als der Widerhall der Bosheiten jener Männer, welche die Frauen so gern schwach und schlecht sehen und hinterher eine moralische Entrüstung heucheln.

Ihr habt gar kein Recht, über die Tugend einer Frau den Stab zu brechen, — so lange ihr nicht strenger gegen euch selbst seid.

Ich habe euch den Fehdehandschuh hingeworfen und werde mit euch kämpfen, so lange ich lebe, in allen Lagen und unter jeder Form.

Ich werde gegen eure Anmaßung, gegen eure Uebertreibung, gegen eure Unverschämtheit ankämpfen bis zu meinem letzten Athemzuge, und mögt ihr dann immerhin sagen, wenn ich gestorben sein werde:

Sie war ein Weib, — sie war ein schlechtes Weib! —

Ich werde in meinem Grabe auf den verfälschten Ausdruck einer sich selbst betrügenden Erkenntniß keinen Werth legen, und der Himmel wird ein Wesen nicht verstoßen, das, — wie sehr es auch gefehlt haben mag, — doch niemals sich die Mühe gab, mit seinem Gewissen unter die Maske der Scheinheiligkeit sich zu flüchten.

Gegen das Böse habe ich mich stets aus allen Kräften gesträubt, aber meine Natur gestattete es mir nicht, ein Weib der Gewohnheit, ein so zu sagen traditionelles Weib zu sein, ein Weib, welches sein höchstes Glück darin setzt, dem Manne eine gute Brühe und ein freundliches Gesicht zu machen.

Ich habe über mich selbst, über meine Mitmenschen und die Welt stets zu viel nachgedacht, um das Hergebrachte stets

befriedigt durch das Sieb der gewöhnlichen Kritik laufen zu lassen.

Bei der Zerrissenheit unserer Zeit, bei der Zerfallenheit aller Zustände, bei der Bewußtlosigkeit aller Gewissen habe ich überall nach einem Anhaltepunkte gestrebt, welcher sowohl der menschlichen Würde als unserer Bestimmung entspricht, und es ist nicht meine Schuld, wenn die Herren zuweilen einen Schwindel bekommen haben und vor dem hohen Standpunkte schaudernd zurückbebten, welchen ich einzunehmen suchte.

Dann verfolgte mich ihr Spott, dann war ich frech, dann trachtete ich nach einer Krone.

Aber leben wir nicht in einer Zeit, in der man sich krümmen muß wie ein Wurm, wenn man nicht den Muth besitzt, sich oben zu erhalten?

Die Welt ist jetzt ein Land.

Der Menschengeist, so zersetzend er geworden ist, hat Zeit und Raum verschlungen; ist es ein Wunder, wenn er sich nun verliert in diesem unermeßlichen Raum, in welchem er alle Schranken, alle Wegweiser, alle Meilenzeiger niedergerissen hat? —

Wir haben den Ocean entdeckt, wir haben die neue Welt gefunden, — aber wir sind noch nicht im Stande gewesen, einen Kompaß zu erfinden.

Einen Kompaß? —

Ist es nicht die Religion und immer die Religion, welche stets nach Nord und Süd zeigt, welche den Menschen stets belehrt, wo er sich befindet zwischen Himmel und Erde? —

Einen Kompaß? —

Ist es nicht die Politik, die dem Menschen zur äußeren Freiheit verhelfen will, um ihn zur innern reif zu machen? —

Einen Kompaß? —

Ist es nicht die Philosophie, welche den Menschen über die Wahrheit der Gottheit, über den geistigen Gehalt der Welt belehrt, und ihm genau sein Ziel vorschreibt?

Ach, — was will nicht Alles Kompaß sein in dieser Zeit des kreuzritternden Menschengeistes, welcher nicht ausgezogen ist, ein heiliges Grab, — sondern eine neue Welt zu erobern; welcher nicht gegen die Sarazenen, — sondern gegen die Dogmen kämpft, welcher alt oder neu das Leben, die Entwickelung gefangen hält.

Und doch ist es wahr, daß, — wie die Zeiten auch sein mögen, wie Schlimmes und Entsetzliches sich auch vorbereite, — es nur einen Kompaß giebt, welcher das Menschengeschlecht zu retten vermag: — Gott.

Gott! —

Wehe Allen, welche es nicht wissen, daß dieser Gott kein Dogmengott ist, sondern daß er der Gott der Duldung, der Milde, der Verzeihung und der Liebe ist!

Aber leider beherrscht der Haß und die Heuchelei unsere Zeit! —

Man täusche sich nicht: — Haß ist keine Kraft; — Heuchelei ist keine Klugheit.

Wer haßt, gesteht seine Schwäche; wer heuchelt, seinen Unverstand.

Es giebt nur eine Waffe, die Welt zu erobern:

Wahrheit und Liebe.

Nachschrift.

Die Memoiren der Lola Montez sind mit der Verheirathung mit Heald abgeschlossen; wir glauben jedoch, daß es den Lesern nicht unangenehm sein wird, noch Einiges über den merkwürdigen Prozeß zu hören, in welchen die Verwandten des Herrn Heald die Lola Montez verwickelt hatten, denn die sehr angesehene Familie des ehemaligen Garde-Lieutenants Heald legte Protest gegen die Verbindung ihres jungen Anverwandten ein und reichte zu gleicher Zeit eine Klage gegen seine Ehegattin wegen Doppelehe ein.

In Folge dieser Anklage wurde Lola Montez verhaftet und vor die Schranken des Polizeigerichtes gestellt.

Wir geben diesen Bigamie-Prozeß in aller Kürze nach der Mittheilung eines englischen Blattes.

In den Zugängen zu dem Polizeigerichtshof in der Malborough-Straße, — erzählt die Daily News vom 7. August 1849, — war gestern großes Gedränge, da verlautete, daß die Lola Montez, die als Gräfin von Landsfeld bekannte Lady, auf die Anklage wegen Bigamie verhaftet worden und vor dem sitzenden Magistrat zum Verhör gebracht werden sollte. Man hatte Anord-

nungen getroffen, die Ueberfüllung des Gerichtssaales zu verhüten.

Herr Clarkson trat als Ankläger, Herr Bodkin als Vertheidiger auf.

Am 6. August um 1½ Uhr erschien die Gräfin v. Landsfeld am Arm des Herrn Heald, ihres jetzigen Gemahls, und man stellte ihr einen Sessel vor die Schranken. Herr Heald durfte neben ihr sitzen. Die Dame zeigte sich nicht in mindesten verlegen (quite unembarassed) und lächelte mehrmals, indem sie mit ihrem Gatten flüsterte. Sie gab ihr Alter zu 24 Jahren an, sieht aber wie eine Frau von 30 aus. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid mit anschließendem schwarzsammtenem Mieder, einen blau ausgeschlagenen weißen Strohhut und einen blauen Schleier. Von Gestalt ist sie mittelgroß und ziemlich rund (rather plump); mit ihrer bleichen, dunkeln Gesichtsfarbe contrastiren zwei ungewöhnlich große blaue Augen, von langen schwarzen Wimpern umschattet. Ihr muthmaßlicher Ehegatte, Herr Heald, ist ein schlanker junger Mann von sehr juvenilem Aussehen, mit straffen Haaren und dem Anflug eines blonden Schnurrbärtchens. Die aufgestülpte Nase gibt ihm ein sehr einfältiges Aussehen; indessen seine Heirath würde auch bei der schönsten griechischen Nase eben nicht auf geniale Begabung schließen lassen. Während des ganzen Verfahrens hielt er eine Hand der Gräfin in seinen beiden eingeschlossen und drückte sie zuweilen mit Inbrunst; manchmal flüsterte er ihr mit der zärtlichsten Miene in's Ohr und preßte ihre Hand mit Wärme an die Lippen. Nun erhob sich Herr Clarkson. „Wie schmerzlich," sagte er, „auch die Lage ist, worin die zu meiner Linken sitzende Dame (die Tante des Herrn Heald) sich befindet, so glaubt sie es doch ihrem verstorbenen Bruder, dem Vater des hier im Gerichtshofe befind-

lichen jungen Gentleman, schuldig zu sein, die Beweismittel vorzulegen, welche sie veranlaßt, diese Dame des Verbrechens der Bigamie zu beschuldigen. In Erfüllung meiner Pflicht werde ich Ihnen zu beweisen haben, daß der Herr Heald, der Sohn des verstorbenen Herrn George Heald, vor dem Bureau des Kanzleigerichts mit der an seiner Seite sitzenden Dame, Elise Rose Anna oder Rosanna James, die Ceremonie der ehelichen Trauung durchgemacht. Ich werde Ihnen ferner beweisen, daß die Dame die Ehefrau von Thomas James, zur Zeit Kapitän im 21. bengalischen Regiment eingeborener Infanterie, ist, welcher dermalen mit seinem Regiment in Indien steht. Das der an der Schranke befindlichen Dame von Miß Heald, der Tante und zeitweiligen Pflegerin des jungen Gentleman, schuldgegebene Verbrechen ist, daß sie, wohl wissend, daß ihr Gatte, Kapitän James, noch am Leben, oder daß aller vernünftiger Grund vorhanden, ihn noch lebend zu vermuthen, gleichwohl eine andere Ehe geschlossen. Ich will hier in keine Details eingehen, die irgend Jemanden unnöthigerweise kränken könnten; aber diese Thatsachen muß ich aufführen. Die Dame nennt sich Gräfin v. Landsfeld, und was auch ihre Auszeichnung oder Notorietät sein mag, ich enthalte mich jedes Anspielens darauf bei dieser Gelegenheit. Der junge Gentleman, der jetzt als ihr Gatte gilt, ist am 19. Juli d. J. volljährig geworden; er besitzt ein beträchtliches Vermögen, 6000 bis 7000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte. Eben am Tage, da er großjährig geworden, verheirathete er sich mit Mißtreß James, die schon verheirathet war. Ihre erste Ehe, mit Herrn James, ward am 23. Juli 1837 geschlossen; Herr James war damals Lieutenant in dem Regimente, wo er jetzt Hauptmann ist. Sie wurden in Meath, in Irland, getraut, und ich habe eine Abschrift des Trauscheins; die Braut ist darin als „Rosa Gil-

bert, ledig," aufgeführt. Wegen dermaliger Abwesenheit der betreffenden Zeugen kann ich die legale Thatsache dieser Heirath noch nicht darthun; aber hier ist ein Beamter des Consistorialgerichtshofs, der eine Abschrift der Verhandlungen in demselben vorlegen wird, und ich werde mich darauf beziehen, um zu zeigen, daß die an der Schranke befindliche Dame, damals die Ehefrau von Lieutenant James, mit ihm nach Indien ging und ohne ihn nach England zurückkehrte. Ich werde den Kapitän Ingram vorführen, der die Dame herübergeleitet un ihre Identität beweisen wird. Indessen über diesen Punkt werden sich keine Schwierigkeiten erheben, denn die Dame selbst gestand bei ihrer Verhaftung zu: sie sei das Eheweib von Kapitän James gewesen, aber Lord Brougham habe ihr im Oberhaus (welches bekanntlich das oberste Ehescheidungsgericht für's britische Reich ist) eine parlamentarische Scheidungsakte erwirkt. Wenn eine solche Parlamentsakte existirt, so wird sich ihrer Niemand besser zu bedienen wissen, als mein gelehrter Freund, der als Vertheidiger erschienen ist. Ich aber werde beweisen, daß der geistliche Gerichtshof nur eine Trennung von Tisch und Bett bewilligte. Zunächst werde ich die zweite Verheirathung und Identität der Partheien darthun. Ferner werde ich durch ein Document vom India-Haus über den Effectivstand der indischen Armee vom Ende Junius dieses Jahres im Stande sein, als ganz unzweifelhaft zu erweisen, daß Kapitän James, der Ehemann der Dame an der Schranke, damals in Indien am Leben war. Ich muß hinzufügen, daß diese Procedur von der Tante, Miß Heald, veranlaßt ist, ohne Zustimmung des Hrn. Heald, ihres Neffen, der ohne Zweifel, wenn er könnte, die Fortsetzung dieser verhindern würde. Miß Heald hat es für ihre Pflicht gegen die sehr achtungswerthe Familie des jungen Gentleman erachtet, dieses Verfahren selbst ohne seine

Zustimmung einleiten zu lassen, und es wird wohl Niemand wagen, die Beweggründe der Miß Heald oder die Reinheit ihrer Absichten bei diesem Schritt anzufechten.. Ich stelle an den Gerichtshof das Gesuch, die an der Schranke befindliche Dame zu remandiren (d. h. für eine spätere Gerichtsverhandlung aufzubewahren), bis wir die erforderlichen Zeugschaften aus Indien stellen können. Dann hoffe ich zu beweisen, daß, als die Dame den jungen Gentleman ehelichte, am 19. Juli nämlich, ihr Gatte, Kapitän James, in Indien am Leben war." Nun wurde Miß Heald, eine ältliche Dame, vernommen. Sie sagte aus: sie sei die Tante des Herrn Heald und habe sich verpflichtet gefühlt, diese Untersuchung anstellen zu lassen. T. Montague, Clerk (Sekretär) im Consistorialgerichtshof, legte Abschrift eines Decrets in der Scheidungsklage „James gegen James" vor; es lautete bloß auf Trennung **a mensa et toro**. Gräfin v. Landsfeld, mit lebhafter Geberde: „Ich leugne das nicht." Herr Clarkson las das vom 15. Dezember 1842 datirte Consistorialdecret ab; es besagt ausdrücklich: Thomas James und Elisa Rosa Anna James seien von Tisch und Bett geschieden, aber keiner von beiden Theilen sei berechtigt, so lange der andere Gatte lebe, eine neue Ehe einzugehen. Ein Clerk vom Ostindienhaus legte den oben erwähnten Nachweis über den Effectivstand der indischen Armee vor, wonach Kapitain James am 13. Juni dieses Jahres noch lebte und bei seinem Regiment stand. Ferner wurde die am 19. Juli dieses Jahres zwischen George Trafford Heald und Maria Torez in der fashionablen St. Georgskapelle auf dem Hannover-Square in London vollzogene Trauung amtlich bewiesen. Polizei-Sergeant Gray vom Entdeckungscorps (**detective foωce**, d. h. der Polizeimannschaft, welche Inculpaten nachzuspüren hat): „Ich nahm die Gräfin heute Vormittag 9 Uhr in Nr. 27 in der Halbmondstraße in Ge-

wahrsam. Sie wollte eben in ihren Wagen steigen. Ich sagte ihr, daß ich sie wegen Bigamie verhaften müsse." Die Gräfin antwortete, sie sei durch Parlamentsakte von Kapitain James geschieden, und fügte bei: „Ich weiß nicht, ob Kapitain James am Leben ist oder nicht; auch kümmere ich mich nicht darum. Ich ward ihm unter einem falschen Namen angetraut, und es war keine legale Heirath . . . . . . Lord Brougham war im Oberhaus gegenwärtig, als ein Scheidungsdecret ausgefertigt wurde. Kapitain Osborne kann es beweisen." Kapitain Charles Ingram, Befehlshaber des ostindischen Handelsschiffes Larkin, bestätigte, daß er im Jahre 1841 — 42 die Mrs. James von Indien nach England übergeführt, und daß Kapitain James sie an Bord begleitet. Er zweifle nicht, daß die im Gerichtshof anwesende Dame die nämliche Person sei, wiewohl sie seitdem sich beträchtlich verändert. Nun trat der Sachwalter, Herr Bodkin, auf. Er erscheine, sagte er, als Vertheidiger der Dame, die man heute Morgen auf die Polizei geschleppt, um auf eine Anklage zu antworten, die in seiner ganzen Praxis beispiellos dastehe. Er erinnere sich keines Falles von Bigamie, wo weder der erste, noch der zweite Ehemann als Kläger aufgetreten: Die Sache werde indessen untersucht werden, und wenn etwas Gesetzwidriges vorgefallen, werde man den schuldigen Theil zur Verantwortung ziehen. Zur geeigneten Zeit hoffe er zu beweisen, daß die Ehe der Dame mit Herrn Heald eine rechtmäßige Handlung gewesen. Die Angeklagte, welche in einem Alter von 15 oder 16 Jahren den Herrn James geheirathet, sei des guten Glaubens, daß sie im Hause der Lords eine Scheidungsbill erlangt. Das möge jedoch ein Irrthum sein, in welchen die Gräfin aus Unkenntniß der englischen Gesetze verfallen. Sollte selbst das ihr zur Last gelegte Vergehen begangen worden sein, so sei es unter Um-

Wir fügen schließlich noch hinzu, was die Memoiren, welche in der That von Papon begonnen zu sein scheinen, aber, — wir wissen nicht aus welchen Gründen, da selbst Lola Montez darüber im Dunkeln zu sein erklärt hat, — von ihm schon beim Anfange abgebrochen*) und von einigen Anderen, wie der Titel besagt, dann fortgesetzt sind, von dieser merkwürdigen Frau sagen.

Zugleich fügen wir die Notizen bei, welche darin enthalten sind.

Nach dem Vorgegangenen traute Herr Heald dem englischen Gesetze so wenig wie der Launenhaftigkeit des schönen Wetters, — er suchte sein junges, schönes Weib jeder ferneren Gefahr zu entziehen und in Sicherheit zu bringen.

Noch am 6. August, Abends, gleich nachdem Lola gegen Caution in Freiheit gesetzt war, — meldete die Morning-Post, — ist Herr Heald nach dem Continent abgereist. Bigamie ist vor dem englischen Gesetze keine Kleinigkeit: früher wurde sie mit dem Tode, seit der Beschränkung der Todesstrafe auf

*) Lola Montez, Memoiren in Begleitung vertrauter Briefe Sr. Majestät des Königs von Bayern. In 1 Bande. Stuttgart, 1849.

Mord und Hochverrath wird sie mit lebenslänglicher oder vieljähriger Deportation bestraft.

Dieser Fall von Bigamie findet indessen in der Mehrzahl der Londoner Journale mehr eine für die Gräfin Landsfeld günstige Beurtheilung.

Nicht übergehen können wir hier doch die naive Bemerkung, welche der „Globe" auch über die Masse von Lieutenants-Amouren macht; er sagt: „Es sei doch auffallend, wie tief in diese fashionable Geschichte das Militär verflochten sei, denn sie „wimmle" ganz von Kapitäns und Lieutenants. Man wisse nicht, ob man den hintenangesetzten Civilstand mehr bedauern oder mehr beglückwünschen solle."

„Herr und Frau Heald sind in Paris angekommen. Ihr Mann hat ihr ein Witthum von 2000 Pfd. Sterling jährlich ausgesetzt.“

Von Paris selbst hören alle weiteren Nachrichten auf, bis wir unterm 30. August 1849 aus Marseille erfahren: „Lola Montez und ihr Gemahl sind in strengem Incognito hier angekommen und haben sich sofort auf der „Marie Antoinette“ nach Rom eingeschifft, um die Flitterwochen des Gemahls in Italien zuzubringen.“

Während man fröhlich und wohlgemuth das junge Ehepaar unter italienischem Himmel glaubte, hörte man auf einmal nach ungefähr zwei Monaten aus spanischen Blättern, daß Lola Montez mit ihrem neuen Gemahl so lebhafte „Erörterungen“ gehabt habe, daß es zu Thätlichkeiten zwischen ihnen gekommen sei. Die Gräfin Landsfeld habe Herrn Heald einen Dolchstich versetzt, und dieser sich hierauf auf und davon gemacht, so daß Lola in einem Gasthaus zu Tolosa ohne alle „Hülfsmittel“ zurückgeblieben und genöthigt gewesen sei, den Beistand des englischen Consuls in Anspruch zu nehmen.

Den Anlaß zu diesen lebhaften „Erörterungen“ soll der wiederholte Besuch eines französischen Marquis bei Lola Montez

gegeben haben. Nachdem sich nämlich Letzterer von Lola entfernt hatte, gewahrte sie zum ersten Mal ein zornbleiches Gesicht an ihrem Gemahl und betroffen eilte sie ihm nach, schlang den Arm um seinen Hals, und fragte zärtlich: „Was hast Du? . . . Zürnst Du mir?"

„Elende Koketterie!" erwiederte er, sich unsanft von ihr losmachend, „glaubst Du, ich durchschaue Dein falsches Spiel nicht? Ich ahnete schon längst etwas mit diesem Franzosen und gebiete Dir, ihn aus dem Hause zu weisen."

Lola trat einen Schritt zurück . . . „Bist Du wahnsinnig? . . . was that ich denn, einen so unsinnigen Argwohn zu wecken? . . . Ich ihn lieben . . . wie fang' ich das an?" Sie lachte hell auf.

Heald's Augen rollten. — „Du täuschest mich nicht durch diese erlogene Naivetät . . . er betritt meine Schwelle nicht wieder, das sagst Du ihm, ich will es so . . . verstehst Du mich? . . . oder . . ."

„Kein Oder!" unterbrach sie ihn stolz. „Der Marquis ist mir als Mann gleichgültig, aber sein Umgang als sehr gebildeter angenehm. Eine freundliche Bitte hätte ich vielleicht berücksichtigt, einem albernen Argwohn, einer Drohung gar, beuge ich mich nicht." Sie drehte ihm den Rücken zu.

Er sah sie mit düsteren Blicken an. „Du willst nicht?" murmelte er in sich hinein. „Wohlan denn, die Folgen kommen über Dich!"

Lola ging auf ihn zu; ihr Gemahl suchte sie aber verächtlich von sich zu stoßen, wobei sie sich mit ihrer gewöhnlichen Waffe, dem Dolche, wehrte.

Herr Heald verließ auf dieses seine ihm noch nicht lange angetraute Frau.

Die „**Assemblée nationale**" erzählt aus Barcelona, vom

20. October 1849, daß Lola Montez ihren Gemahl wieder errungen habe. Zwei Tage, nachdem sich Heald von ihr getrennt hatte, schrieb er ihr von Mattaro aus, bat sie um Verzeihung, und der folgende Tag sah das Paar wieder vereinigt.

Wieder vereinigt, in dem Lande, wo sie in ihrem ersten Jugendfrühlinge als schlichtes Mädchen harmlos Fandango und Bolero tanzte; wieder vereinigt als Gräfin, mit einem reichen Engländer.

Diese sonderbare Erscheinung in der Frauenwelt, die dem Schicksal ihr Glück abtrotzte, und die im Unglück nie den Muth verlor, mußte das Auge aller Welt auf sich ziehen. Nachdem sie von ihrem Gemahl, Heald, entlassen worden, war die richtende Stimme des Publikums sofort mit dem Ausspruche allbereit: „Nemesis hat sie ereilt!" — Aber wir vergessen nicht hier ihrer eigenen Worte: „Wenn mir die Festigkeit des Steuers fehlt, so wird es mir hoffentlich nie an Muth gebrechen, im entscheidenden Augenblick noch die rettende Planke zu ergreifen!" ja, wir erlauben uns die Bemerkung beizusetzen — und sei es auch . . . das Grab!

So weit gehen diese Nachrichten.

Man hat aber später dann und wann einige Notizen von der Lola Montez gelesen, deren Wahrheiten erst verbürgt werden müssen.

Daß sie im Jahre 1850—51 in Frankreich war, das steht fest, weil sie daselbst ihre Memoiren wenigstens begonnen hat, denn wir werden uns erinnern, daß ihr Brief an den König Ludwig von Bayern „Paris 1851" datirt ist.

Plötzlich aber theilten belgische Blätter mit, daß sie sich in Brüssel befinde und in einer belgischen Stadt abermals die Bühne betreten habe.

Diese Thatsache ist kaum glaublich, denn es ist doch jedenfalls anzunehmen, daß die Dame Lola Montez, Gräfin v. Landsfeld, Vermögen genug besitze, um nicht wieder zum Ballette ihre Zuflucht nehmen zu müssen.

Und daß sie noch von der Leidenschaft des Tanzens gequält werde, ist nicht anzunehmen, da in ihren Memoiren sich von der Zeit an, da sie die Bühne verlassen hatte, also in München, nirgends eine Andeutung findet, vielmehr läßt sich aus verschiedenen Aeußerungen das Gegentheil annehmen.

Dennoch mußte diese Nachricht, welche sie als Tänzerin erscheinen läßt, mindestens auf einem Irrthum beruhen.

In der neuesten Zeit aber tauchte diese Celebrität urplötzlich wieder auf, und zwar ward sie in Verbindung mit einem Namen gebracht, welcher für ganz England ein Gegenstand des größten Enthusiasmus war.

Es hieß nämlich, sie habe sich auf demselben Schiffe, auf welchem Kossuth nach Amerika gefahren sei, dorthin eingeschifft.

Ob diese Nachricht richtig ist, dieser Frage können wir uns überheben, weil wir nicht glauben können, daß Lola Montez England nach ihrem Bigamie-Prozeß wieder betreten habe.

Denn man weiß ja nicht, ob dieser Prozeß zu ihren Gunsten entschieden worden wäre. —

Sollte es aber dennoch der Fall sein, so wollen wir sie in Gottes Namen über den Ocean schwimmen lassen und warten, bis sie wiederkehren wird, denn ist es glaublich, daß diese unruhige Frau sterben werde, — bevor sie todt ist?

Sie wird sicher bis an ihr Ende von sich reden machen, und vielleicht gar wird die Zauberin, welche Rollen an ihre Wiege befestigt hat, dergleichen an ihren Sarg machen, und es wird ihr ergehen, wie allen berühmten und großen Todten, wie Moses, wie Lykurg, wie Solon, wie Napoleon, man wird nicht glauben, daß sie gestorben ist, bis man ihr Grab oder gar ihre Gebeine gesehen hat; sie wird aber, nie todt, eine unruhige, drohende und gespenstrische Erscheinung, die Hoffnungen und Befürchtungen der Menschen wach halten.

Sie hat ja dem Männergeschlecht, wie sie selbst erklärt, den Fehdehandschuh hingeworfen; wer wird ihn aufheben in einer Zeit, wo man sich so sehr vor Gespenstern fürchtet?

Wo man mit Recht fragen kann: Wer will?

So sei uns denn, — so schließen wir als Männer unser

Gebet, — der Himmel günstig, daß uns außer den vielen bösen Geistern, die uns und unsere Zukunft bedrohen, nicht noch der Geist der Lola Montez überfalle; wir wünschen nicht ihren Tod, nichts weniger, möge sie lange und glücklich leben; aber haben wir nicht schon Krieg genug — als daß uns noch die Weiber ihn erklären müssen?

Haben wir nicht Krieg genug im Hause? Krieg auf den Straßen, Krieg in den Blättern, Krieg in der Kirche, Krieg in der Staatsweisheit, Krieg in den Kammern, — Krieg, Krieg, wohin wir blicken?

Möge sie uns also in Frieden lassen, die Lola Montez, denn das Männergeschlecht ist wahrlich jetzt geplagt genug, — will sie uns etwa noch unsere Frauen und Töchter in den Harnisch jagen?

Es giebt keine gefährlicheren Wesen, als weibliche Demagogen.

Wenn wir Männer Despoten sind, so werden wir dennoch die Uebermacht der Frauen gerne anerkennen: — die Bajonnette sind niemals so spitz, — als rabulistische Frauenzungen.

Und was wird Lola Montez thun, wenn kein Mann den von ihr dem ganzen Männergeschlechte hingeworfenen Handschuh aufnehmen wird?

Was sie thun wird?

Sie wird alt und häßlich werden und Runzeln bekommen, — kann sie den Männern etwas Schlimmeres thun?

Druck von Carl Schultze in Berlin.